



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Hoffmann's spätere Werke.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

## Hoffmann's spätere Werke.

## Vorrede.

„Vorher hatte die Fremde mit einem sehr edeln Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rheine her gesendet. Er schenkte den Rest ein in die Gläser und sprach: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wohlthätige Mischung kommt, daß wir uns auf lange Zeit trennen, vielleicht niemals wiedersehen.“ — So endete Hoffmann (Theodor) am Schluß des Jahres 1818, in voller Gesundheit und Frische, den vierten Band seiner Scavaniaden, — und die Mitte des folgenden Jahres sah ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Wenig blieb dem dem überlebenden Freunde auch das Gedächtniß, die letzten Reden des Verstorbenen zu sammeln, die Hoffmann selbst, hätte er nicht ein früheres Tod erlitten, in einer andern Form, als die in den Scavaniaden gewählte, über die er aber mit sich noch nicht auf dem Reinen war, je einem Ganzen zu vereinigen verabsichtigte.

Der Verstorbenen Verhältnisse der einzelnen größeren hier enthaltenen Dichtungen sind es verzeihen, folgendes zu bemerken.

Die Doppeltgänger gehören, ihrem Anfange nach, in eine weit frühere Periode des Lebens von Hoffmann, als diejenige, in welcher sie (in v. Vieten'scher und Kühner'scher Festschreibung) gedruckt erschienen, nämlich in die Zeit, wo Hoffmann von Leipzig nach Berlin kam. Dort lernte er, wie in der Biographie erzählt ist, durch den Herausgeber, dessen Freunde, Chamisso und Contessa kennen, und verarbeitete mit diesen gemeinschaftlich einen Roman auf die Weise zu Berlin, als früher ein solcher aus einer Verbindung zwischen Bernhardt, Knaut, Wilhelm Rummann und Baumbagen v. Enke hervorgegangen. Das was ihm dabei verarbeitete Verfassern war folgendes. Eine hatte angefangen, und sein Kapitel dem nächsten mitgetheilt, diese schrieb das zweite, der folgende das dritte, und so weiter, in wechselnder Reihe, mit voller Berücksichtigung eines jeden, die Handlung nach seinem Gutdünken fortzuführen. Das nächste im Urtitel enthaltene seltsame Buch: „Die Verlaube und Hindernisse Karls, Kralus in der Realschulbuchbildung 1808“ ist wenig bekannt geworden, es gleich als die Schicksal nicht verdient, indem es einzelnes Vertheilt enthält. Hoffmann sprach es ungern an, und er ging mit großer Liebe in das verabsichtigte ähnliche Werk. Aber die Sache zerfiel sich bald nach dem Beginn, und so mochte Contessa Gebrauch von dem von ihm Ausgearbeiteten, in seinem „Bild der Mutter,“ Hoffmann aber von dem Seinigen

in den Doppeltgängern, weshalb man in beiden Erzählungen auf die weltlichen Figuren, den Maler Georg Haberland, den Wirth, u. s. w. sieht. Wodurch Hoffmann bewegen werden, den Stoff von Schiller's Räubern zu einer Erzählung zu verarbeiten, ist uns nicht bekannt.

Die Fremden und die Geheimnisse verdanken ihre Entstehung den ersten Nachrichten von der Abhüttelung des Lebens der Griechen.

Der Elementargeist hat, so viel wir wissen, keine besondere Veranlassung. Neben die Datura fastuosa ergießt sich das Nähere aus einem Brief, welches Hoffmann unterm 13. Januar 1818 an den berühmten Naturforscher, Professor Lichtenstein in Berlin schrieb, worin es heißt:

„Chamisso hat mir als Vermächtniß die Idee einer Erzählung hinterlassen, die ich auszuwickeln eben im Begriff stehe. Ein Professor der Botanik stirbt und hinterläßt nicht allein eine sehr reiche Pflanzensammlung, sondern er hat auch in einem kleinen besonders angelegten Treibhause ganz seltene fremde Pflanzen und Blumen gezogen. Unter diesen befindet sich ein Exemplar, von dem es ganz unerbeyt ist, daß es in diesem Himmelsstrich selbst in einem Treibhause gediehe. Die Wittve (eine ganz alte Frau) veranlaßt nicht davon, da sie selbst mit der Wartung der Pflanzen besetzt ist und daran Freude hat. Sie verwehrt selbst dem Ansuchen des seligen Herrn, einem unglücklichen enthusiastischen Botaniker, dessen ganzes Herz an seiner seltenen exotischen Pflanze im Treibhause hängt, den Zutritt, bis er sich entschließt, ihr, die Alte, zu heirathen.“

Ich bin nicht Botaniker, muß also irgend eine botanische Wert tüchtig lesen und mich impregniren. Könnten Sie mir auch wohl eine fremde Pflanze nennen, die Chamisso etwas gemüthlich haben dürfte? u. s. w.“

Meister Wacht endlich, wie aus der Biographie bekannt, auf dem Strebelager, bei gänzlich gelähmten Händen, dicitur, enthält Erfahrungen und Schilderungen von Charakteren aus Bamberg, die wir jedoch nicht deutlicher nachzuweisen vermögen. Je näher Hoffmanns Ende herantrat, und je mehr er verkränkt wurde, den schönen Sommer, in welchen dasselbe fiel, im Freien zu genießen, desto lieber schmeckte er mit der Fantasie über die Gränze des Krankenjammers hinaus, in die von ihm in besseren Zeiten durchwanderten schönsten Gegenden die er gesehen, die süddeutschen. Darum bewegt er sich in seiner letzten vollendeten Erzählung, eben diesem Meister Wacht, in Bamberg, und in der allerletzten unvollendeten, dem Feind, in Nürnberg. Vielleicht daß dies Leben in der Erinnerung des vielfach Erfahrenen die oben als nichtselbst hingestellte Fiktion zu erklären dient; vielleicht auch der durch die Krankheit bedingte nur sehr mäßige Genuß des Reins; — doch machen diese gelegentlichen Bemerkungen durchaus keine Ansprüche, als Hypothesen zu sein, die eben so gut jede andere zulassen.

Geschrieben Berlin im Januar 1825  
und berechtigt am 1. Juli 1839.

Julius Eduard Hils.

\* Wieder abgedruckt in W. Rummann's Schriften. In zwei Theilen. Leipzig, P. H. Brockhaus 1835. Th. 2. S. 275 — 408.  
\*\* Das Bild der Mutter und das blonde Kind, von den Brüdern Contessa. Berlin 1818, bei Reimer.



# Die Doppelgänger.

## Erstes Capitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mühe vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst Du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, Du ehrvergessener Gevatter, Du gottloser Wirth zum goldenen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tode seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleichend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absteht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thiere ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spießhube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustren und seinen essigsäuren doppelt geschweiften Wein saufen, statt daß ich meinen vortreflichen Hochheimer und Nierenkeiner selbst austrinken muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrzagen und ruiniert sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm, sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldenen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“

So schrie der Wirth zum offenen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam forttrieb in das unsern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verflörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht,“ sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeit wegen gesteuert wird.“ „Warum?“ fragte Deodatus. „Ach,“ fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Drakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten

über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falsch sagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen, und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube?“

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwast, denn eben trat der hübsche Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpfen, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuss des Augenblicks tödte.

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weither Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunkeln geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfnen Funken immer frischer und strahlender emporsteigt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, — war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpfet. Er hörte eine niedrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres; es war als dränge ihn eine unbekante Gestalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Gut da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldenen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen.“

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darein



auf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Hauptbestand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein feilisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus der Scherzgabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein lang vor sich hinlächelte, meinte, der hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn er die Ehre habe, werde bald der verdammten Here das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pflückerin sey und keine wahre menschliche Here. Denn daß sie jedes Lebenslauf in der That habe, und in nuce, wiewohl in absonderlichen Hinsicht stützten Redensarten, durch den Raben herbringen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bildhändler am Orte gewesen, in dessen Bude er jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist,“ rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmaler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!“

Deodatus schon zum zweitemal als Herr Haberland, so wie er nun vernommen, ein Maler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spieß jenes ihm unbekanntes Haberland. Aber bis zum Entschließen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mann in Reisekleidern auf ihn zuströmte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — lieber Bruder Georg, hab' ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Stalia! Aber Du siehst so blaß und verstört aus?“

Deodatus erwiderte die Umarmung des ihm unbekanntes Fremden, als sey er in der That der längst suchte und erwartete Maler Georg Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Aeußerungen verkündet hatte. Er wollte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschloßen. Aber jene Ironie des tiefsten Humors gegen fremde unerreichbare Willkür, in der man eigenes zu bewahren und zu erhalten strebt, ergriff ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglühete hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Si Du unbekannter Bruder, wie sollt ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Ueberzug, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der mich deckt und preßt. Si Du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Maler Georg Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie Du mir heute vorkommst, Georg. Bist Du denn wieder einmal von Deinem wunderlichen Wesen befangen, das über Dich kommt wie eine periodische Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was Du denn mit all' dem unverständlichen Zeuge sagen willst, das Deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte,

schrte er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthunende Schwermuth mich befangt, je weiter ich fortwandere. Solltest Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schaal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldenen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen, von dem Schimmer geweckt, die lieblichen Augen auf, und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerpringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Seyn! — Ich gedanke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir, als müßte mir eben in Hohenflüh was besonderes begegnen; woher dieser Glaube, weiß ich nicht!“ —

„Nun sage mir,“ sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er diese gelesen, „nun sage mir nur, Bruder Georg, wie Du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst.“

„Ja lieber Kunstbruder,“ erwiderte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar possierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was Du eben laest, und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den Du!“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann herein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle sich an all' das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau, selbst aufträte, wie eine zweite Sibille oder Pythia, und in beinahe wilder Begeisterung räthselhafte Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Manne ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen zu seyn schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürbrüder in der Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlig überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf drohend die Thüre hinter sich



zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfasst, das leise Geflüster verstummte und in dumpfem, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbareren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachstadler! schwing Dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgesteckten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich lip-pige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörst Du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Blutwurm leuchtet.“

Da ging ein entsetzlicher, herzzerstreuender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klage töne, habt Ihr Euch losgewunden aus der Brust des Menschen, das ihr vermöget, frei Euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt Ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Luft war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst Du hier? — Fort! fort! — Der Mord ist hinter Dir her! — Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth eingehändigte und das richtig an ihn adressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

Graf Hector von Bellis.“

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“ — So murmelte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dieß gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängte. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerpringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannt bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und fortsteuerte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindet, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte.

„Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unerschrocken mit sich forttrieb. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfassen und eine süße Stimme flüsterte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst Du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf, indem er halb ohnmächtig von Entzücken die Gehechte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort, im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch.

„Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“

Deodatus, zur Besinnung gekommen, ließ halten, hing aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „Die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

## Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Luzern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reutlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonst, der Residenz des Fürstbischofs Nemigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonstig solch ein allgemeines Piano, wie es wa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Soeben daher, und selbst ein notwendiger Janz wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Concerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich



die armen, zur Traurigkeit verdamnten Consiher einst vorzuziehen, so mußten sie hinüber ziehen nach Dorschlag. Dies alles kam daher: Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die zwanzig seyn, in furchtbarer Lust, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Eine Consiher zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Hölle gleichen, in der das düstre Stillschweigen der verwesenen Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Knechte und die notwendigste Dienerschaft mochte er haben, und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte sich nur durch eine Geheube merken lassen, daß er den Pfaffen in der Kutsche wisse.

Aber die Ursache dieser Melancholie gab es nur wenige Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürsten den Erbringen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel erkönte, wenige Monate nachher, Mutter und Kind verschwand auf ungreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Kabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verflöhen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Dorn, erster Minister und gewöhnlicher Liebhaber des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verwerfliches Verhältnis zwischen der Fürstin und dem Grafen entdeckt, und an der Rechtheit des gebornen Sohnes zweifelt.

Alle, die die Fürstin näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbeflecktesten Jugend, wie sie die Fürstin bewährte, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand in Consiher durfte bei harter Abndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstin äußern. Aufpasser lauerten überall, und pöbliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb dieses Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so warfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben, kein Wort gesprochen werden, und dieser tyrannische Zwang war die argste Bedrückung der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof.

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor dem Hofen von Consiher gelegenes Landhaus mit einem weitläufigen eingezäunten Park.

In den düstern wilderwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem wüsten Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Warzikulirte Töne — ein Keuchen — Stöhnen — Schreien wieder ein widriges Quiken — Grunzen — und dann wie in ersticker Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen, einzubringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgrämigsten Smelfunus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glattes Fallstaflein in den schmucklosen Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angezogen, waren im heftigsten Faustkampf begriffen. Der Größere schälte mit den langen Armen, die mit den gekrümmten Fäusten mächtigen Streiktocken nicht unähnlich, sich unermüdet auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders rathsam schien,

als schnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend sechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perrücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nutzte strategisch die Puzderwolke, die ihn einhüllte, duckte schnell nieder und unterließ mit vorgestreckten Fäusten so bebende und geschickte den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überfüzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterbaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knien und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, firschlau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spizen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball, und niederfüzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimnten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat Euch eingelassen? Was wollt Ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimten Gymnastiker sich aufrasteten vom Boden, wie sie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Wortes, keines Lauts mächtig, vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort!“ rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich Euch, wenn Ihr noch einen Augenblick weilt.“

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faste den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's? spricht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz.“

Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahndet, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenfluh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Vort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammentrafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schilbnamen bezeichnet werden.

Also! — der goldne Bock, ermutigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch furchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredsamkeit dem Fürsten all die Unbill vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und andre Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weiße Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schönen Künsten, von ihren Drakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner seits halte das Weib für nichts anderes, als



für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerin, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätte es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die geschicktesten brillantesten Hetzen, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildete Sonnambüle. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt, und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergehend, brach das silberne Lamm los und schrie: „Derjenige, welcher behauptet, daß der junge Herr Georg Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spießhube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Weinschellen getragen und die Waffen gekehrt. Vielmehr habe wohlthätige Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neuborser Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „Rette Natalien!“ daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt,“ stotterte der goldne Bock um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?“ zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler Georg Haberland — im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen; er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelles“ —

„Was? wer?“ rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurücksprallte. „Genug,“ sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt Euch beide fort augenblicklich. — Der wird den meisten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter Euch, so soll der Rath Euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!“

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen, und verlor sich schnell in's Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrauchten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das sil-

berne Lamm fest einclammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Segners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeiellenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Szenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig, und warfen beide ziemlich unsanft zum Wäldterthor hinaus.

### Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen  
Ueber Wiese, Fur und Feld,  
Hat manch Hoffen mich betrogen,  
Ist mir manche Lust entflozen  
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dieß bange Sehnen,  
Was den Schmerz in dieser Brust!  
Bittere Quaal! herbe Thränen!  
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!  
Fücht ich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,  
Dämmert noch mein Lebensstern?  
Soll ich's länger dulden, tragen,  
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sahn,  
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie, die ist mein innig Leben,  
Sie, die ist mein ganzes Glück,  
Süßen Träumen hingegeben,  
Schaut mit wonnigem Erbeben  
Sie mein liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden  
Der Geliebten Lichtgestalt!  
Kann ich nimmermehr gesunden?  
Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dieß Lied, das sein Freund, der Maler Georg Haberland gebichtet, leise vor sich sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Partbie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreulich nach der Natur in sein Malerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstern trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den man ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein,“ rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für Dich, mein Georg! — Fort, Dich aufzusuchen und nicht eher Dich zu verlassen, bis ich Dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks!“

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Scheuk. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf, einen leichten Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte, und dazu dreb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein alter



Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Zuerst schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Mann mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine possierliche Aeffchen hin und her hüpfen und sich herum batgten. Zweiteil ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreisförmigen Gesang, in dem das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen stimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quikten die Aeffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihm wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doctorperrücke, auf der ein winziges Zeehenbütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit goldenen goltschiffenen Aufschlägen, einen offenen Hamstrocken, schwarzseidene Unterleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterchwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuk des Wahnsinns, und wiederum regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Nasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf die Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis, und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebärden bald Kollernschüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die andern lachten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Leppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Puteinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über keine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Frage verzerrtes Antlitz emporkob in den Raum der Puppen und mit todtstarrten Augen gerade hin in den Kreis blickte. Puteinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, schienen über die Erscheinung des Riesenkopfs sehr erschrocken, dann erhobten sie sich aber, besehen sorgfältig mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Ohren, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tief sinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Kopfs und auf welchem Kumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Kumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Puteinell zeigte aber das gegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die

Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur, einer Synecdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Puteinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Kumpf abhanden gekommen, und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Häuften sich gegen Ohrspeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstere Geist einer Ironie spukte, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entkeimte. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — hergeleitester Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perrücke vom Haupt, wuschte schnell die Farben vom Antlitz.

„Wie? — Georg! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bitsäule erstarrt. „Was ist Dir, kennst Du mich denn nicht?“ So fragte Georg Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Wart Du,“ so sprach Berthold weiter, „wart Du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenfluh gekommen? — traf ich Dich nicht dort, begegnete Dir nicht seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte Dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das Du selbst Natalie nanntest? Wurdest Du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab ich nicht von Dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da Du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst Du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß — von einem Grafen Hektor von Zelis?“

„Halt' ein, Du durchbohrest mein Inneres mit glühenden Dolchen!“ so rief Georg im wilden Schmerz. „Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mit Natalie rauben wird!“

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank Georg auf die Nasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist noch nicht für Dich verhallt!

„Ich,“ sprach Georg, indem er sich die Thränen wegstrochelte, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe Dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold — Es ist Unrecht, daß ich Dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst Dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest Du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß Du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Maler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abconterfeite, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts



in Strassburg meine Proviantbäckerei — Du weißt, daß ich darunter das Portraitmalen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu malen für den entfernten Vater. Ich sah, ich malte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich Dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all' mein Sehnen, all' mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des malerischen Knaben zeigen dieß Bild eben so als die vollendeteren Gemälde des reisenden Künstlers. — Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich Dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstoßen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hector von Selios war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Kenglichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein mackerer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!"

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Josen — wir sahen uns verstoßen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er ist reif!“ — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf mich los mit gezogenerm Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloch. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!"

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerin stieß, die Du heute bei mir gesehen. Sie schwagte mir solch' abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achtete, sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: „Georg, mein Herzenskind, hast Du Natalien vergessen?“ — Mag es nun Hererei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, beherrschte mich, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen sollte und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt, finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles weiltäufig erzählen — mir brennt die Brust ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus! ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile — eile! ruft eine andere Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerin — sie hat Wort gehalten.“ — „Glücklicher Georg!“ sprach Berthold.

„Glücklicher?“ wiederholte Georg, indem er eine wilde Lache ausschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finst're Dickicht. — Natalie war ver-

loren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerin wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings, und wie Du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen."

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu, und sprach mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge."

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe ihres losen Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Vossen mehr Geld zu gewinnen.

Bornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schöner Landstreicherei und niedrigen Vossen sein Kunstleben opfere, mit ihm solle er nach Italien, und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Buge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Höheit selbst, sie sprach mit fester volltönder Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne Dich wohl, Du bist der Kupferstecher Berthold — Du bist sein Freund, aber ich — o Ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!"

Damit faßte sie Georg in ihre Arme, und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein kramphhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halb ohnmächtig auf die Rasenbank niedersinken, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhällte. „Starr mich nicht so an, Georg, mit Deinen Augen — warum wiffst Du mit immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!"

„Mutter!" rief Georg, indem er der Zigeunerin zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals bestig in ihre Arme, indem sie, keines Wortes mächtig, aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken, doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerin mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!" und schritt langsam von dannen.

Georg warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erschauern die Zunge band.

Wald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Gefels und das Quaken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolkes, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

#### Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Brantwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingebrungen war; der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl



der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kostbare Mittel würden aber auch diesen bald heben.

„Güte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Schicksal, von dem der Vater in dunkeln Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler Georg Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.“

„Und wie,“ sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehört, meinem unerkannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er für mich geraubt, wenn all' mein Sehnen, all' mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?“

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn mußten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde, und ein großer in einem Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldenen Bock auf dem Pore getroffen und er erriet, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nehmlich der Graf Hector von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stehenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrscheinlich,“ so begann er, „wahrscheinlich erkaunen Sie, mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden Sie erkaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall Sie gewisse Bedingungen“ —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keinesweges der Maler Georg Haberland sey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Verhältnisse sürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm in's Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland, oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien erkaunten wollen?“ —

„Natalie, o Natalie!“ seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Oho,“ sprach der Graf mit dem bittersten Ingeheim, „Sie lieben Natalien wohl sehr?“

„Mehr,“ erwiderte Deodatus, indem er vor Schwäche zurücktaumelte auf sein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum trauf?“ — plötzlich umschaltend, seinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Aufsatze, daß ich Sie schon, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß Sie mir augen-

blicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß Sie Natalien sahen hier in Hohenfluh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton. „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer bringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der Sie sprechen, wissen Sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenfluh noch sonst irgendwo haben meine lieblichen Augen die — doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahren tief in meiner innersten Brust!“

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lächelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie malten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir herztreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Mordmord. — Sie verstehen mich Herr Graf!“

Deodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte Dich,“ sprach er dann, „hüte Dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht — hüte Dich, daß Dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldenen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldenen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus, und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erkaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nehmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdienere herein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungebürlich, was aus dem allen nun werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Positur jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechen



man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duellmandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deobatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbeachteten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekanntem Verfolgers sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deobatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lebiglich auf seinen Pafs, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wüschte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andere den grandiosen Gänsekiel in das Lintensäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, Schreibbegehrliche Blätter auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der Kleine feck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den —. Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Rathes hatte sich der unterschriebene Deputirte“

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht liebster Professorkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“

Es war im Rath des Himmels beschloffen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deobatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nehmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deobatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deobatus und erklärte mit bescheidener Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn Georg Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonstz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; es seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweiß ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submissiver Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an, und fragte dann seinerseits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnfinnig sey, was er denn für einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst

sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Dürigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dieß dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber sofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: „Ich sey nichts als ein armer höchst unglücklicher Aktuar, dem es ganz schrecklich ergangen seyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Rathes in Zornern gehegt.“

Deobatus behauptete, um jedem Irrthum vorbeugen, daß er nicht der Vater Haberland sey, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müsse, vielmehr wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen kann, Deobatus Schwenny heiße, und aus der Schwyig hergezeit sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlangte, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deobatus, daß er dann in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im minderen bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonstz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dieß. Deobatus wurde sogleich in den bequemsten Kollerwagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonstz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deobatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderten kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonstz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Geratzen und Wirth zum goldenen Bock und zum silbernen Kamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freudlich mit einander conversirten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der genigte Leser weiß bereits, wodurch der goldene Bock und das silberne Kamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde seyn könne, dem das Außerordentliche geschehen.

#### Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entsetzt über die Berge, und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunkeln Wälder, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonstz, den der genigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit über einander geschlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorne Leben herab erblicken. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Bescheid geschickt. Ungebuldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich kaum eines Tragessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.



So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie!“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, Ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnstühle.“

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, doch so, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturmes mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte. Als die Lehnstühle herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als als er sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaut, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißenden Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell wiederkehrenden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu, prallte er zurück und kniet wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverhohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Stauung mit jeder Sekunde krieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Austritt enden werde, bei ihm die Brust zu durchdringen.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnstuhl halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betreten als Reisender mein Land. — Was geben den Fremden Fürsten, dessen Ränken ich durchreife, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen; — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Neugier, aber — ich will, ich muß alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig aufstehend von dem Lehnstuhl. Doch bald sich wägen, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünsche ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau“

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dieß Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lüge“ —

Er wollte der Fürst wieder heftig aufstehen, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterbreiten sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn mußten.

Deodatus seinerseits fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte, und bezug von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der

Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hector von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Da der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich mein!“

Ein Thränenstrom ersticke des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort! Schlange, die sich einnistet will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verkümmern!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme: „Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus, zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hilfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schläge getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unennbar schmerzhaftes Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbare, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine weith herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“

Deodatus, tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Dummheit nahe, und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich weggeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes, und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch außer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klostertliche Einsamkeit that indessen dem von alten Seiten bekümmerten Deodatus wohl, und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer,



die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuerender Behaglichkeit enthielt, der das verdüsterste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich mit ihm begeben, bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorstand, und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigene Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgebrängt, bewachsen, und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich seyn müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewährte Deodatus das Licht, und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit; der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes, und zwar im Erdgeschos, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschaun der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nehmlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen, und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dieß voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallenen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that, und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben,

ganz unversehrt meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Er führe nehmlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er fürs erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrteten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dieß nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsiche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sicherer Trittmöglichkeit und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entsagte dieser im großen barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch überdies wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe, und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewährte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstehen sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neu erbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

#### Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nehmlich der geehrte Leser, daß die Gemahlin des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwunden. Der Fürst war daher ohne Erben, und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise frohnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein kühnster Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an, und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder, und wünschten er läge, wie es schon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldenen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung, und der bekannte Rathsheer urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit überredmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Mühsung: „Welch ein heftiges Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erkorst irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubte ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten, und der einzige Mann, der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Fort,



„Ihr Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist da!“

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald nachdem die Fürstin verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichnete Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Gemüthsart, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann, und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihn als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Hofen in der tiefsten Seele haßte, auszutreiben sich bemüht hatte.

Mit Einem Munde rief alles an der Wirthstafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!“

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte. Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der spricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch drei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonstig und voraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Treue des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibwache, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher ruhig zu erhalten und guter Dinge, damit er gleich gefesselt. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen seyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Handlaff den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Zaun nicht sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweitenmal der Gerechtigkeit des hochweisen Rathes unterliegen. — Eben hatte der Rathsherr dieß gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, küßte schweigend und ernst die Gesellschaft grüßte, und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland,“ sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Kom! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?“ Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kluge Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit“ — da sah ihn aber der junge Mann mit einem scharfen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“

„Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, fast man sie schief ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorher gesprochen, redete endlich den

jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiderte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfalle nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiderte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonstig gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonstig begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonstig heraus holen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graufes Spiel!“

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche, und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Umtheiser, sprach von Nachsehen, Steckbriefen zc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfalle, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei, und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen.

Während sich dieß in Hohenflüh begab, war Haberland's Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwenby, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er eintrat, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinausblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich! Täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur böses brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich



muß Dich sehen und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe, doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen. — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!"

„Sie ist es,“ rief Deobatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um sie nie wieder zu lassen, aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der Georg?“

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deobatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekanntes Doppeltgänger sey, den Natalie liebe, den sie wiedergesunden zu haben glaube. „Und doch,“ so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, „und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr!“ — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deobatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses, hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder in's Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte Männer dicht bei ihm vorüber. „Also,“ sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt?“ „So ist es, gnädigster Herr,“ erwiderte der andere. „Nun,“ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln!“ — die Worte wurden unbeutlich. Deobatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen in's Gesicht, Deobatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Jellies.

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben, von glühender Sehnsucht, von durstendem Verlangen, schlich Deobatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallene Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf und kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!“ rief Deobatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohlklang lächelte Natalie: „Mein Georg!“ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deobatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „Mein — mein mein bist Du Natalie! glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerpalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob Du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen! — Ich heiße auch nicht Georg, aber doch bin ich selbst mein Ich, und kein anderer.“

„Weh mir,“ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „Georg, was sprichst Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine

Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz ruhig mein Georg!“

Natalie breitete die Arme aus und Deobatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „O Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!“

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!“ erscholl es durch die hohen Gemächer!

„Fort,“ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit komme wieder, ich werde Dir folgen.“

Halb sinnlos kletterte Deobatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinsüßte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus, und warf sie in's Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhr im tausenden Gallop.

Eine gute Stunde mochte Deobatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusitzen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ stürzte ihm Deobatus an die Brust.

„Aus den Schlingen,“ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich Dich gerettet, dem Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.“

### Siebentes Kapitel.

Am frühesten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigem Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungebuld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Justizbe des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm eben es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebriqens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden.

Deobatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entsloh er? — warum entfiel er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung wichtig im Tode?“

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Raths. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.



Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sönigern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags kampf und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß. Der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens vorüberblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden sollte.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat, und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe, und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälere, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt, im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reitingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hector von Kales angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Herr, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge zu sehen, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter harter Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblasen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, gerieten über den Inhalt in das freudigste Staunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todtette das heillose Unrecht eingesehen, daß er der tugendhaften Gemahlin angethan, wie er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, kamm dem Kinde, das sie ihm gebohren, verflohen und in ein fernes, ödes Grenzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den Sohn, Dank sey es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Ueberzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sey, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn geseht und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Aussprüche der tiefsten Reue, Bethuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sey aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah rings umher mit lächelndem Hohn, und meinte dann, daß das alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlverordnete Rechte wahnsinnigen Fantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da, und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft in's Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen, und der vielleicht ein Abentheurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron bestiegen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reichgekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat, und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum Sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstin — es lebe die Fürstin!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — Die Fürstin — ja es ist die Fürstin, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick. Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstin, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt euch, ihr Treuergebenen, Eure Fürstin wieder, doch noch mehr! Erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euren Fürsten, Euren Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mit in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen, und beide, sich nicht nur gleichend; nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde, zc. blieben, vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt stehen! —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth, fühlten sich eng verknüpft, und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny, waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen, und der Zufall wollte, daß Prinzessin Angela, welche der Fürst, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage, und nichts in der Welt schien ein Glück stören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstin den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfalte, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezo-



gen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewährte die Fürstin endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesode war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich, und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den quaalvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe, und mit dieser ihr Leben, aushauchen in den Busen der Freundin. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfin in die Arme, und sprach mit herzzerstreichendem Ton: „Du Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!“ —

Die Gräfin, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstin vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstin so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte, und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plöthliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstin und an der Gräfin, hatte man schon in ihrer früheren Jugend, zu Zeiten eine an Hyperismus gränzende Ueberspannung bemerkt, mit so größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürstin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstin und die Gräfin, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Aehnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden, beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Löry. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondesichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstin verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzusüßen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Löry, und auf die Fürstin, die er beide tödtlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Löry den Fürsten zu irgend einem entseßlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstin nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstin, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Quaal zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küffen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart straffst Du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstin hatten mehrere gehört, und auf nichts anders konnte dieß deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst

zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Löry vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran; fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstin als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu tilgen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schloße, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstin befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog und sich hülagerete dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstin war es, als fielen plöthlich dicke Schleier, und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus in's Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, kam freundlich winkte sie ihr zu, und blühschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstin nahm ihr Kind, rannte herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Erstes stand die Fürstin vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden, und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerherde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gesängnisse entflohen, einen Glückstern fand, der ihr aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „seht Ihr denn nicht, wie die Fürstentron' auf ihrem Haupte funkelt? — Solch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst, war der Fürstin wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Ueberspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landepriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstin war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weiße Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person, und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron bereiten konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidor's war, welche beide, der Graf von Löry und die Fürstin, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß bis dahin gewaltig, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Bekettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten,



man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, wieder sammelten in seiner Nähe.

### Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen beide Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterstürme lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstin gefolgt, entgegentrat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“

Da bligten die Augen der Fürstin von strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — und wer ist der, der sich Dir sieht? — Der Räuber eines Thrones, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidor wandte sich an die Versammlung, und meinte, daß, da über die Person des jungen Fürsten sich Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrsche, es sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, wem es darauf ankommen, wer von beiden jene rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten nachzuführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Jüngling der Sohn des verstorbenen Fürsten Nemigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung vorzutragen, besand in folgendem:

Da sehr war die vertraueste Dienerschaft des Fürsten Nemigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschlusse des Fürsten unterrichtet seyn, so nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Verheiratung der Fürstin und ihres Kindes bestimmt werden. Der Graf übernahm die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem seinigen verursachen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten eintreten konnte. Er beschloß allem vorzugeben.

Es gelang ihm in später Nacht, in Begleitung zweier vertrauten Mäthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoctores, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners, in das Vorzimmer der Fürstin zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürstin eingeschlummert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Törny, und übergab der Wärterin sein eigenes Kind. Ueber den ganzen Hergang der Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen, und derselbe, dem eine Abbildung des eingekennzeichneten Zeichens beigelegt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstin fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny aufgezogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Fürstin, niedergebengt von Gram, trostlos über

das heillose Geschick ihrer Herzensfreundin, starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sich alle auf dem Schlosse eingefunden.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet, und von dem Präsidenten des Staatraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblöste die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben, und heiße Segenswünsche tönten aus der Brust der treuesten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimmes hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstin sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachen Gefühle zu bergen. Ungeflüm warf sie sich an die Brust des Grafen, und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! Dein Kind, Deinen Sohn hast Du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlorenen! — O Törny, wir gebären nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns schwebt sein verfühnter Geist! — Doch was vergaß ich! — Sie harret, sie harret, die selige Braut!“

Damit ging die Fürstin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblicke, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Da!“ rief nun wild der Junge Törny, „ha! Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!“

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich läßt mit meinem Antlitze, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!“

„Entscheide Natalie!“ schrie nun Törny, „sprich — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich malte, als“ — „ha,“ unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schlosse, als Du mir folgen wolltest!“ — und nun riefen beide wild durch einander: „Entscheide, Natalie, entscheide,“ und dann einer wieder zum andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst Du, bist Du kein satanisches Trugbild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer ist es, wer von beiden, den ich liebe! — Ist dieß Herz gespalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblicke!“ — Thränen ersickten ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vor's Gesicht, es war, als ob sie hinein schauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf



die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten bergdurchbohrendsten Behmuth: „Entsaget!“

„Es ist,“ sprach die Fürstin mit verklärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Stammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergieb mir, Bruder!“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinethwillen verflieh Dich der Vater — um meinethwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessin bestimmt.“

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge, und entfernte sich wankend auf der Fürstin Arm gesüßt!

„Ich verliere Dich auf's neue,“ sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!“ — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon.

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Abtissin sie wurde. Die Fürstin, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenfluh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerkunst, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefähr verhöhrend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losreichens gewärtig, in den Farbtopfen rührten, und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Lorus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben

standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerskranz,“ als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit austräuspernd, und der ganze Mädchenstolz gutdenkender Bürger pranate in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeister Linschen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenfluh der Dichter von Profession, nicht nachließ, über die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzupfeifen und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Väter zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherren bewirthe, beide begierig hinausschauend zu dem gewaltigen: „Vivat Princeps!“ das eben über ihren Hausthüren eingestürzt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden.

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler Georg Haberland kein anderer wollte der Junge Graf Törny zur Zeit sein) durch das Neuborfer Thor. — „Ha,“ rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder Georg!“ — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und die, die Du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als hebes reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront.“

„Ha Bruder Berthold,“ rief Georg, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, Du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgelenkt vom himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — Du — Dein unwandelbar heitres Gemüth —“

Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist noch nicht für mich verhallt!“

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

## Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen.

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belästete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südlüche Deutschland in man-

chen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinthat gemacht, und die vorzüglichsten Städte gesehen. Das mal war es ihnen aber gelungen, das Dienstloch abzuschütteln auf längere Zeit als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einatmen, wenigstens bis Mailand vorbringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinung so mancher im träumenden



Einmal begt, wie ein buntes romantisches Märlein. Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmuth, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschähen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn die Wagen hinauserollt ins Freie. Alle Kleinlichkeiten des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn, weit wird die Brust, und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Jubelerschall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklicherweise irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht, und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf offener Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt haben sollte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Südwestwärts kamen. Hier rieth ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren unerhörte geschehen. Zwischen Besselt und Witzmann sey nehmlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillon erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet, und diese, so wie der Wagen, rein ausgeplündert worden. Schon sey das Militär, das die waldichte Gegend durchstreifen sollte, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe anderen Tags nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden. Willibald zeigte sich geneigt, den Rath des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf, weiter zu reisen, da sie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Labor erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgesindel, schon vom Militär verfolgt, den Muth haben sollte, bis in diese Gegend vorzubringen, vielmehr anzunehmen sey, daß es sich in seine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Pistolen in schußfertigen Stand setzte, und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald schickte sich schlecht zur Reise nach Italien, da doch ein Abenteuer, wie das gefürchtete, dort jedem Reisenden begegnet seyn müsse, um den wahren Charakter in die Reisebeschreibung zu bringen. Willibald ließ sich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Pistolen, die dieser zwar zu seinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen sehr sorgfältig im Reiseselbster verschlossen, hervorzuholen und zu laden, indem er selbst meinte, daß, reise man Abenteuer entgegen, es auch dienlich sey, sich zeitig genug darauf vorzubereiten, sie zu bekämpfen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhaftesten Gespräch und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüsch einige Kerle von wildem Ansehen sprangen, wovon der eine den Pferden in den Bügel fiel, während ein zweiter sich bemühte, den Postillon hinteranzuziehen von seinem Sitz. Indem es aber dem Postillon gelang, sich durch einen Peitschenhieb ins Gesicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit seinem guten Doppelgewehr den andern so richtig aufs Korn gefaßt, daß er wohlgezielt niederstürzte. Hartmann wollte seine Pistolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zusprang, schickte sich aber in demselben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald schoß den zweiten Lauf seines Gewehrs auf diesen Räuber ab, indem der Postillon die Pferde anpeitschte und fortjagte in gestrecktem Galopp. Man hörte sie hinter sich Schuß auf Schuß fallen und

ein wildes wüthendes Geschrei. „Hoho!“ jauchzte der Postillon auf, als sie eine gute Strecke davon waren, „ho ho, nun ist's gut, die Jäger des Herrn Grafen sind heran!“

Alles war der Vorgang eines Moments, und überrascht von der bedrohlichen Gefahr, stets gespannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen sie erst zur Besinnung, als der Postillon schon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm gestreift, blutete die Wunde doch so stark und schmerzte so bestig, daß an Weiterreisen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichste Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieses setzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängstlichen Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartschereer ungeschickt genug angelegt. Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber versiel. Willibald verwünschte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr seinen Leichtsin, der sie nun plötzlich fest bannete in ein verwünschtes Loch, so daß bloß dieser Aufenthalt nun doch, da sie dem mörderischen Angriff glücklich entronnen, Hartmanns Leben in Gefahr setzte, und vielleicht gar die ganze Reise vereitelte.

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reise fortsetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathener sey, zu bleiben oder zu reisen, ohne zum Entschlus zu kommen, wandte sich die Sache unermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Moldafluß durchströmt, lag nämlich die reiche weitläufige Herrschaft des Grafen Maximilian von G., und von diesem an die Freunde abgesandt, erschien ein Diener, der sie auf das dringendste einlud, sich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reisenden auf seinem Gebiet von Raubgesindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr sogar verwundet worden. Zu spät wären seine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden, oder wenigstens den Herren beizustehen. Für seine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reisenden so lange aufzunehmen in seinem Schlosse, bis der verwundete Herr völlig hergestellt seyn werde, und seine Reise fortsetzen könne.

Die Freunde mußten diese Einladung für eine besondere Gunst des Schicksals halten, und nahmen daher um so weniger Anstand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgestattete, mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche, in der sich noch eine Menge weicher Kissen befanden, gefolgt. In diese wurde von den andern noch mitgenommenen Dienern Hartmann mit einer Behutsamkeit gepackt, als sey er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben kosten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, doch ein grämliches leidendes Gesicht, als sey er selbst überzeugt von der großen Gefahr seines Zustandes, worüber denn Willibald recht herzlich lachen mußte. — Fort ging es nun in sehr leisem Trab, Willibald folgte der Krankenkutsche in dem Reiterwagen.

Es schien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können, denn schon am äußern Portal des Schlosses wurden sie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von G. war ein stattlicher Herr in den siebziger Jahren, das zeigte sein schneeweißes Haar und sein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trogte aber die jugendliche Raschheit in der Bewegung, die starke wohlthönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen sprechenden Augen strahlte. Eben ein



ganz besonderer Blick dieser Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gastlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbst ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe hinaufführen. Sogleich stellte in seiner Gegenwart der Wundarzt des Schlosses Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt besorgte das mit geschickter kunstgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindesten gefährlich sey, daß das Fieber nur dem ersten ungeschickten Verbande zuzuschreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieses vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil seyn werde.

Während die Freunde nun sich an den Erfrischungen erlabten, die der Graf herbeibringen lassen, gab sich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günstige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Aussicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Genesung bedurfte, recht behaglich zubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, soweit es sein krankhafter Zustand erlaubte, und versicherte, daß er nun erst den größten Schmerz seiner Wunde fühle. Dieser Schmerz sey aber eigentlich nur psychisch, und bestehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der so herrlich in den blankgeschliffenen Gläsern perle. Auch dieser Betrübniß, meinte der alte Graf, müsse abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewissen, ob Hartmann nicht wenigstens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wie wohl kopfschüttelnd, einwilligte, da erhob der alte Herr sein gefülltes Glas, und rief lachend: Wahrhaftig, die Räuber sollen leben, in so fern sie nicht von meinen Jägern, oder von den herumstreifenden Husaren niedergeschossen oder niedergehauen sind, denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Na! ihr lieben wackern Herren — doch nein, nicht Herren, ihr lieben wackern Freunde, denn befreundet seyd Ihr mir in Euerm Wesen ganz und gar, und mir geht bei Euch das Herz so auf, als hätte ich schon mit Euch seit langer langer Zeit die frohesten Tage verlebt, ja eine wahre Wohlthat ist es für mich, daß ich Euch aufzunehmen in meinem Schlosse Gelegenheit fand.“ — Nach manchem fröhlichen Gespräch hin und her, nach manchem drolligen Schwänken, die dieser, jener, ja selbst der alte Graf vorgebracht, so daß das anhaltende laute Gelächter auf ein lustiges Gelag munterer Jünglinge zu deuten schien, meinte der Wundarzt, es sey Zeit dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald hat es sich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und so mußte der alte Herr der sich ungern von den Freunden trennte, sich mit dem Versprechen begnügen, daß beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erscheinen würden. — Er betheuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem säumenden Koch Exekution in die Küche schicken würde, damit er die Tafel beschleunige. —

Die Freunde verwunderten sich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen, so wie über den so ausnehmend gastlichen Empfang, dessen sie sich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menschen, der sich zu ihrer Bedienung eingestellt. „Ach!“ sprach dieser mit gutmüthigem treuherzigen Ton, „ach meine lieben gnädigen Herren, das ist nicht immer so! Der gnädige Herr Graf, ja der ist gar zu gern froh und vergnügt, und dabei die Gnade und Güte selbst gegen jedermann, aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäste kommen, aber die kommen sel-

ten, beinahe gar nicht, denn keiner mag — nun wenigstens sind solche fröhliche liebe Gäste, wie Sie es sind, und wie sie eben recht passen für unsern gnädigen Herrn Grafen, hier nicht gewesen seit Gedanken. Ach! — wenn nur nicht —“

Der junge Mensch flockte, die Freunde blickten ihm schweigend an, gespannt durch das Geheimnißvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun, warum sollt' ich es denn nicht sagen, es ist hier im Schlosse nicht alles, so wie es seyn sollte, es giebt viel Kummer und Gram, und so viel unser eins mit seinem schwachen Verstande begreifen kann, und davon erfahren hat, mag wohl Grund genug dazu vorhanden seyn. — Sie bleiben gewiß noch lange Zeit hier, meine gnädigen Herren, unser gnädiger Herr Graf wird solche liebe Gäste nicht so bald von sich lassen, da werden Sie schon selbst recht gut merken, wo der Haß im Pfeffer liegt.“

„Ich wette,“ sprach Hartmann, als der Diener sich entfernte, „ich wette, daß der Däse, der hier im Pfeffer liegt, ein sehr böses Thier ist.“

Andern Tages, als die Freunde sich zur Mittagstafel einfanden, stellte ihnen der Graf einen sehr wohlbedachten Jüngling von edler Gestalt mit den Worten vor: „Mein Sohn Franz!“ — Er war erst kürzlich von weiten Reisen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris schrieben die Freunde die Blässe seines übrigens männlich schönen Antlitzes und die tiefstehenden Augen zu. Er mochte das Leben genossen haben. Man schien noch auf eine Person zu warten, bald offenbarte sich denn auch die Thüre, und ein junges Frauzimmer von ausnehmender Schönheit trat hinein. Es war die Niéte des Grafen, Gräfin Amalie von L. Außer diesen Personen namen noch der Wundarzt und der Kapellm des Schlosses, ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehen, an der Tafel Theil.

Der alte Graf, in seiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preiße, der sie ihm zugeführt, und diese nahmen gar keinen Anstand, all' ihrer guten Laune, eben so wie Tages vorher, den Bügel schießen zu lassen, so daß, da auch der Geilich sich als ein gemüthlicher lebensfroher Mann bewies, das Gespräch unter diesen vier Personen sich frisch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Letzten, die mehr ergötzt als ergötzt sind. Ohne besonders zu sprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er dann recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Nasenspitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komische süßte und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene ziehend, im finstern Ernst, und nur dann und wann flossen einige unbedeutende Worte über seine Lippen. Gräfin Amalie schien gar nicht an der Tafel zu seyn, denn, als werde eine ihr ganz fremde Sprache gesprochen, achtete sie nicht im mindesten auf das Gespräch, und sprach selbst nicht ein einziges Wortlein. Willibald, der neben der Gräfin Platz genommen, befaß ein ungemeines Talent, schweigsame Damen zum Reden zu bringen, oder wenigstens zum Hören. Dieses Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, diese, jene Seite anstehend, die sonst wohl wiederlingt in dem weiblichen Gemüth. Doch alles umsonst, die Gräfin blickte ihn mit ihren großen schönen aber etwas todtten Augen an, und wandte sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um ins Leere zu schauen. Willibald glaubte in Hartmanns Gesicht deutlich zu lesen: Du bist ein Thor, gieb Dir doch keine Mühe mit der stolzen Närrin, der unter uns es gar nicht recht ist. — Es wurde auf das Wohl des Kaiserhauses getrunken, und



die Gräfin, die noch keinen Tropfen Weins über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin, ihr Glas zu erheben, und mit dem Nachbar anzustoßen, was sie mit Wohlwollen zu thun schien. Willibald, noch nicht von ihr schlussend, bemerkte, daß es seltsame Verstimmungen des Gemüths gebe, die unauflöslich schmerzhaft, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geistes wichen, der von edlen Wein entspringe. Ja, dieser Geist wandte jene Verstimmung oft in die lebenswürdigste Laune. Darum wog er die Gräfin zu bitten, den Versuch zu machen, ob jener Erfahrungssatz richtig, und das Glas zu leeren. Die Gräfin schaute ihn an, wie von seiner Neußerung plötzlich überrascht und ergriffen, dann sprach sie halb lächelnd mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: „Verstimmt? — verstimmt finden Sie mich? — Heilige Jungfrau! Ist es möglich, daß ein zerbrochenes Instrument stümme!“ — „Nun,“ fuhr sie dann gelassener fort, Sie mögen es gut meinen, mein Herr, aber mich erheitert der Wein, und ich finde nichts aberwitziger, als die sogenannten Gesuntheiten, an denen Herz und Gemüth keinen Theil haben, und mit denen man nur den Tribut einer gewissen herkömmlichen Schicklichkeit entrichtet.“ „So,“ sprach Willibald, „so lassen Sie, geliebte Gräfin, uns dann die Gläser leeren auf das was uns recht tief und unverkennbar in Herz und Gemüth ruhet.“ Da färbten sich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth, düstres Feuer blitzte aus ihren Augen, sie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem sie mit Willibald angestoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden schräg über sah, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff sein Glas, leerte es, und ließ es so heftig auf den Tisch nieder, daß es klirrend zerbrach in hundert Stücke.

Alles schwieg betroffen, der alte Graf schien mit gewöhnlichem Blick sich trübem Nachdenken zu überlassen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechselten, und sich überseits nun gar nicht berufen fühlten, das gut zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimniß verboden, nahm der Geistliche wieder das Wort, und indem er anscheinend sehr ernst begann, wogte er geschickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen und ängstlich umherblickend zu fragen schien, warum in aller Welt es denn plötzlich so still geworden, lachte ganz unmaßig, bückte sich dann einmal übers andere bis zum Keller und brach zuletzt in die Worte aus: „Pardoniren Sw. Excellenz, aber es ist unmöglich — es schadet der Lunge, sämtlichen Intestinis — man darf es nicht zurück halten, man muß ein bißchen losplätzen.“ Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, schaute in das kirschbraune Antlitz des Wundarztes und brach denn auch aus in ein lautes Gelächter. Man setzte das Gespräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühsam erhaltenes Leben, so daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalie entfernte sich schnell und nun erst schien, mit Ausschluß des Wundarztes, allen eine drückende Last entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er lustwandelte, während der alte Graf sich auf sein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

„In der That,“ sprach er, nachdem manches Wort gewechselt, zu Willibald, mit scherzendem doch etwas schwarzem Ton: „In der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem gesellschaftlichen Genie gesagt. Es ist Ihnen etwas gelungen, was Ihnen selbst wohl gar nicht so schwierig bedünken mag, was ich meines Vaters bis jetzt aber für ganz unausführbar halten

musste. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß sie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den sie zum erstenmal sah, sprach. Noch mehr, daß sie auf Ihren Anlaß, allem jungfräulichen Sprödetbum entgegen, ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennen Sie alle wunderbare Seltsamkeiten der theuren Gräfin so genau als ich, Sie würden sich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünstler halte.“

„Doch,“ erwiderte Willibald lachend, „doch hoffe ich, von der guten harmlosen Gattung, die ihren Zauberstab schwingen, nur um ergötzliches zu Tage zu fördern.“

Ueberzeugt, daß es bei der Eifersüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Gespräch auf andere Dinge, und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltsamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde sich allein auf ihrem Zimmer befanden, sprach Hartmann: „Sag' einmal, Willibald, fällt Dir denn in diesem Schlosse nicht etwas über alle Maßen auf?“

„Daß,“ erwiderte Willibald, „daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schlosse alles ziemlich ordinär vor, und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die gestrigen Reden des jungen Menschen zu deuten schienen. Der junge Graf ist verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirath wünscht, ist darüber verdrießlich, und weiß nicht, wie er es anfangen soll, sie zusammen zu bringen. Das ist alles!“

„So ho,“ rief Hartmann, „das ist nicht alles! — Merkst Du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'schen Räuber stehen? — Der Schauplatz ist ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als spielende Personen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz sein Sohn, Amalia seine Nichte. — Nun, und Carl mag der Hauptmann der Räuber seyn, die uns anfielen. Es freut mich sehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerspiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Carl Moor nimmt, ob er von Schweizer erstochen wird, oder sich den Gerichten ausliefert. Fraglich ist es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulassen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm sperret, der, wie Du weißt, am Ende des Parks steht, vorzüglich da es vor der Hand an Herrmann dem Raben fehlt, der ihn füttert.“

Willibald lachte sehr über Hartmanns närrischen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigsten Personen aus jenem Trauerspiel, wenigstens dem Namen nach, bis auf den Haupttheben zusammen gebracht, so daß nur noch ein Herrmann und ein alter Daniel fehle.

„Wer weiß,“ erwiderte Hartmann, „ob nicht schon morgen uns beide erscheinen, Was aber den Haupttheben betrifft, so gehört der vor der Hand nicht ins Schloß, und doch ist's mir so, als würde auch nun nächstens ein seltsam gekleideter Mann mit sonnenverbranntem, wildem Antlitz kommen und sentimentaler Weise rufen: Du weinst, Amalia?“

Die Freunde spannen nach ihrer Weise aus, wie nun alles sich begeben und fügen müsse, und wetteiferten in allerlei, jenes grobe aber entseßliche Trauerspiel parodirenden Ideen, und sie stritten noch dann, als jeder schon sich zu Bette begeben, so daß der Morgen zu dämmern begann, als sie endlich einschliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia leide an hef-



tigem Kopfschmerz, und werde ihr Zimmer nicht verlassen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr derselbe, der er gestern gewesen, und auch dem alten Grafen schien eine große Last entnommen.

So kam es, daß das Gespräch bei der Mittagstafel sich in rücksichtsloser Lebendigkeit frei und unbefangenen bewegte, ohne auf irgend eine Weise gestört zu werden. Als bei dem Nachtmahl ein seltener feuriger Wein kredenzte wurde, und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke; da meinte Hartmann, daß er sich zwar nicht erinnere, dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feste einen uralten Rheinwein genossen, der, wie es ihm schien, alles übertroffen, was er bisher von seltenen Weinen gekannt. „Hoho,“ rief der alte Graf, indem sein Antlitz vor Freude glänzte, „hoho, wir wollen sehen, was mein Keller vermag. Daniel,“ rief er dann einem Diener zu, „Daniel soll einmal ein paar Flaschen von dem hundertjährigen Rheinwein herausschaffen, und den Krystallpokal dazu!“

Man kann denken, daß die Freunde sich ein wenig seltsam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken hinein, und brachte den Wein, so wie den Pokal herbei; da konnten sie ihren Blick nicht von der Gestalt wegbringen. Hartmann sah seinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?“ Da entschlüpfen Willibald die Worte: „In der That, das ist höchst merkwürdig!“

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieses und jenes gesprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erst Hartmann, dann Willibald scharf stierend, was ihnen denn so aufgefallen, so merkwürdig gebüht bei der Erscheinung des alten Daniels? — „Gewiß,“ fuhr er fort, als die Freunde betroffen geschwiegen, „gewiß rief der alte treue Diener unseres Hauses einer Lehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und ist dieß Ereigniß mittheilbar, so geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade besitzen, auf's neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.“

Hartmann meinte, daß Daniels Erscheinung sie keinesweges an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wohl aber an einen närrischen Einfall erinnert, der aber viel zu närrisch und dabei zu unbedeutend sey, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, sondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Ursache ihres plötzlichen Erstaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da sprach Willibald: „Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von so großem Belange seyn? — Doch Sie wollen wissen, was in uns vorging, als der alte Daniel hincintrat, nun es sey! — Doch sagen Sie mir vorher, sollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatischen Werkes Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrüsslich, ja höchst fatal seyn, einen schlechten Charakter darstellen zu müssen?“

„Wenn,“ erwiderte der Graf lachend, „wenn die Rolle sonst interessant ist, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Bösewichtern gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht sträuben.“

„Nun denn,“ fuhr Willibald fort, „mein Freund Hartmann meinte gestern scherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß spielenden Hauptpersonen der Schiller'schen Räuber versammelt bis auf Herrmann und den alten Daniel; als

nun bei der Tafel wirklich solch' ein alter Diener Namens Daniel!“

Willibald stockte, da er wahrnahm, daß fürchterliche Todtensässe des Grafen Antlig überzog, daß er wankend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie,“ sprach er mit bebenden Lippen, „verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötzlich krank!“ — Er schloß die Augen, ermahnend, verließ der Graf das Zimmer.

„Was ist das, was geht hier vor?“ sprach Hartmann.

„Hm,“ erwiderte Willibald, „toller Spuk, Treseleien! — Ich glaube, Du hattest Recht, als Du meinstest, der Hase, der hier im Pfeffer liegt, sey ein böses Thier. Entweder ist Graf Franz wirklich auf irgend eine Weise schuldbelastet, oder der Gedanke an jenes unfestliche Verhältniß Amatiens in den Schiller'schen Räubern, woran ich ihn sehr unvorsichtiger Weise erinnerte, zerbricht so tödtend sein Herz. — Ich hätte schwören sollen! Wer konnte aber auch wissen!“

„Nur,“ unterbrach Hartmann den Freund, „nur jeden Falls mußte es den Grafen kränken, sich plötzlich in der Rolle jenes höllischen Bastards zu sehen, und über deshalb hättest Du nicht mit der Wahrheit herauszurücken, sondern auf der Stelle irgend eine andere Ursache außerordentliches Erstaunens angeben sollen. Gar keine Lust spüre ich übrigens, tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltete, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenste, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortzuschicken lasse bis zur nächsten Station.“

Willibald meinte dagegen, es sey doch besser, noch ein paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns göttliche Genesung keinen Rückfall und neue Störung der Wunde befürchten lasse.

Die Freunde gingen in den Park. Als sie sich einem entfernten Pavillon näherten, hörten sie, wie in demselben ein Mann zornig sprach, und dahinter Klageklänge eines Weibes. Sie glaubten, die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als sie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnsinnige, ich weiß, daß Du mich verabschwurst, weil ich Dich anbot, weil mein ganzes Wesen nur in Dir atmet! — Aber ihn trägt Du im Herzen, ihn, den Berruchten, der Schande auf Schande über uns häßt. Fliehe, behörtes Weib, fliehe hin, suche ihn auf, dem Abgott Deiner Liebe, er wartet Deiner in der Wäldershöhle oder im finstern Kerker! — Doch nein, nein, je nem höllischen Teufel zum Trost, lasse ich Dich nicht aus meinen Armen.“

„Bösewicht — Hülf! Hülf!“ — so kreischte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald stieß ohne weiteres die Thüre ein. Gelächter Amatia riß sich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloß mit der Schnelligkeit des aufgeschreckten Reihers.

„Da!“ rief der Graf den Freunden mit entsetzlicher Stimme entgegen, indem seine Augen funkelten in wilder Gluth: „Ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es seyn! ich muß es seyn — ich!“

Plötzlich war seine Stimme erstickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: „Helfer!“ — sank er nieder.

So zweideutig den Fremden der ganze Auftritt auch erschien, so sehr sie überzeugt waren, daß der Graf in seinem Thun wirklich jenem satanischen Bösewicht ähnlich, doch mußten sie einsehen, daß es Pflicht war, ihm beizustehen. Sie richteten den Grafen auf, setzten ihn in einen Lehnstuhl, und Hartmann bestrich seine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei sich zu tragen pflegte.



Wißsam erholte sich der Graf und sprach, beider, Willkürs und Hartmanns Hand erfassend mit einem Ton, der von dem tiefsten herzerreißendsten Jammer sprach: „Sie haben Recht! — ein Trauerspiel, eben so entsetzlich als jenes, an das die Namen unseres Hauses erinnern, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Zu ich bin Franz, den Amalia verabscheut! — Ver nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfenen, dessen Gestalt dem Dichter aus der Hölle selbst entstieg. Nein, nur ein Unglücklicher, den ein schwarzes Verhängniß erfasst, dem schmerzlichen quaalvollsten Tode verwehrt hat — und dieß Verhängniß ruht unverwundbar in seiner eignen Brust. — Verlassen Sie mich, erwarteten Sie mich in Ihrem Zimmer.“

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinzu. Er schien sich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leisem, ruhigem Ton: „Der Zufall hat Sie in den Abgrund hinken lassen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbeschämlich, nein, dasselbe finstere Geschick, das bedrohlich über mich schwebt, zwang Sie dazu, mich an die seltsame Ähnlichkeit der Gestalt unseres Hauses mit der in dem schauerhaften Trauerspiel zu erinnern, an die ich so sehr sie in's Auge springen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüssel zu dem furchtbaren Geheimniß, das sich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finstere Geschick habe Sie hergeführt, mich zu stürzen in den Abgrund. Wie mich die Ursache Ihres Erstauens bei der Tafel, der ganze Aufschluß deshalb, im Jannet zermalmt, wird Ihnen nicht entgangen seyn. Erfahren und erstaunen Sie noch mehr über das räthselhafte Wirken des waltenden Geistes, daß ich wirklich einen ältern Bruder habe, Carl geheißnen. Doch nicht ohne entsetzliche aber wahrhaft große Räuberhauptmann ist jener Carl — nein. — Schwer, sehr schwer wird mir von der Schmach zu sprechen, die unser Haus trifft, aber das, was sich vor ihren Augen so eben begeben hat, zwingt mich dazu, und das vollste Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes Geheimniß. — Schon in früherer Jugend bewies Carl bei einer vorzüglich schönen Gestaltung die seltensten Fähigkeiten des Geistes, ja in allem, was er begann, eine schimmernde Genialität. Um so entschlossener schien es daher, daß eben so früh sich sein entschlossener Hang zu Ausschweifungen, ja zu Abscheulichkeiten jeder Art aussprach. Dieß war unserm Hause, von glorreichen Ahnen, so fremd, daß mein Vater den Muth einer grausen That darin erblickten wollte. — O Gott! — man sagte, Carl der Erstgeborene sey die Frucht eines bösen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Nach Amalia soll ihre Geburt einem schändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnsinn der Liebe zum Verzweckten hingeworfenen Frau den Mann in die Arme führte, dem meine Mutter einst liebte, und den sie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie sehen, daß für einen handfesten Psychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Können Sie mich Schweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und schlechten Streichen, die dem Vater zu hater Quaal, Karls ganze Laufbahn auf einer fremden Universität beschmühten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienste zu verschaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging ins Feld; da — befehlt er die Kriegesklasse, wurde insam kassirt, und nach der Festung geschickt. — Er entsprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man schrieb mir vor einiger Zeit daß man aus guter Quelle wisse, der insam kassirte Graf Carl von S. sey als Hauptmann einer

Räuberbande im Elsaß eingefangen worden, und werde nächstens hingerichtet werden. Ich habe dafür gesorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann, dieser letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten. — Und diesen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer grenzenlosen wahnsinnigen Zärtlichkeit. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Carl das väterliche Haus verließ, in dem die vater- und mutterlose Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich daß ein Kind in solcher Liebe entbrennen, daß diese Liebe, eine unverlöschbare Flamme, ihr ganzes Wesen ergreifen konnte? Ein satanisches Geheimniß ist diese Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöst, verzehrt von den Quaaen einer Sehnsucht, die alles, was Jugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir selbst hören? — Nun, mit eben der Zärtlichkeit, mit all' dem Wahnsinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — eben so liebte ich schon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Älter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenschaft, die mir verderblich werden mußte, besiegen zu können, indem ich sie preisgab aller anlockenden Lust der Welt. Ich durchkreiste Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, strahlte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tödtendes Gift gährte in meinem Innern! Nirgends Ruhe, nirgends Rast! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreist, und endlich in der Gluth seines Sehns sein Grab findet, so kam ich, mit dem festen Vorsatz, Amalien niemals wieder zu sehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur scheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater sieht meine Quaal, er verabscheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich gesunden werde — trostlose Hoffnung! — Und doch, indem ich mich selbst als einen Wahnsinnigen betrachte, kann ich nicht lassen von der, die in meinem Wesen lebend, mein Leben verkört! — Und doch! nie bin ich bei dieser steten unennbaren Quaal so wie von den Gedanken der Hölle zerrissen worden, als in dem verhängnißvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerspiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einsam fand. Alle Wuth der brünstigsten Liebe erwachte in mir, und zu ihr gesellte sich der wilde Jörn der Verzweiflung. — Es ist vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man spricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienste.“

„Was sagst,“ sprach Willibald, als die Freunde sich allein befanden, „was sagst Du zu dem allen?“

„Ich meine,“ erwiderte Hartmann, „daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen ist. Er ist ganz gewiß in seiner Leidenschaft ein wilder Mensch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigstens war es sehr seltsam oder vielmehr ungar, daß der Graf nur, um sich des Auftritts in dem Pavillon zu entschuldigen, uns in die Geheimnisse des Hauses einweichte, und vor unsern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfehl schlug.“

In dem Augenblick entstand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebst einigen Husaren brachten eine gute Anzahl eingefangener Räuber ein, von denen einige verwundet waren. Menschen von wildem, zum Theil ganz fremdem Ansehen, die, gelang es, sie zum Neben zu bringen, welches schwer hielt, da sie auf alle Fragen trotzig schwiegen, nur ein gebrochenes deutsch, und ein verdorrenes, kaum verständ-



liches italiänisch sprachen. Andere konnten die zigeunerische Abkunft gar nicht verläugnen und sprachen fertig böhmisch. Mit Recht konnte man daraus schließen, daß das Räubergesindel von der italiänischen Gränze herübergekommen, und sich in Böhmen durch Zigeunerhorden verstärkt haben müsse. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten sie laut auf und sagten: „Der sey in guter Ruhe und Sicherheit, der sey nicht so leicht zu fangen, als man wohl denke.“ Wirklich hatte sich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeschlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickicht des Waldes entkommen. — „Ein Grund mehr,“ sprach der Graf anmüthig lächelnd zu den Freunden, „warum ich Sie noch durchaus nicht von mir lassen kann. Jede Gefahr muß erst aus dem Wege geräumt seyn.“

Abends war Willibald aus der Gesellschaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geistlichen und dem Wundarzt bestand, — Amalia fehlte, — verschwunden. Schon wollte man ihn aufsuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freund an, daß ihm etwas ganz seltsames begegnet seyn müsse, und es war dem wirklich so. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Rein, es ist die höchste Zeit, daß wir fortleiten. Das unheimlich Seltsame häuft sich zu sehr, und es will mich bedünken, daß wir dem Naderwerk, das hier ein besonderes böses Verhängniß zu treiben scheint, zu nahe kommen, und von dem Schwungrad ergriffen, unaufhaltfam hineingeschleudert werden könnten ins Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen versprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuskript, das ich hervorgefucht aus dem Koffer, in der Hand, herabkomme, gerathe ich in meiner Zerstreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der, wie Du weißt, mit großen Gemälden behängt ist. Der Rubens, den wir schon neulich bewunderten, zieht mich aufs neue an. Indem ich nun aber davor stehe, und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf, und Gräfin Amalia tritt hinein. Du meinst noch ganz verstört, ganz außer sich über das, was sich vor ein paar Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt sie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verschiedenen Meistern, die hier versammelt, zu sprechen, indem sie sich vertraulich in meinen Arm hängt, und langsam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch,“ ruft sie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, „doch, giebt es etwas langweiligeres, als so viel zu sprechen von todtten Bildern? Hat das frische Leben so wenig Anspruch an uns, daß wir uns davon abwenden?“ —

Und damit öffnet sie die Thüre, und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgefuchtesten Geschmack dekorirtes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behausung,“ spricht Amalia, und nöthigt mich, neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magst Dir es vorstellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die sonst mir schroff und kalt erschienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit selbst war, ganz seltsamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den schönsten Lebensarten ganz ausnehmend lebenswürdig zu seyn, und küßte mich, irgend einen leuchtenden Geistesblitz abzuschließen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen starrte, vor dem ich augenblicklich verstummte.

„Sie nahm meine Hand und fragte: „Küßten Sie mich schon?“ — So wie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, sprach sie weiter: „Ich verlange keine

Schmeichelei, die mir in diesem Augenblick nur zu abgeschmackt erscheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!“ erwiderte ich nun, und ich möchte wohl wissen, wie dieses Ja! gelungen haben mag, das ich schnell ausstieß in einer Art von seltsamer Bestürzung.

„Könnten Sie mich lieben?“ fragte die Baroness weiter, indem mir ihr Blick sagte, daß sie auch wieder nichts anders verlange, als ein einfaches Ja oder Nein.

„Der Teufel nehme sich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine phylisterige Fischsnatur.“ „Ja!“ rief ich, und drückte ihre Hand, die noch immer in meine faßte, an die bebenden Lippen, und küßte sie einmal über das andere mit einer Inbrunst, die ihr gar keinen Zweifel lassen mußte, wie jenes Ja recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

„Nun denn,“ rief die Gräfin wie aufstachend vor Freude, „so reißn Sie mich aus meinem Verhättniß, das mir täglich, stündlich den qualvollsten Tod giebt. — Sie sind Fremde, — Sie geben nach Italien, — ich folge Ihnen, entführen Sie mich dem Verhängniß, — retten Sie mich zum zweitenmal!“ —

„Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbefonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zusammen, die Gräfin schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhiger fort: „Nicht verschweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Wesen einem andern gehört und ich daher auf eine uneigennützigige Tugend rechne, wie sie wohl kaum zu finden. Doch, — eben so wenig will ich läugnen, daß es unter gewissen Umständen möglich seyn würde, Ihnen den höchsten Lohn der Liebe zu gönnen, — und ich würde reich lohnen! — Ist nehmlich jener, den ich im Herzen trage seit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, so — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszusprechen vermag, mich selbst bis in das Jenseits hinein geprüft habe, und daß meine Entschlüsse nicht von der jähen Aufregung eines entsetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und der Freund die Verhältnisse hier im Schloß mit der Exposition eines gewissen furchtbaren Trauerspiels vergleichen haben. Es liegt darin etwas Seltsames, Verhängnißvolles.“

„Was um aller Welt willen der Gräfin sagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem sie sehr ruhig sprach: „Ist nichts weiter — verlassen Sie mich — wir sprechen weiter zur gelegenen Zeit.“ —

„Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand, und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mit nach, warf sich, wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, sie rief mit einem Ton, der meine Brust zerfleischete: „Rette mich!“ — Halb betäubt, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das schönste Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rücksichtslos mich hinwerfen, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnsinn eines solchen verderblichen Unternehmens einsah. — Du hast bemerkt, daß Graf Franz mich ehe wir in unser Zimmer hinauszugingen, bei Seite nahm und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verstehen, als daß er unterrichtet sey von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr,“ sprach der Graf, „Ihr ganzes Wesen, Ihre ganze Art zu seyn, erfülle mich mit dem unbedingtesten Zutrauen, darum darf ich Ihnen sagen, daß ich mehr abne, als Sie wohl denken mögen.“ — Sie sprachen die Gräfin. — Hielten Sie sich vor Arminens sinnbethörender Verlockung



— selbst muß Ihnen das aus meinem Munde klingen; — doch, das ist eben der böse Fluch, der mich verfolgt, daß ich mir meines Wahnsinns bewußt bin, und mich nicht herauszureißen vermag aus dem heillosen Zustande, der mich verdirbt, und den ich dennoch zu lieben gezwungen.“

„Du siehst, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in solch' toller verwirrter Lage befinde, die die schnelle Hilfe unbedingt notwendig macht.“  
Hartmann war nicht wenig erstaunt über alles das, was sich mit seinem Freunde Willibald begeben, und nach, nachdem sie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schlosse hin und her gesprochen, waren einstimmig der Meinung, daß sich hier wohl alles aus gewissen bedrohlichen Abgründen der menschlichen Natur entwickelt haben müsse.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch die geöffneten Fenster, und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Lust. Die Freunde beschloßen, noch vor dem Frühstück einen Gang durch den Park zu machen. Als sie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forst gränzte, vernahm sie ein eifriges Gespräch, und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen stattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln schienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden stand. Beide, der Jäger und der Fremde, schwangen sich auf, und jagten im vollen Hellauf davon. Als Daniel zurückkehrte, stieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erschrocken zusammen, dann jedoch er aber lächelnd: „Si, ei, schon so früh auf, meine Herren. — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unser Nachbar werden will. Er hat sich vor ein wenig umgesehen, ich habe ihn überall herumzusehen müssen. So wie er nur sein Schloß bezogen, will er einprechen bei unserm gnädigen Herrn Grafen, und um gute freundliche Gastfreundschaft bitten.“

Nach dieser Fremde, das Erschrecken Daniels, wollte den mißtrauisch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Versprechen, daß sie andern Morgens fortgeschickt werden sollten, dafür wollte er aber diesen Tag nicht aus ihrer Gesellschaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein scheues Kind, nur wünschen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man sich bereitete zur Tafel zu geben, fehlte die Gräfin Amalia. „Der Kopfschmerz wird sich wieder eingestellt haben,“ sprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein, und den Freunden stockte der Athem. Auf das Köstlichste war sie in dunkelrothem Sammt gekleidet, ein funkelnder Mantel umschloß fest den schlanken Leib, und eben solch' ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens während reiche Spitzen den schwellenden Busen nur halb verbargen. Die dunkeln Locken waren mit Perlensträhnen und Myrthen durchflochten, Handschuhe und Fächer vollendeten den festlichen Putz. Sie strahlte in solchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schwärzen von der Ueberraschung selbst derer zeugte, die sie wohl schon öfters so geschmückt gesehen.

„Mein Himmel,“ begann der alte Graf, „was bedeutet das, Amalia? Du bist ja geschmückt, als solltest Du, eine frohe Braut, vor den Altar treten.“

„Bin ich denn keine glückliche Braut?“ sprach Amalia mit unennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe sie um seinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf sie auf, küßte sie auf die Stirne, und sprach dann: „O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz!“ — Graf Franz näherte sich mit wankendem Schritt. Man sah ihm die Angst des bangen Zweifels an. Amalia schauerte zusammen, dann ließ sie dem Grafen freiwillig ihre Hand, die er mit feurigen Küßen bedeckte.

Bei der Tafel blieb sie still und ernst, wenig theilnehmend daran, was eben gesprochen, aber sichtlich weich gestimmt, und sich hinneigend den Worten Willibalbs, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Muthe war, als säe er auf glühenden Kohlen. Seltsame Blicke warf Graf Franz hinüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnsinnige Gedanke sich plötzlich als Braut zu schmücken, um ihm mehr Aufmerksamkeit zu beweisen als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen, und zu einem heillosen Zweikampf nöthigen werde. Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben, nahm sie Willibalbs Arm und eilte, während die Andern noch im Gespräch begriffen, so schnell von dannen, daß sie sich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niedersinken, da schloß sie Willibald in seine Arme, und außer sich selbst, ganz Liebeslust, drückte er heiße Küsse auf die schönsten Lippen. Da rieselte die Gräfin: „Laß mich, o laß mich — entschieden ist mein Schicksal — Du kommst zu spät — o wärst Du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!“

Ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, und sie verließ das Zimmer in demselben Augenblicke, als Graf Franz eintrat. Willibald rüßte sich, einen harten Austritt zu befehlen, und jeder Beleidigung des Eifersüchtigen mit dem Muth, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat, und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugsam davon zeugte, wie sehr ganzes Inneres zerrissen, fragte: „So wie ich höre, reisen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab?“ — „Allerdings, Herr Graf,“ erwiderte Willibald sehr ruhig und gelassen. „Schon zu lange haben wir hier verweilt, und ein böses Verhängnis könnte uns ganz ohne unsere Schuld in manches verwickeln, das sich hier auf dem Schlosse zu großem Unheil gestalten möchte.“

„Sie haben Recht,“ sprach der Graf tief geführt, indem heiße Thränen aus seinen Augen perlen, „Sie haben Recht, mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt sich los mit männlichem Muth! — Sie verstehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eifersüchtigem Mißtrauen — ich spreche Sie frei von aller Schuld — o! wäre es denn eine Schuld gewesen — doch still, nichts mehr davon! So viel ist gewiß, daß irgend ein unheilsvolleres Geheimniß waldet, aber die Kunst der Hölle gehört dazu, es zu errathen.“

Die übrige Gesellschaft versammelte sich, der Geistliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, sprach er leise mit dem alten Grafen, dieser erwiderte halb laut: „Sie ist eine überspannte Nörrin, man lasse sie gehen!“ — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geistlichen, daß Amalia seinen Zuspruch verlangt, und ihm allerlei seltsame Zweifel über die Sünde, ewige Strafen u. s. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges, ganz zerflörtes Gemüth beschwichtigt, so gut, als er es vermocht, aber erklärt, wie sie sich durchaus krank fühle und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben werde. — Die Abschieds der Freunde halber floss der edle Wein noch reichlicher als sonst, und ließ die schwärmerische Amalia vergessen sammt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf



aus Erfahrung wissen wollte, auf leerer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der sich bei dem Gedanken der nahen Abreise aller Sorgen entnommen, und so leicht und froh fühlte, wie ein freigelassener Vogel, war und blieb bei der heitersten und unbefangenen Laune. Ja, der Scherz stieg beinahe bis zur Ausgelassenheit, der Wundarzt hörte nicht auf, um gnädige Verzeihung zu bitten seines Lachens halber, und wollte immer wieder dazwischen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geistliche schnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war possierlich genug anzuschauen, wie er ganz verblüfft da saß mit offenem Munde, und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wissen solle von der Hochzeit, die seines Bedünkens gefeiert würde, wiewohl im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz schien von bösen Ahnungen gepeinigt in steter Unruhe. Bald verließ er den Gartensaal, in dem man versammelt, bald kehrte er wieder zurück, sah aus dem Fenster, trat vor die Thüre zc. Man trennte sich in später Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schlosse, Stimmen durch einander, Wassengeräusch, u. s. w. Sie traten an das Fenster und sahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortsprengte. Der Diener, der sonst jeden Morgen hinauf kam mit dem Frühstück, blieb aus. Irgend ein bedrohliches Ereigniß ahnend, flogen die Freunde herab. Sie begegneten lauter blaffen verfürten Gesichtern, niemand stand Rede.

Endlich gewahrten sie den Geistlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren sie alles. — Gräfin Amalia war spurlos verschwunden! — Als sie des Morgens nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, gieng diese nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verschlossen, und da sie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth sie in große Angst und Besorgniß. Sie lief herab, schrie laut, daß Gräfin Amalia todt sey, oder wenigstens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß versammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man stieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demselben prächtigen Anzuge, den sie Tages vorher getragen. Sie hatte sich nicht entkleiden lassen, und es selbst nicht gethan, da man sonst den Anzug im Zimmer hätte finden müssen. — Auf dem Marmortisch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand standen: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich schien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da sich innerhalb und außerhalb dem Schlosse eine Menge Menschen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Trotz die Gräfin zur Nachtzeit, so war es wieder nicht zu erklären, wie sie aus dem Schlosse hatte kommen können, dessen Thor man am Morgen fest verschlossen fand. An eine Flucht durch das Fenster war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem sich der Gräfin Zimmer befand, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schlosse der Gräfin zur Flucht behülflich gewesen seyn.

Hartmann erzählte nun, wie sie am gestrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig sprechend getroffen hätten, der dann rasch waldeinswärts fortgesprengt.

Der Geistliche wurde sehr aufmerksam, ließ sich die Gestalt des Fremden, seinen Gang, sein ganzes Wesen auf das genaueste beschreiben, und versank in tiefes Nachdenken. „Es ist,“ sprach er dann halb leise, „es

ist ein schwarzer Argwohn, der in mir auf keinen Fall — sollte dieser alte Diener — Muster der Redlichkeit — sollte jener Berruchte selbst. — Nein es ist nicht möglich! — Und doch — die Beschreibung des Fremden — das Gespräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er sich ganz unbeobachtet glauben konnte. — Nun! — bald klärt sich ja alles auf. Ist Graf Franz so allseitig, die Gräfin aufzufinden, sie zurück zu bringen“

„Das,“ rief Willibald lebhaft, „das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten. Den durchgehenden Beamten der Zeit, und selbst der Tod, der unüberwindliche Feinden entgilt, ist Wohlthat für den, dessen Inneres irgend eine heillose Gestalt des Lebens zerrüttet mit namenloser Qual. Mag das entsetzliche Verbrechen, der Kampf der brünstigen Liebe und des tiefsten Abscheues, aus derselben unreinen Flamme rother Sinnlichkeit geboren, mag dieser furchtbare Kampf, in dem das Edelste untergeht, nie mehr dieses Haus verflören!“

„Ach,“ sprach der Geistliche, indem er die Augen gen Himmel hob, „ach es ist wohl dem so, ich kann Ihnen nicht widerprechen.“

Die Freunde bestanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureisen. Der Geistliche versprach für Pferde zu sorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde stand der gepackte Reisewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geistlichen den Fremden ein herzliches Begehren sagen lassen, da er sich außer Stande fühle, sie mündlich zu sprechen.

Als indessen die Freunde im Begriff waren in den Wagen zu steigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er sein Haupt erhoben, verdeckt schienen die Züge seines Antlitzes, fester war sein Schritt. Unverwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das Leid neu seinen heidenmüthigen Geist nur betören mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und sprach dann mit der ersten Würde des in sich abgeschlossenen Mannes: „Ihre Erscheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erste Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht, und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Fantasie erloschen, gelten Ahnungen mehr, als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heitern Augenblicke, die Ihr frischer lebensmüthiger Geist mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beschlossen.“

Der Graf drückte schnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden schied, und auch diese verließen das Schloß in der tiefsten Nüchternung.

Mitten im nahen Walde trafen sie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schlosse brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüsch fiel, hatte ihn in die Brust getroffen, er schien rettungslos verloren. — „Dort — dort von diesem Schauplatz des Jammers!“

So riefen die Freunde, und rasch gieng es weiter.

### Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verflossen. Hartmann, in seiner diplomatischen Laufbahn vorgerückt, gieng in Auftrag seiner Obern nach Rom, und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:



## Hartmann an Willibald.

Kapitel, den .....

Ich schreibe Dir, mein theuerster Willibald, in der stillen Bewegung meiner ganzen Seele! — An einen Moment in unserm Leben bin ich erinnert worden, der sich so erfasste, daß Du lange nicht das seltsame Gefühl von Lust und Schmerz, von Liebe und Verachtung empfinden konntest. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Hierin besuchte ich den reizendsten romantischsten Ort dieser Gegend, nehmlich das Kamaldulenser-Kloster in der Nähe des Postlippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu schicken, der ein Deutscher war, und den er vom Willibald des Schweigens dispensirte.

Je länger der Mönch mit mir sprach, desto bekannter wurde mir der Ton seiner Stimme, und auch in den Zügen seines würdigen Antlitzes lag etwas bekanntes, ihm Gesehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelshaft zu machen schien. Der Mönch betrachtete mich mit einer sorgfältigen Aufmerksamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum erstenmale in Italien sey, unserer Reise von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — „So,“ antwortete der Mönch, „so täuscht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, ob ich Sie nur erblickte. — Wir sahen uns schon in einem Saal auf dem Schlosse des Grafen Maximilian von S.“

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geistliche, der Schloßkapellan des Grafen von S., und Du kannst denken, wie mir mit einem Zauberschlage das viele lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schlosse vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch, mir zu sagen, wie sich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreise durch Schwaben, ich gewiß die Gastfreundschaft des alten Grafen, sey er noch am Leben, zum zweitenmal in Anspruch nehmen werde. — „Ach,“ sagte der Mönch, indem er den thränenschweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — alles ist dahin! — verschwunden alle Macht und Herrlichkeit! — Das Geflügel der Nacht ruhet in den Ruinen, wo sonst Freiheit thronte, und Gastfreundschaft in schimmernden Prunkgemächern!“ — Gewiß haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnißvollen Scheimmüssen bedrohten Familie; höre nun, wie nach der Erzählung des Mönchs sich alles begeben.

Graf Maximilian befiel die Fassung des männlich streben Geistes, als ihm der auf den Tod verwundete Zahn gebracht wurde, und diesen Ruch lohnte der Ausbruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geiste des vollendeten Meisters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings sehr gefährlich, Rettung indessen nicht nur möglich, sondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen sey. Daß die Wuchsenkugel nicht die Brust des Grafen durchbohrt, was sonst bei der Richtung des Schusses ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuten, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geschossen. Daraus ließ sich denn auch ersehen, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, so sorgsam sie auch den ganzen Wald durchstreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Person antrafen. Ueberhaupt schien jenes Raubgeschick, das die ganze Gegend ringsumher unsicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, sich wieder über die Gränze zurückgezogen zu haben, denn

man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubstreichen, die sonst beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die sanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die sein Gemüth erfüllte, hatte seinen in Feuer und Flamme aufsprühenden Geist gebrochen, und war eben deshalb seiner völligen Genesung zuträglich. Weibe, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalia, die wie durch Zauberei spurlos verschwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hülfleistung sie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngespinnst, und so war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu erfinden, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrschte nun in dem Schlosse, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geistliche manchmal herbeizuführen mußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, versunken. Nur der Trost, den die Kirche zu spenden vermag, stärkte den alten Grafen, als der entsetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz sich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß sein Sohn Carl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elsaß eingefangen, und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von seinen Spießgesellen, die das Gefängniß, worin er eingeschlossen, erbrachen, indessen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geschliffen. Er hatte seinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg.

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heillosen Sohn die würdigste Familie, die ihre Abstammung von Königen herleitete, versenkt, und wie Amalians verbrecherischer Wahnsinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdischen Wohles verlöscht. Da vernahm er leise Tritte vor den Fenstern des Schloßes, und dann war es, als würde die Hauptthür behutsam geöffnet. Dann wurde alles still, bald ließ sich aber, wie aus der untersten Tiefe herauf, ein seltsames klirrendes Getöse hören, als würden Eisen gehandhabt. — Der Graf zog an der Locke, die hineinging in Daniels, von des Grafen Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingen so viel er wollte, kein Daniel erschien. Da stand der Graf auf, warf sich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an, und stieg herab, um selbst die Ursache des Geräusches zu erforschen. In Daniels Kammer schaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte sich, daß Daniel, da das Bett unberührt, sich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulensaal trat, gewahrte er, wie ein Mensch schnell zum Portal hinauswischte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulensaal hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinett, dessen Thüre von starkem Eisen war, so wie vor dem einzigen Fenster sich ein starkes Gitterwerk befand. Mitten in dem steinernen Boden dieses Kabinetts war eine eiserne Fallthüre mit starken eisernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein sehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und silbernen Geräthschaften, in Juwelen und andern Kleinodien bestehende Familienschatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des ersten Zimmers an dieser rechten Seite stand offen, der Graf trat schnell hinein, durchschritt die ganze Reihe, und ihm stockte der Athem, als er die Thüre des letzten Kabinetts ohne Gewalt geöffnet fand. Behutsam trat der



Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es ist eine ver-  
wünschte Arbeit, aber ich werde gleich fertig seyn.“ So  
sprach leise der Mensch, der auf der Kalthüte kniete,  
und emsig an den eisernen Luerbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit starker Stimme. Da  
fuhr der Mensch erschrocken auf, und wandte sich um.  
— Es war Daniel. Geistesbleich starrte Daniel den  
Grafen an, und dieser ihn, getroffen von dem Blühes-  
schlag der entsetzlichsten Ueberraschung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los.  
„was machst Du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zusammen, indem er mit  
behebenden Lippen lallte: „— Ge = rech = tes = Er = bth =  
e = il selbst.“ — — Als nun aber der Graf näher  
trat, da raffte er ein Brecheisen von der Erde auf, und  
hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit Dir,  
Bestie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuch-  
lerischer Bösewicht!“ So rief der Graf in aufflammen-  
dem Zorn, pachte, mächtig und stark wie er noch war,  
seiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der Gur-  
gel, und schleppete ihn durch die Gemächer bis in den  
Flur, wo er die Schloßglocke stark anzog. Aufgeschreckt  
aus dem Schlaf strömte alles herbei, um ein Schauspiel  
zu sehen, von dem jeder erwartete. „Schließt ihn in  
Ketten, und schmeißt ihn in den Thurm!“ rief der Graf  
der Dienerschaft zu. Doch so wie sie den Alten, der ent-  
stellt, launlos mehr an der Faust des Grafen hing als  
stand, packen wollten, mußten sie auf den Wink des  
Grafen einhalten. Er schien einige Augenblicke auf ein-  
en Entschluß zu sinnen. Dann sprach er mit ruhiger  
ernster Größe: „Werft den alten Bösewicht zum  
Schlosse heraus, und läßt er sich wieder sehen, so heßt  
ihn fort mit Hunden!“ —

Es geschah, wie der Graf geboten.

Die sichtbaren Spuren dessen, was sich begeben, über-  
hoben den Grafen der Mühe einer weitläufigen Erz-  
ählung, in zwei Worten wußte die Dienerschaft alles.

Man vermiste in dem Augenblicke zwei der treuesten  
Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der  
alte Graf den Argwohn, daß auch sie ihn getäuscht hät-  
ten auf die schwärzeste Weise, daß auch sie Theil hätten  
an Daniels unternommener verbrecherischer That, als  
sie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt,  
zum Schloßthor hinein sprenkten.

Während die andern den ertappten Bösewicht an-  
starrten, waren sie schnell auf den Hof gelaufen, weil  
sie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der  
That gewahrten sie auch im Schimmer der Nacht einen  
leeren von zwei Reitern begleiteten Wagen, der in ge-  
ringer Entfernung nicht gar zu schnell sich fortbewegte.  
Eilig sattelten sie nun ihre Pferde, nahmen Büchse und  
Hirschfänger, und sprenkten dem Wagen nach. So wie  
sich die Reiter, die den Wagen begleiteten, verfolgt  
sahen, spornten sie die Pferde an, und fort ging es in  
gestrecktem Galopp. Der Morgen war angebrochen,  
als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reiter plötzlich  
den Jägern aus den Augen verschwanden, während aus  
dem dicken Gebüsch mehrere Schüsse fielen. Dies nöthigte  
die Jäger, die sich von einer ihnen überlegenen  
Bande umringt glauben mußten, zur schnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß schien es, daß der alte Daniel in Ein-  
verständnis getreten war mit Bösewichtern, die es auf  
die Beraubung des Grafen abgesehen hatten. Und doch  
blieb es dem Grafen, blieb es allen ein unerklärliches  
Räthsel, wie es geschehen konnte, daß ein so alter, we-  
nigstens dem Anscheine nach, der Familie so treu erge-  
bener Diener, als Daniel, sich hätte zu solchem Verbre-  
chen verführen lassen können. Nur der Geistliche meinte,  
daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, sich ihm  
wohl Spuren eines zerrissenen, mit sich und aller Welt

unzufriedenen Gemüthes gezeigt, und daß er in der  
legten Zeit den Alten sogar in heftiger Aufwallung ge-  
gen einen Cameraden äußern gehört: der Herr habe  
nichts von dem gehalten, was er ihm versprochen, wenn  
er so lange gebient haben würde als jetzt, und der Herr  
sey überhaupt sehr strenge und hart, und leblich selb-  
Schuld an dem Unglück des ältesten Herrn Grafen.

„Der Undankbare,“ sprach der alte Graf, „! der  
Undankbare! Vermehrt habe ich seinen Gehalt bis über  
das doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener,  
sondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten  
der Art werden gemeine Naturen nur übermüthig, und  
man entfremdet sie sich, statt sie fester an sich zu fügen.  
— Nun wird es mir klar, daß alles das, was ich für  
gutmüthige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an  
den Streichen war, die nur einem tief verübten Ge-  
müthe zu Gebote stehen. Mit Affenlebe hing der Bö-  
sewicht an dem, den ich verwerfen mußte mit empörem  
Herzen. — Bei allen Vorseitern, die er schon als Knabe  
beging hier auf dem Schlosse, war der Alte Heisterhol-  
fer, indessen wie gesagt, ich schrieb das eben einer kom-  
men Gutmüthigkeit zu, die der Knabe, welcher schon  
damals eine Gewalt über die Menschen übte, die mit  
Entsetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. — Er  
konnte der Alte seinen Mißmuth nicht bergen, wenn  
ich der heillosen Verschwendung jenes Vermoerens  
Einhalt thun mußte, und in der tiefsten Ehrfurcht,  
in der treuesten Anhänglichkeit, die er mir dann dop-  
pelt zu erweisen sich bemühte, sehe ich jetzt die Bestre-  
bungen der durchdachtesten Schwärzesten Heuchler.“ —  
Es bemerkte ferner der Geistliche, wie es nun wohl  
mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen sey, daß  
Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Erer läßt  
konnte Daniel sich die Schlüssel des Portals und des äs-  
tern Schloßthors verschaffen, sehr leicht konnte er un-  
ter irgend einem Vorwande die etwa lässige Diener-  
schaft von der einer, Amalien auf dem Wege aus ihrem  
Zimmer herob, durch Hausthüre und Thor hinaus ins  
Freie hätte bemerken können, entfernen, und so los  
bewerkstelligt werden, was ohne Hilfe eines solchen ver-  
trauten Dieners unmöglich gewesen. Der Geistliche  
gedachte ferner der Zusammenkunft Daniels mit einem  
fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühstun-  
de, und der seltsamen Ahnung, die ihn damals regte-  
ten. Er schloß damit, daß es doch besser gewesen seyn  
würde, den alten Bösewicht einzusperrern, um durch  
seine Geständnisse volles Licht in der Sache zu erhalten.

„Eben,“ sprach der Graf mit entschiedenem Graf,  
„eben dieses Licht scheue ich, und flehe zu dem Allmäch-  
tigen, daß forthin alles in tiefe Nacht versunken bleiben  
möge. Eine innere Stimme sagt mir, daß jenes Licht  
der Blig seyn würde, der mein Haupt, meinen Stamm  
zerschmettert.“

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfol-  
gung des wahrscheinlich zur Fortschaffung des ge-  
raubten Familienschatzes abgeforderten Wagens, und der bei  
den Reiter begegnete, war es gewiß, daß der Wagen  
wieder voll Raubgefindel steckte. Allerlei fremde Leute  
ließen sich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe  
des Schlosses sehen, die sich zwar durch Pässe bald als  
verabschiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als  
herumziehende Krämer u. s. w. auswiesen, deren ganz  
ges Ansehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein  
ganz anderes schlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig,  
bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Raub-  
ereien in der Gegend von Potsdam, so wie auch die  
Nachricht kam, daß sich, trotz der Wachsamkeit der aus-  
gestellten Posten, eine große Zigeunerbande über die  
mährische Gränze hinein ins Land gezogen haben soll.



Krebs, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, bestätigte diese Nachricht. Er hatte nicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Kindern verschwand, einen wiewohl nicht starken Bismuttrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen er auch noch andere beigeßelt.

Wreiß war es, daß eine neue Bande sich sammelte, und kathfam war es, sie im Entsetzen zu vertilgen. Die Jäger der nächsten Reviere in der Herrschaft wurden angesetzt, und schon in der folgenden Nacht setzte sich Graf Franz, von innerem unwiderstehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Gesindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hoch aufloderndes Feuer.

Graf Franz schlich leise mit seinen Jägern heran, und sie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Jagernweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Sie wurde gefohrt und gehalten, gesungen und getanzt, während ungefähr sechs Männer, auf ihre Rücken gehend, den Trupp zu bewachen schienen. Plötzlich stürzte die Jäger mit lautem Geschrei auf sie ein, da erschienen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Köpfe, und schossen, gleich den Männern, auf die Jäger, die indessen, von dem Gebüsch begünstigt, besser waren, so daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern, und mehrere von den Weibern niederstürzten, die andern verschwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfsplatz untersuchten, was von den Gestürzten vielleicht nur verwundet, erhob sich eine dicht verschleierte Gestalt vom Boden, und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufrufend wollte bei seinem Anblick das Weib niederstürzen. Ein Jäger hielt sie in seinen Armen aufrecht, indem er den Schleier löste, der ihr Antlitz bedeckte. — Als sah er ein entsetzliches Gespenst, starrte der Graf die Entschleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß sie sich mit der Kraft der wüthenden Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Messer hervor, und stürzte auf den Grafen los! — Der Förster, der neben ihm stand, umfaßte die Weibensinnige, entwaffnete sie, und sprach, während sie von den Jägern festgehalten wurde, mit wehmüthigen Töne zum Grafen: „Was sollen wir thun? — Was ist zu thun möglich?“ — Da war es, als erwachte der Graf nun erst aus kramphafter Erstarrung; er riß mit wildem furchtbarem Ton: „Binden, — nach dem Schlosse bringen!“ schwang sich auf das Pferd, und die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworrenes Geschöpf! also zu Mördern und Dieben stößt Du aus dem Hause des Vaters, aus den Armen der Liebe. Nein — nicht noch mehr Schmach sollst Du über dieses greise Haupt bringen, Klostermauern sollen Dich und Deinen verbrecherischen Wahn sinn verbergen vor der Welt!“ So rief der alte Graf in dem Augenblicke der tiefsten Empörung, als Amalia vor ihm gebracht wurde. Doch athmete diese nicht, für ein lebendes Wesen war sie zu achten. Auch nicht die geringste Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinste Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesstarken Augen bewies, daß sie etwas vernahm oder gewahrte was gesprochen wurde, oder was sich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man sie, so ging sie, ließ man sie stehen, so stand sie; sie glich durchaus einem Automaten. Der Graf ließ sie in ein einsames Zimmer sperren, und gebachte sie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloster fortzuschaffen zu können.

Bergebens bemühte sich der Geistliche, Amalien zum

Neben zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und eben so wenig gelang es, ihr Speise und Trank einzunöthigen. Beide, der Geistliche und der Wundarzt, stimmten darin überein, daß Amaliens Zustand keineswegs physische Krankheit, vielmehr psychisch angelegter Wille sey, und daß sie zu sterben beschloffen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaster, als man es hätte erwarten sollen, er schien sich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben, und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem sich dieses begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von G. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtstunde, als alles auf dem Schlosse in tiefem Schlaf lag, wurde das Schloßthor gesprengt, und hinein unter wildem Mordgeschrei drang die Räuberhorde, schoß in die Fenster, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz seine Pistolen geladen, als er die Räuber schon in den Gemächern neben seinem Schlafgemach toben, und seinen Namen rufen hörte. Er hielt sich für verloren. Doch — das Fenster seines Schlafgemachs ging nach dem Garten heraus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an diesen Spalier schwang er sich herab, und rannte in der finstern Nacht nach dem Försterhause, dessen Fenstern ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte seine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger schon im Aufbruch, während schauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüber klang. Der Förster hatte das starke Schießen von der Gegend des Schlosses her gehört, hellen Fackelschein gesehen, den Räuberanzug vermuthet und sogleich Alarm gemacht. — Rasch ging's nun nach dem Schlosse. — So wie der Hauptmann der Horde, den eine majestätische Gestalt, ein stolzes Ansehn auszeichnete, in das Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und schloß. Er wollte das zweite abdrücken, doch laut aufkreischend: — „Karl! Karl! hier bin ich — hier ist Dein Weib!“ — stürzte Amalia herbei und in des Räubers Arme. —

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entsetzt schrie er auf: „Karl — Sohn!“ —

Da trat der Räuber mit frechem verhöhnendem Stolz vor ihn hin, und sprach: „Ja! — der Sohn, den Du verfluchtest, muß so von Dir sein Erbe fordern, Du grauer Sünder.“ —

„Verruchter Abschwicht!“ schrie der Graf schäumend vor Zorn.

„Schweige,“ sprach der Räuber, „ich weiß, wer ich bin, und wie ich es geworden! Was säetst Du in verderblicher Brust giftiges Unkraut, und wunderst Dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführtest Du nicht meine Mutter? — Gab sie nicht mit Abscheu Dir die Hand, die Du dem heißgeliebten entrißtest? — Und Dir zum Trost will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthron mit dieser, die mich liebt, wie niemals Dein Weib Dich geliebt hat, und die Du verkuppeln wolltest.“ —

„Ausgeburth der Hölle!“ schrie der Graf, und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: „Die Hand weg von meinem Weibe!“ und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgebrungen herbei rannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. — Mit zerschmettertem Haupte stürzte der Räuber zur Erde. „Es ist Dein Bruder Karl!“ kreischte der alte Graf, und sank leblos hin neben dem Getödteten! — In dumpfer Betäubung,



wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floss in den Gängen des Schlosses. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet da lag, oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerfetztem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getödtet wurden, und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Schaaren herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Wüsthener das Schloß in Brand gesteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloberte.

Mit Mühe rettete man den alten nur ohnmächtigen Grafen, so wie den in völlige Apathie versunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu steuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, sie sey in den Flammen umgekommen.

Graf Maximilian starb wenige Tage darauf in den Armen des Geistlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ, und sich zu den Kamaldulensern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelst einer gerichtlichen Schenkung die Herrschaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er selbst verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrscheinlich änderte er seinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Jartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht haufen wollte, wo sich das Entsetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Moldau erbaut. —

Es ist mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs, noch von mir, von andern Dingen zu sprechen, Du wirst das selbst fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter zc.

#### Willibald an Hartmann.

Töplig, den.....

Ich kann, ich darf es Dir nicht sagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnisvoll ist es zu nennen, daß Du in einem fernem fremden Lande den Geistlichen aus jenem Schlosse triffst, verhängnisvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährst Du alles.

Gestern früh machte ich hier, — warum ich in Töplig bin, fragst Du? — Nein! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geisteskraft hemmende — Hypochondrie, ja so nennen es die Aerzte, unerachtet mir der Name verhaßt ist, und für meinen Zustand auch gar nicht zu passen scheint; ja das alles hat mich hergebracht. Also, gestern früh, da ich mich ungewöhnlich frisch und stark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachsene Bergschlucht gerathen, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher schlanker jugendlicher Gestalt, in einem schwarzseidenen mit Sammborden, nach alt deutscher Art zugeschnittenem Kleide und einem sehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erscheinung einer einsamen, sauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß, hatte in der That etwas sehr seltsames. Ich dachte, hier sey es wohl nicht unschicklich sie anzureden, und eilte ihr nach. Nicht hinter ihr war ich schon, als sie sich umschaute. Ich betete erschrocken zurück, sie floss, laut aufkreischend,

ins Gebüsch, und war im Moment verschwunden. — Nicht das bleiche von Gram, und auch wohl von beginnendem Alter entstellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunklen Feuer sprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebt. Nicht für rathsam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnsinnige zu halten, dann aber ließ ich Gefahr, mich ganz zu verirren, da es mir jetzt schon Mühe genug kosten mußte, den nächsten Weg zum Heimath zurück zu finden. — Als ich an der Wirthschaft mein Abenteuer erzählte, sagte mir mein Nachbar, der schon seit vielen Jahren Töplig jeden Sommer zu besuchen pflegte, daß jene Frau allerdings eine Wahnsinnige, und von vielen Personen in Töplig sehr wohl gekannt sey. — Vor mehreren Jahren ließ sich nämlich eine junge Person in der Gegend von Töplig sehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettete, bald besser gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot, und dann wieder in den Bergen verschwand. Das abergläubige Volk hielt sie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geistlichen aus Töplig, den bösen Geist zu bannen. Der Geistliche versprach das, während er ganz anderes im Sinne trug. — Bald geschah es auch, daß er in der Gegend, wo die Person sich zu zeigen pflegte, wandelnd sie wirklich traf, und von ihr angebettelt wurde. Der Geistliche, ein Mann von hellem Verstande, von richtigem psychologischen Blick, merkte aus den ersten Reden, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe. Es gelang ihm, ihre Ausrufen zu gewinnen, und unerachtet er sich das, was sie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältniß sagte, gar nicht zusammen zu reimen wußte, so ging er doch darauf endlich mit vieler Geschicklichkeit ein. Des Geistlichen Zuspruch schien ihr wohlzuthun, sie versprach, an derselben Stelle sich wieder einzufinden, und hielt Wort. — Endlich nach mehreren Unterredungen kam es so weit, daß die Wahnsinnige ihm willig nach Töplig folgte, wo er sie bei einem Hausbesitzer, dessen Besitztum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein Kästchen mit Juwelen einhändigte, das sie im Walde vergraben. Der Geistliche war von der vornehmen Herkunft der Wahnsinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Person, sowie die ihm anvertrauten Juwelen, auf das genaueste beschrieb. — Nicht lange dauerte es, so erschien der junge Graf Bogislav von T. in Töplig, und erklärte, nachdem er lange Zeit sich mit der Wahnsinnigen unterhalten, daß sie eine Verwandte seines Hauses sey, für die er, da sie sich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wollte, ein ansehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar schloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntschaft der Wahnsinnigen zu machen, die nur auf ihren einsamen Spaziergängen sey, sonst aber sehr müd und gut sey. — Ich ging heute Nachmittags hin. — Die Wirthleute schienen auf dergleichen Besuche schon vorbereitet zu seyn, sie sagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einsamen Spaziergange. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demselben Anzuge, wie sie mir gestern im Walde begegnete, in des Gemach, begrüßte mich ohne alles Bestreben mit dem vornehmsten Anstande, und nöthigte mich, wohl wissend, daß nur ihr mein Besuch gelte, Platz zu nehmen. Diese Spur des Wahnsinns sprach sie von gleichgültigen Dingen, bis ich, selbst weiß ich nicht, wie mir das einfiel, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Namen mittheilen zu erfahren. Da bestete sie ihren Blick auf mich, und sprach mit dem Ton der tiefsten Trauer,



„Woh, mein Herr? — sollten Sie mich nicht kennen? Sollten Sie mich nicht schon oft unter den Schrecknissen des fürchterlichsten Verhängnisses erblickt haben, nicht schon oft von dem ungeheuern Geschick erschüttert werden sehn, das mich so grimmig erfaßte? — Ja, ich bin eine unglückliche Amalie, Gräfin von Moor, aber die schwerste Verläumdung ist es, daß mein Karl mich selbst getödtet haben solle. Nur scheinbar that er das, um die wilde Horde zu beschwichtigen. — Es war nur ein Theaterdösch, den er mir auf die Brust setzte.“

— „Dies legte sprach die Gräfin ganz leise und beinahe lächelnd. Dann fuhr sie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Kosinsky, die edlen Menschen haben mich gerettet. Sie sehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben ist ohne Hoffnung. Der Kaiser wird, er muß den Grafen Karl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz gestorben. Der hat aber drei Leben. Zweimal ist er schon gestorben — ich selbst (nicht herangerückt, zischelte mir die Gräfin ins Ohr) — ich selbst — diese Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben; ist das geendet auf gewaltsame Weise, wie es bald geschehen wird, so ist alles gut. Karl kommt wieder, erhält den Besitz der ihm entzogenen Herrschaft in Böhmen, und auch meine entsehlliche Lianal ist vorüber. Als mein Oheim starb, verübte ich mit dieser Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle verachteten es nicht zugubrüken — und er schaut mich noch immer mit diesem Auge an.“ — Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düstre Feuer des Wahnsinns aus ihren Augen bligte, mir zu: „Finden Sie mich schon! — Konnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe nicht lehnen! — Entführen Sie mich dem Verhafteten. — Retten, o retten mich!“

Die Gräfin wollte sich an meine Brust stürzen, da

faßte sie aber der Hauswirth bei den Armen, und sprach halb leise: „Gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er ist da! es ist die höchste Zeit. — Sie müssen fort.“ — „Du hast Recht, guter Daniel,“ erwiderte sie eben so, — „ja ganz recht — fort, fort.“ Und damit sprang sie schnell aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfrost geschüttelt, stammelte ich unverständliche Worte! — „Sie sind erschrocken, mein Herr,“ sprach der Wirth lächelnd, „aber es hat jetzt nicht mehr das mindeste zu bedeuten. Sonst, ehe ich aus ihren Reden mir es erlaucht hatte, wie ich mich zu benehmen, gerieth sie jedesmal, wenn sie geschrien: „Rette, rette mich!“ in Wuth; jetzt aber packt sie schnell ihre Ziwelen ein, und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis sie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem sie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zustande erwacht.“

Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigst geliebter Freund, „wir stehen mitten in Schillers Räubern,“ sprachst Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter schien, als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räuberwerks, das mich, den Leichtsinigen, erfaßte, und dessen das Innerste zerfleischende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, &c.

Als Hartmann seinen Freund endlich in Berlin wieder sah, fand er ihn zwar gehilt von der verderblichen Stimmung, die auch physischem Leid zuschreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, sind sie am späten Abend traulich beisammen, oft jenes entsehligen Trauerspiels in Böhmen, dessen ersten Akt ein seltsames Verhängniß sie mitspielen ließ, und in ihrem innersten Gemüth erbeben dann tiefe Schauer. —

## Die Irrungen.

### Fragment aus dem Leben eines Fantasten.

#### Verloren und Gefunden.

In dem zwei und achtzigsten Stück der Haude- und Spenerischen Zeitung vom Jahre 18 — befand sich folgende Aufforderung:

„Derjenige junge schwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar, und etwas schief verschnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Briestafche mit goldnem Schloß gefunden, und wahrscheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimisch ist, ersucht, sich am vierundzwanzigsten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hôtel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Briestafche, der ihm vielleicht interessant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der besagte junge Mann den Entschluß, den er einmal gefaßt, jetzt

auszuführen gedenken, und jetzt nach Griechenland reisen wollen, so wird er sehr gebeten, sich in Patras auf Morea an den preussischen Consul Herrn Andreas Condoguri zu wenden, und ihm die gedachte Briestafche vorzulegen. Dem geschägten Finder wird sich dann ein anmuthiges Geheimniß erschließen.“

Der Baron Theodor von S. gerieth, als er dies auf dem Casino las, in eine freudige Bestürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint seyn, als er selbst, denn eben er hatte, es mochte wohl schon ein Jahr her seyn, im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Briestafche mit einem goldnen Schloß gefunden und zu sich gesteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel Besonderes im Leben begegnet, die aber Alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz Außerordentliches, und sich selbst von dem Schicksal dazu bestimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals, als der Baron die Briestafche fand, die ihrer Form nach



einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein seitfames Abenteuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren, welche) brachten ihm indessen die Brieftasche aus den Gedanken, und um so größer war die Ueberraschung, daß nun erst das erwartete Abenteuer eintreffen sollte.

Fürs erste mußte sich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nemlich daß seine Augen braun seyn sollten, die er immer für blau gehalten, und daß sein Backenbart für schief verschnitten angegeben wurde. Beßeres griff ihn um so mehr an die Seele, als er selbst vor dem schärfsten Pariser Toiletenspiegel das schwierige Geschäft des Zusuzugs seines Backenbarts besorgte, und sich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friseurs Barnick längst entschieden, als Meister bewährte.

Nachdem der Baron sich satzsam geärgert, stellte er folgende Betrachtungen an:

„Erstlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr geögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforschen gesucht? — Aber, durstte zweitens dieß wohl geschehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wissen, was für Geheimnisse es mich einmal aussprechen ließen, daß, einer besondern Constellation halber, ich nach Griechenland reisen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wohl anderer Natur seyn als weiblicher? — O Gott! es ist viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwischen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftasche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die sich bei der Madame Obermann in der Sonne, oder in Patras auf Morea entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche süße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimniß, wie ein wundervolles Märchen, mit aller Lust, allem seligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber, wo ist, fünftens, um tausend Himmelswillen die verhängnißvolle Brieftasche geblieben?“

Dieser fünfte Punkt war ein sehr böser, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichste aller Abenteuer zu bestehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachsuchen, und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er sich gar nicht darauf zu besinnen vermochte, ob er die Brieftasche noch später in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verbruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftasche fand, ihn so sehr außer Fassung gebracht, daß er alles Uebrige, und auch die Brieftasche, darüber vergessen.

Gerade an dem Tage trug er zum erstenmal eine der saubersten, zierlichsten, wohlpassendsten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünstler Freitag verfertigen lassen, und mit weißem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere simple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geschworen: der Frack sey göttlich, und die Pantalons delizios; aber freilich, Graf E., der Radamanthus der modernen Welt, hatte sein Urtheil noch nicht gesprochen. Das Schicksal wollte, daß der Baron von E., gerade als er, nachdem er die Brieftasche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, unter den Linden dem Grafen von E. begegnete. „Guten Abend, Baron!“ rief der Graf ihm zu, lorgnete ihn einen Augenblick, sprach dann mit entscheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!“ und ließ den Baron stehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu sehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abscheulichen Verstoß dagegen, den er am Ende sich selbst beizumessen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille um-

hergegangen zu seyn, hatte für ihn etwas Entsetzliches. Er rannte wild nach Hause, ließ sich auskleiden, und befohl dem Kammerdiener, das unselige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erst dann kam Trost in seine Seele, als nach ein paar Tagen ein schwarzes Kleid aus dem Atelier des Künstlers Freitag hervorgegangen, das selbst Graf E. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verlust der Brieftasche, über den der Baron in völlige Trostlosigkeit geriet.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, seine Garderobe zu mustern. Der Kammerdiener schloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu lassen pflegte. Aus dem Schrank strömte dem Baron ein starker Geruch von Rosenöl entgegen. Auf Befragen verfuhr der Kammerdiener, daß dieser Geruch von jenen schwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hinein gehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wolle.

So wie der Kammerdiener diese Worte aussprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen sollte, eben nicht so sehr eintretend gelegen, nemlich, daß er das gefundene Kleinod in die Busentasche des Rocks gesteckt, und im Verbruß wieder herauszunehmen vergessen.

Er erinnerte sich in dem Augenblick, daß die Brieftasche stark nach Rosenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnet.

Man kann denken, mit welcher Uebung der Baron das kleine goldne Schloßlein öffnete, um den Inhalt der Brieftasche zu erfahren, der seitfam genug war.

Zuerst fiel dem Baron ein sehr kleines Messerchen von sonderbarer Form, beinahe anzusehen wie ein chirurgisches Instrument, in die Hände. Dann erröthete seine Aufmerksamkeit ein seidenes strohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere beinahe himmlischer Schrift ähnlich, in schwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand sich in einem seidenpapiernen Umschlage eine vorborrte unbekante Blume. Wichtigter als alles schien aber dem Baron zwei beschriebene Blätterchen. Auf dem einen standen Verse, die indessen der Baron leider nicht zu verstehen vermochte, da sie in einer Sprache abgefaßt waren, die selbst manchem vortheilichen Diplomaten fremd blieb, nemlich in der neugriechischen. Die Handschrift auf dem andern Blatte schien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte sich der Baron bald zu seiner großen Freude, daß italienische Worte darauf standen. Der italienischen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täschchen steckte endlich noch die Ursache des Dufts, den Brieftasche und Rock verbreitet, nemlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetisch verschlossenes Fläschlein Rosenöl.

Auf dem Papier stand ein griechisches Wort, und zwar: *Συνοσημολογία*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagmahle in der Jagorischen Restauration mit dem Herrn Geheimenrath Wolf zusammentraf, und ihn um die Deutung des griechischen Worts befragte, das auf dem Zettel stand. Der Geh. Rath Wolf hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron ins Gesicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechisches Wort, sondern nicht anders zu lesen als: Schneepolb, mithin eine Name sey, und zwar ein deutlicher, kein griechischer, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme, und auch billiger Weise nicht vorkommen könne.



So gut, wie gesagt, sich der Baron auf das italiänische verstand, so wollte ihm doch die Entzifferung des Blättchens nicht recht gelingen. Denn außerdem, daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, so waren auch manche Stellen beinahe ganz verwischt. Es schien mir, als habe die Besitzerin der Brieftasche (das war einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel!) einzelne Gedanken aufgeschrieben, um sie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagesbuch vorstellen. — Genug, der Baron zerbrach sich den Kopf, und verdarb sich die Augen! —

## Das Blättlein aus der Brieftasche.

— Die Stadt ist im ganzen schön gebaut mit schnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von halbverdorren Bäumen, die, wenn der unheimlich saufende Wind dicke Staubwolken vor sich herreibt, ihr fahlgraues Laub traurig kläffeln. Kein einziger Springbrunnen sprudelt lebenslustig Wasser empor, und verbreitet Kühle und Labung, weshalb sind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden tosenden Mühlen gelegen, klein und verstaubt, ist mit dem in Konstantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelien, die in einzelnen Häusern feilgeboten werden. Manche dieser Kaufleute bestreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Ansehen, und mehr Vertrauen zu gewinnen, sind aber eben deshalb sehr theuer. Es giebt mehrere Paläste, die aber nicht aus Marmor gebaut sind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen soll. Das Baumaterial besteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backsteinen, die häßlich roth und unter dem Namen Ziegel, bekannt sind. Doch habe ich auch Quadersteine gesehen, sie jedoch kaum für Granit oder Porphyre halten können. — Ich wünschte aber wohl, daß Du, geliebte Chariton, das schöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin schmückt, sehen könntest. Es erinnert an den großen erhabenen einfachen Tempel unserer Vorfahren. — Warum spreche ich aber so viel von den todtten kalten Steinmassen, die auf diesem glühenden Herzen lasten, und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieser Dede! — ich will Dir, Geliebte, nicht — Mein Magus war heute bösser und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagessen zu viel getrunken, und sich den Fuß verstaucht. Komme ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abscheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abstreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — Ich rieb ihm den Fuß mit Balsam von Mecca ein, und legte ihn ins Bett, da wurde er still und ruhig. Nachher stand er auf, machte Chokolade, und bot mir eine Tasse an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuschläfern, und dann zu verwandeln, wie er es schon oft gethan hat! —

„Eßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unseliges feindseliges Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Wölfe, die Freundlichkeit selbst! Ich fuhr leise mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten seine großen, schönen, schwarzen Augen mich an, und er sprach ganz entzückt: „Gleich! gleich!“ In der That holte er auch auf der Stelle sein Handwerkszeug hervor, und drückte auf einen dunkelrothen Schawl den prächtigsten Goldrand, den ich nur wünschen konnte. Ich warf ihn

um, und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an sein Hinterhaupt geschoben, nach dem freundlichen Walde, der dicht von dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen ist, so daß es nur weniger Schritte bedarf, um in schöne, finstere Laubgänge zu treten. — Im Walde besiel meinen Magus seine mürrische Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an. Ich solle mir nicht thörichter Weise einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büsche wären, daß das wirklich gewachsenes Gras, Feld, Wasser sey. Ich könne ja das schon an den stumpfen Farben sehen, daß alles nur in spasshafter Kunst fabrizirtes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht, und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren sogenannten Ausstellungen brauchen. Wollte ich einmal ein Bischen wahrhafte Natur schauen, so würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu schauen. Beim Theater wären nehmlich grundgeschickte Naturmeister angestellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüsch, Wasser und Feuer ketz zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdross! — Ich sehnte mich nach jenem Platz, der mich an die schöne Zeit erinnert, als Du, meine süße Chariton, noch meine Gespielin warst! — Ein runder mit dichtem Gebüsch umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet steht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulassen; da stieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe erzeuge ihm Angst und Entsetzen, und er müsse ihr die Nase abschlagen, damit sie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich sein langes starkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannst Dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundsatz des mir verhassten Volks, das wirklich in tollem abergläubischen Wahnsinn den Statuen die Nasen abschlägt, damit sie nicht lebendig werden! — Ich sprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann selbst und setzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhnisch an, und sprach, daß ich mir nur nicht einbilden solle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu sehen, ich könne das an dem unförmlichen wulstigen Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellinis Ausdrücke einem mit Melonen gefüllten Saet gleiche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufschützte, und dann so lange geschickt hineinblase, bis sich das Bild forme. Dann hat mein Magus, ich möchte ihm erlauben, an das Wasser unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröschen zuzuhören. Ich ließ das gern zu, und als er —

Das Abendroth stieg auf, und glühende Funken hüpfen im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauschte über mir im Gebüsch, und eine Nachtigall schlug einzelne klagende Laute an. Ein süßes Weh erfüllte meine Brust, und von unwiderstehlichem sehnüchtem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun sollen! — Du kennst, o meine Chariton, das magische Band, das verführerische Geschenk unsers Alten. — Ich zog es hervor, und schlang es um die Halsader meines linken Arms. — Als bald flatterte die Nachtigall hinab, und sang zu mir in der Sprache meines Landes:

„Kernte, warum flohst Du hieher? Kannst Du entrinnen der Wehmuth, der durstenden Sehnsucht, die auch hier Dich umfängt? Und tiefer verwundend saßt Dich hier fern von der wirklichen Heimath, der Schmerz getäuschter Hoffnungen! — Der Verfolger ist hinter Dir! — flieh! — flieh! — Du Kernte! Aber Du willst ihn sterben, den Tod in Liebe! — gieb ihn mir,



gib ihm mir, und lebe in seliger Ahnung, die mein Herzblut in Deiner Brust entzündet."

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich hatte in zauberischer Bethörung mein kleines Mordinstrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erschien, die Nachtigall schwang sich auf, ich riß das Band vom Arm herab, und —

— Ich fühlte mein ganzes Selbst erbeben! — Dasselbe Haar — dieselben Augen — derselbe freie stolze Gang. — Nur entstellte durch die häßlich abentheuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher Dir, meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel sage ich Dir, daß das Oberkleid, bei uns die Bierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von schwarzer Farbe und nach der Form der Flügel, und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten ist. Diese Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier Nidtschöße nennt, und in denen Taschen angebracht sind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfnisse, des Schnupftuchs u. s. w. Merkwürdig scheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanständig ist, Backen und Kinnladen unbedeckt sehen zu lassen. Weides wird durch Haare, die sie stehen lassen, so wie durch ein Stücklein gestreiftes Battistes, das aus einer Halsbinde auf beiden Seiten emporsteigt, bedeckt. Am seltsamsten scheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Bande besteht, und die man Hut nennt. — Ach, Chariton! — trotz dieser abscheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder! — welche dämonische Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte!

— Schnell schlang ich das magische Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unsichtbar, doch schien er das Daseyn irgend eines ihm befreundeten Wesens zu ahnen. Denn unsern von mir warf er sich auf eine Bank, nahm den Hut ab, und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr heißen: „Laß Dich erblicken,“ oder: „Laß Dich am Fenster sehen!“ dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes seltsame Instrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Es setzte dieses Instrument auf die Nase, befestigte es hinter den Ohren, und schaute durch die hell und glänzend geschliffenen Gläser, die vor den Augen standen, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich saß. — Ich erschrad, daß der magische Blick durch jene Gläser, ein mächtiger Talismann, meinen Zauber zerstören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es sich, daß — — verhängnißvollste meines Lebens! — Wie soll ich es Dir denn sagen, meine geliebte Chariton, wie Dir beschreiben das unnenbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria ist ein gutes liebes Kind, und obschon nicht unserer Religion zugethan, ehrt sie doch unsere Gebräuche und ist überzeugt von der Wahrheit unseres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entschlüpfte ich der Aufsicht meines Magus. Maria hatte sich des Hausschlüssels bemächtigt, sie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald, und holten aus einer dort befindlichen Cisterne das heimliche Wasser, in das wir geweihte Kessel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünstiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unsern vier ausgestreckten Dattmen empor. — Es drehte sich rechts, es drehte sich links — zitternd und schwankend! — Vergebens unser Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Brust mit dem heimlichen Wasser, in dem der geweihte Apfel lag, gewaschen, begab ich mich tief verschleiert, ohne daß es mein Magus, der seinen langen

Traum träumte, zu bemerken schien, nachdem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheißten. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit starker Stimme: „Theodor — Theodor!“

— O meine Chariton! — durchbohrt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergesunken! — Ja, er ist es! — er ist es! — O all ihr Heiligen! — ein Prinz, sonst reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherstreifend im Bachstelzenhabit und steifer Filzmütze — Könnst ich nur —

Mein Magus hält in seiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närrische Einbildungen, und ist zu weiterer Nachforschung nicht zu bewegen, die ihm doch so leicht werden würde, da er sich nur an die Stelle im Walde, wo ich Theodor erblickte, begeben, dort oder ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel essen, und einen Schluck von dem geheimen Wasser trinken könnte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht, und ist überhaupt mürrischer als je, so daß ich zuweilen genöthigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider seine Macht über mich nur verstärkt; doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelehrt. Setz tanzt aber meine Maria den Romeca so schön, wie man ihn bei uns nur sehen mag. — Es war eine schöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesgeschimmer. Der Wald borchte in launendem Schweigen unsern Gesange zu, und nur dann und wann flüsternde und rauschende es in den Blättern, als hüpfende Eiselein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die seltsamen Stimmen der Geister der Nacht durch die Stille, und regten uns auf zum neuen Liebe. Mein Magus hatte in seinem Cistrotropher eine Theerbe mitgenommen, und wusch die Akerde des Romeca recht schön und feierlich anzuschauen, wofür ich ihm auch weißen Honig versprach zum Frühstück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längst vorüber, hatten sich Gestalten durch das Gebüsch unsern einsamen Wohnplatz. Wir schlugen die Scheiter über, nahmen den Magus auf die Schultern und entflohen so schnell, als wir nur vermochten. — Ueberreichte unselige Thiere! der Vogel war zum erstenmal unwillig, aber er sprach nur verwirrtes Zeug, und wies mein Fragen zurück, wöl er doch nur ein Papagei wäre, und kein Professor. — Ja, überreichte unselige Thiere, denn gewiß war es Theodor, der sich uns näherte, und — Mein Magus war so erschrocken, daß ich ihm zur Ader lassen mußte. —

— Herrlicher Gedanke! — Ich schnitt heute mit meinem Messerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich saß, als Theodor mir gegenüber war, und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, ja in diesem Stamm schnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmst Du meine Stimme? — es ist — ruft die Dich — ewig — fürchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Constantinopel — unabänderlicher Entschluß — Oheim — wohl —

#### Die Reise nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. setzte der Inhalt des Blättchens, dessen letzte Worte leider völlig vernichtet und unleserlich waren, ganz außer sich selbst.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, so wie Theodor, beständig chimarische Abentheuer im Sinn, bei den Umständen, wie sie hier zurufen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erschauern gerathen seyn. Außerdem daß schon das Geheimnißvoll des Ganzen, das Hindeuten auf ein seltsames weltliches



Wesen, das Zauberkünste übte, das im steten Umgange mit einem magischen Prinzip, ihm Herr und Diez war zugleich, den Baron im höchsten Grade spannte, so mußte diese Spannung bis zum halben Wahnsinn steigen, als er sich selbst in den Zauberkreisen gefangen sah, in das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Wesen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte sich nehmlich sogleich, daß er vor langer Zeit durch den Thiergarten wandelnd sich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Briefstiche fand. Daß es ihm gewesen, als höre er leise Musik. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber sitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er seine Brille aufgesetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß als er einst mit mehreren Freunden in später Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernem Gehörsich ein ganz seltsamer Gesang, und eben solche sonderbare Akkorde eines unbekanntem Instruments entgegen klangen, und daß sie, endlich der Stelle, wo die Musik herzukommen schien, genaht, zwei weiße Schalten schnell fliehen sahen, die etwas rothglänzendes auf den Schultern zu tragen schienen. — Der Name Theodor entschied vollends die Sache.

In voller Hast lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inschrift, die die Unbekannte in einem Baum geschnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht ihrem Aufschlusse des Räthsels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des Baumes, an den sich die Bank lehnte, wo er die Briefstiche gefunden, waren jene Worte eingeschnitten, aber das besondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlißt, auch in dem Baum verwachsen und unleserlich geworden waren. „Wunderbare!“ rief der Baron in höchster Entzückung aus, „wunderbare Sympathie der Natur!“ — Er erinnerte sich aus dem Goethe jener Zwillingsskulpturen, die aus einem Stamme gefertigt waren, und von denen die eine rettungsgelöst zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schlosse ein Raub der Flammen wurde!

„Unbekanntes herrliches Wesen!“ rief der Baron ferner aus in höchster Ekstase, „Himmelskind aus dem fernem Wetterlande! ja — längst glühte die Sehnsucht nach Dir, Du einzig Geliebte, in meiner Brust! Aber ich habe mich selbst nicht verstanden, die blaue Briefstiche mit dem goldenen Schloß war erst der magische Schlüssel, in dem ich mein Ich in Liebe zu Dir erblickte! — Fort! — Dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Rose blüht meiner ewigen Liebe!“

Der Baron machte sofort ernsthaft Anstalten zur Reise nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholomäus, und was er sonst an Reisen nach Griechenland aufreiben konnte, bestellte sich einen bequemen Reisewagen, zog so viel von seinem Gelde ein als er zu brauchen glaubte, begann sogar griechisch zu lernen, und ließ sich auch, da er von irgend einem Reisenden hörte, der von späterer zu reisen, die Landestracht trug, von dem Theaterführer einige faubre neugriechische Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieser Zeit nichts im Sinne trug, als die unbekannte Besizerin der blauen Briefstiche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen stand. — Er war hoch, schlank im höchsten Ebenmaße der Glieder gewachsen, ihr Anstand ganz Anmuth und Majestät — ihr Gesicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes unennbaren Jünglings, der uns in den Antiken hintersieht, — die schönsten Augen — die schönsten schwarzen seidenen Haare! — Gewand ganz so, wie der begeisterte Sonnini nur die Grie-

chinnen schildern kann. Und dabei, wie schon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühendes Herz im Busen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten; konnte der Seligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Erklärungen merklich schadet. Doch hier halfen Wielands sämtliche Werke aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Bestimmung Musarion, und dieß setzte ihn auch in den Stand, die gehörigen schlechten Verse auf das unbekannte Zauberbild zusammenzukneten.

Ganz besonders bemühte sich der Baron, auch die Zauberkraft des magischen Bandes zu versuchen, das unstreitig in seine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, schlang das Band um die Pulsader seines linken Arms und horchte auf den Gesang der Vögel. Er konnte aber nicht das mindeste davon verstehen. Und als endlich ein Zeisig dicht neben ihm im Busche zwitschern begann, klang es ihm beinahe so, als sänge der unverschämte Vogel: „Hafensfüßchen, Hafensfüßchen, geh zu Haus — zu Haus! — pfeif Dich aus — pfeif Dich aus!“ — Der Baron sprang schnell auf, und eilte, ohne weitere Versuche zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verständniß des Vogelgesanges schlecht ergangen, so gelang es ihm noch schlechter mit der Unsichtbarkeit. Denn unerachtet er das magische Band um den Hals geschlungen, so bog doch der Hauptmann v. R., der unter den Linden spazierte, sogleich in die Seitenallee ein, in der der Baron unsichtbar zu wandeln glaubte, und hat ihn dringend, sich doch vor seiner Abreise gütigst der fünfzig Friedrichsdor zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spielschulde. —

Der Theaterschneider war mit den griechischen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß sie ihn ganz ungemein kleideten, und daß vorzüglich der Turban seinem Gesicht einen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Stutzen abnöthigte. Denn selbst hatte er bisher nicht geglaubt, daß seine Augen, seine Nase und seine übrigen angenehmen Gesichtszüge überhaupt dergleichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen seinen Bachstelzenrock, gegen seine Mütze aus steifem Filz, u. s. w. und wäre, hätte er nicht das Aufsehn und den Spott angemanischer Grafen und Barone gefürchtet, von Stund an nicht anders als neugriechisch gekleidet einher gegangen.

Hatte aber sein Negligé, ein seidener orientalischer Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze, und dazu eine lange türkische Pfeife im Munde, schon etwas getürkt, so war hier der Uebergang zum neugriechischen Costüm leicht und natürlich. —

Also neugriechisch gekleidet saß der Baron mit untergeschlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutsauer wurde, auf dem Sopha und blies, die schönste Bernsteinspize an den Mund gedrückt, Rauchwolken türkischen Tabaks vor sich her, als die Thür aufging, und der alte Baron, Achatus v. F., sein Dheim, hinein trat.

Als der aber den neugriechischen Reffen erblickte, prallte er zurück, schlug die Hände zusammen, und rief überlaut: „So ist's denn doch wahr, was die Leute mir sagten! — So ist doch das bißchen Verstand meines Herrn Reffen wackelhaft geworden!“

Der Baron, der alle Ursache hatte, den alten feinerreichen unverheiratheten Dheim zu ehren, wollte schnell vom Sopha herab, und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbequemen ungewohnten Stellung halber, erstarrt, eingeschlafen, wie man zu sagen pflegt, waren, so kugelte er dem Dheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausströmte auf den reichen türkischen Teppich. Der Dheim lachte übermäßig, trat schnell die glimmenden Funken







besten gebräuchlich, zu verabsäumen, um mich für jeden Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, so wie ich gehöre, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überschüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Holz und ein hölzerner Stöpel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Partie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzörner befindlich. — Sie wissen, bester Dheim, aus dem Sonstigen, daß diese vortrefflichen Gebräuche auf den Inseln im Archipelagus statt finden. — O es war ein hehrer Moment, als meine Mutter mir das alles entzückte. — Zum erstmal in ihrem Leben war sie über mich in lebhaftem Zorn gerathen. — Es hatte sich nehmlich ein Wisfel in unser Zimmer eingefunden, das ich zu verlegen im Begriff stand, als meine Mutter hinzukam, und mich auf das heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Mädchen, das sich unter den Schrank geschlüchelt hatte, hervor, und sprach zu ihm also: „Beste Dame, seyn Sie uns auf das Schönste willkommen! — Niemand soll Ihnen Leid zufügen, Sie sind hier zu Hause, alles steht zu Ihren Diensten!“ — Meiner Mutter Worte kamen mir so späßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Thier jedoch, aber in demselben Augenblick gab mir meine Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf summt. Ich erhob ein Gebrüll, dessen ich mich noch schäme, als die gute Mutter wurde davon tief gerührt, schloß sich unter tausend Thränen in ihre Arme, und entzückte mir, daß sie neugriechischer Abkunft sey, Rücklicht des Wisfels also nicht anders handeln könne. Dann erzählte ich die Geschichte vom Hilde. — Sie sind, bester Dheim, gewiß eben so sehr überzeugt, als ich, daß das Aufhängen der blauen Briestafche eben der günstige annehmliche Zufall ist, den das Bild, die theure Großmutter, gemißagt. Nicht wie ein unbefonnener fantastischer Jüngling, sondern als ein Mann von Muth und Consequenz, handle ich daher, wenn ich mich stracks in den Wagen setze, und in einem Strich fortreise bis nach Patras zum Herrn Andreas Condoguri, der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter beschicken wird. Das sehen Sie gewiß ein, bester Dheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchste Glück meines Lebens zu erlangen im Stande seyn werde.“

Der Dheim hatte den Vessan ruhig angehört, jetzt sprach er los: „Gott tröste Dich, Theodor, aber Du bist ein großer Narr. — Deine Mutter, sanft ruhe ihre Seele! war ein wenig fantastisch und Dein Vater hat es mir oft geklagt, daß sie mit Dir, als Du geboren, allerlei Seltsames vornehmen lassen, das ist wahr. Aber was Du da vorbringst, von griechischen Prinzessinnen, lebendigen Bildern, eingesetzten Kindern und Wisfeln, das soll Du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in Deinem Kopfe, dem wahren Orbis pictus aller Tollheiten und Wahnereien! — Nun! — ich will Dir und Deinem conpompanten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre so nach Patras, und grüße den Herrn Condoguri. Viellicht ist Dir die Reise recht gesund, vielleicht kommt Du, schlagen Dich nicht etwa die Türken todt, vernünftiger wieder. Vergiß nicht, wenn Du auf die Insel kommst, wo der gute Riesewurz wächst, davon tüchtigen und höchsten Gebrauch zu machen. — Glückliche Reise!“ — Damit verließ der profaische Dheim den exaltirten Vessan.

Als nun der Tag der Abreise sich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewisses Bangen, da jeder von den Gefahren sprach, in die er bei dieser Reise wohl gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge seines Bangens, setzte er seinen letzten Willen auf, in dem er alle sammtlichen geschriebenen und gedruckten Gedichte

der Besizerin der blauen Briestafche, seine neugriechischen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beschloß er, außer seinem Jäger und einem jungen Italiäner, der einige neugriechische Wörter aufgeschnappt, und der ihm zum Dolmetscher dienen sollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ohngefähr fünfzehn Fuß im Durchmesser mitzunehmen, weshalb der Kutschbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abschiedsbefuche zu machen. — Eine Reise nach dem romantischen Griechenland — ein geheimnißvolles Abenteuer — ein Abschied auf vielleicht nie Wiedersehen — war das nicht genug, die zartesten Kräutlein in Ertafe zu setzen? — stahlen sich nicht Seufzer aus der Brust der Schönsten, wenn der Baron die schönen Mädchen der holden Insulanerinnen hervorzog die er bei Gaspare Weiß gekauft, um interessanter von dem Griechenland sprechen zu können, das er nun schauen würde? — Konnte eine einzige das: „Adieu, mon cher Baron!“ herausbringen, ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernsthaftesten, so wie die leichtsinnigsten Männer dem Baron nicht wehmüthig die Hand, und sprachen: „Möge ich Sie gesund, froh und glücklich wiedersehen, bester Baron!“ — Sie machen eine schöne Reise!“

Überall fiel der Abschied rührend und herzerhebend aus. — Viele zweifelten in der That, den jungen Abenteuerer jemals wiederzusehen, und Trübfinn verbreitete sich in den Dörfern, deren Zierde er gewesen. — Der Wagen stand hochbepackt vor der Thür. Der Baron unter dem Reisemantel neugriechisch gekleidet, setzte sich ein, der Jäger und der breite Märker, mit Büchsen, Pistolen und Säbeln bewaffnet, bestiegen den Bock, der Postillon stieß lustig in's Horn, und fort ging es in vollem Trab durch das Leipziger Thor nach Patras!

In Zehlendorf steckte der Baron den Kopf zum Fenster heraus, und rief in barschem Ton, man solle nicht lange trödeln beim Umspannen, er sey in größter Eil. Da fiel ihm der junge Professor ins Auge, den er erst vor wenigen Tagen kennen gelernt, und der den größten Enthusiasmus für die Reise nach Griechenland bewiesen.

Der Professor kam eben von Potsdam zurück; so wie er den Baron gewahrte, sprang er an den Wagen und rief: „Glückseligster aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich sie aus der Bartholdyschen Reise entnommen, aufzuschreiben zu weiterer Nachforschung. Auch füge ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkischen Pantoffeln.“ — „Den Bartholdy,“ fiel der Baron dem Professor in die Rede, „habe ich selber im Wagen, und was die versprochenen Pantoffeln betrifft, so erhalten Sie die schönsten, die es giebt, und sollte ich sie diesem oder jenem Pascha von den Füßen ziehen. Denn, o Professor! Sie haben mich bekräftigt in meinem Glauben, in meiner Ueberzeugung, und fleißig werd' ich auf klassischem Boden in den Taschenhomer kucken, der mir ein theures werthes Geschenk ist. Zwar verstehe ich kein griechisch, aber das findet sich, denk' ich, von selbst, wenn ich erst im Lande bin. — Man sagt ja so im Sprichwort: Das giebt sich, wie das Griechische. — Doch schreiben Sie, Bestler, schreiben Sie, denn noch läßt sich kein Herdelkopf blicken.“

Der Professor zog eine Schreibtafel hervor, und begann die Notizen, wie sie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuschreiben. Während dessen öffnete der Baron die Mappe, um nachzusehen, ob auch seine Briestaschen in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haube- und



Spener'sche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Casino fand, und das der Anlaß seines ganzen Beginns, seiner weiten gefahrvollen Reise.

„Verhängnisvolles Blatt,“ sprach er mit Pathos, „verhängnisvolles, jedoch theures liebes Blatt, Du erschloßest mir das schönste Geheimniß meines Lebens! — Dir danke ich all' mein Hoffen — mein Sehnen, mein ganzes Glück! — Anspruchslos, — grau, — löschpapier — ja ein wenig schmutzig, wie Du dich gestaltest, trägst Du doch den Edelstein in Dir, der mich so reich machte! — O Blatt, wie bist Du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!“

„Welches Blatt,“ unterbrach der Professor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, „welches Blatt setz Sie in solche Ertause, bester Baron?“

Der Baron erwiderte, daß es jenes verhängnisvolle Hauze- und Spener'sche Zeitungsblatt sey, in dem die Aufforderung an den Fänger der blauen Brieftasche stehe, und reichte es dem Professor hin. Der Professor nahm es, warf einen Blick darauf, — fuhr zurück, wie plötzlich erstaunend — sah schärfer hinein, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte, — rief dann mit starker Stimme: „Baron! — Baron! — bester Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Gondoguri? — O Baron! — bester Baron!“

Der Baron sah hinein in das Blatt, das der Professor ihm dicht vor die Augen hielt, und sank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeister trat höflich an den Schlag, und entschuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch solle nun der Herr Baron in längstens anderthalb Stunden in Potsdam seyn.

Da schrie der Baron mit entsetzlicher Stimme: „Fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!“ — Der Jäger und der Märker sahen sich erschrocken um, der Postillon sperrte das Maul auf. Aber immer bestiger schrie der Baron: „Nach Berlin — hast Du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Bestie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galoppire, Canaille — galoppire, Unglückskind — einen Dukaten bekommst Du.“

Der Postillon lenkte um, und jagte im brausenden Galopp fort nach Berlin.

Der Baron hatte nehmlich, als ihm das Hauze- und Spener'sche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit übersehen, d. h. die Jahreszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeschlagen, oder das sonst ein Zufall auf einen Tisch ins Casino gebracht, hatte er gelesen, und so war eben heute, am vierundzwanzigsten Julius, als der Baron nach Patras abreisen wollte, das Jahr verflossen, das in jener Aufforderung zur Frist bestimmt, nach Griechenland zu reisen, oder bei der Madame Obermann in der Sonne sich einzufinden, und die Entwicklung des Abenteuerers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als so schnell als möglich nach Berlin zurück, und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

### Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß,“ sprach der Baron, als er sich in der Sonne, und zwar in Nr. 14, auf dem Sopha lang ausstreckte, „welch ein geheimnisvolles

Verhängniß treibt sein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Gondoguri, der mir den weitem Weg wies? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reise, — es war der Wagenmeister, der mich hieher wies, und auch der Professor konnte nur der todte Hebel sein, der unbekannte Kräfte in Bewegung setzte!“

Der Jäger trat herein und berichtete, daß selbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrschaft eingetroffen sey. Das schlug den Baron, dem die Entwicklung des Abenteuerers, der Ausgang des Geheimnisses, die Brust spannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indessen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fort-dauere, und man erst, nachdem es zwölf geschlagen, mit gutem Gewissen schreiben könne: Am fünf- undzwanzigsten Julius, ja daß strenge Leute dies erst nach dem Schlage e ins thäten, und dieß gab ihm Trost.

Er beschloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was sich ereignen werde, und sah es, unerachtet er an nichts denken wollte, als an das schöne Geheimniß, an das holde Zauberbild, das ja sein ganzes Inneres erfüllen mußte, doch nicht ungen, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erschien, und einen kleinen Tisch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig, und seiner innern Stimmung gemäß, ätherisches Getränk zu genießen, und befahl Champagner. — Als er den letzten Bissen eines gebratenen Hühns verzehrt, rief er aus: „Was ist irdisches Bedürfniß, wenn der Geist das Göttliche ahnet!“

Damit setzte er sich, Beine untergeschlagen, auf das Sopha, nahm die Gitarre zur Hand, und begann neue griechische Romanzen zu singen, deren Worte er mit Mühe aussprechen gelernt, und die nach den selbst komponirten Melodien abseuchlich genug klangen, um für etwas sehr absonderliches und charakteristisches zu gelten, weshalb er sie auch den Kräuleins A bis Z niemals vorgesungen, ohne das tiefste Erschaunen, ja einiges angenehme Entsetzen zu erregen. — Der Begeisterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flasche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Möglichlich war es dem Baron, als machten sich die Akkorde, die er ausschlug, ganz los von dem Instrument, und schwebten voller und herrlicher töndend frei in den Lüften. Darauf sang eine Stimme in seltsamen unbekanntem Weisheit, und der Baron vermeinte, sein Geist sey es, der aufsteigt sich erhebe im himmlischen Melos. Bald wurde ein geheimnisvolles Flüstern vernehmbar. — Es rauschte an der Thür, sie sprang auf, hinein trat eine hohe herrliche Frauengestalt in dichte Schleier gehüllt. — „Sie ist es — sie ist es,“ rief der Baron im Uebermaß des Entzückens, stürzte nieder auf die Knie, und reichte der Gestalt die blaue Brieftasche dar. Da schlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Lust des Himmels, konnte Theodor kaum den Glanz überirdischer Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftasche und musterte sorgfältig den Inhalt. Dann beugte sie sich herab zu Theodor, der noch immer aufbetend auf den Knien lag, hob ihn auf, und sprach mit dem süßesten Wohlklang: „Ja, Du bist es. Du bist mir Theodor! — ich habe Dich gefunden!“ — „Ja er ist es, Signor Theodoro, den Du fandest!“ — So sprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erst eine kleine sehr seltsame Gestalt, die hinter der Jungfrau stand, in einen rothen Talar gehüllt, und eine feine glänzende Krone auf dem Haupte. — Die kleinen Worte wurden, so wie sie ausgesprochen, zu Blitzen, die an Theodors Gehirn anprallten, und so kam es nicht selten, daß dieser etwas erschrocken zurückwich.

„Erstreck nicht,“ sprach die Jungfrau, „erstreck



„Hochgeborner! der Kleine dort ist mein Oheim, der König von Candia, er thut niemandem etwas zu thue. Hörst Du denn nicht, Bester! das die Steinamsel singt, und kann dann Böses geschehen?“

„Erst jetzt war es dem Baron möglich, Worte herausgerissen aus der beengten Brust. „So ist es denn wahr, sprach er, „was mir Träume, was mir süße Ahnungen sagten? — so bist Du denn mein, Du der Frauen herrliche und beehrte? — doch erschließe mir das herrliche Geheimniß Deines — meines Lebens!“

„Nur,“ erwiderte die Jungfrau, „nur dem Geweihten erschließt sich mein Geheimniß, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß Du mich liebst!“

Von neuem stürzte der Baron nieder auf die Knie und sprach: „Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der herabglänzt auf Paphos Hüten!“ — „D schwöre,“ fiel die Jungfrau ihm mit Julius Worten in die Rede, „so schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar Dein Leben sey! Doch Du gedachtest, süßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die schauerliche Stimme des Orakels fortönt aus alter grauer Zeit, und der Menschen düsteres verschleiertes Schicksal enthüllt! — Der Dorensconsistorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe soll Dich heilig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit schöner Rede, sollt es ihm missfallen, groß gegen Dich zu seyn, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt.“ Zum zweitemal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftasche das Messerchen, entblögte dem Baron den linken Arm, und öffnete ihm, ehe er sich versah, eine Wunde. Das Blut spritzte empor, und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. — Doch alsbald schlang die Jungfrau das magische Band um den Arm des Barons, und zugleich um den ihrigen. Da stieg ein bläulicher Duft aus der Brieftasche, verbreitete sich im Zimmer, flog durch die Decke, welche verschwand, die Wauern schoben sich fort, der Fußboden wich und der Baron schwebte, von der Jungfrau umschlungen, im weitesten lichten Himmelsraume. „Halt,“ kreischte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm festpakte, halt, das leid ich nicht, ich muß auch dabei seyn!“ Doch der Baron fuhr ihn an, sich mit Gewalt losmachend: „Sie sind ein naseweiser Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statistiker seyn, als ich es wirklich bin, um nicht zu wissen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie sehen ja in keinem Staatskalender, und könnten, war es der Fall, höchstens als Druckfehler vorstehen!“ — Fort, sag' ich, scheren sie sich fort hier aus der Luft!“ — Der Kleine fing an, auf sehr unangenehme Weise zu grunzen, da berührte die Jungfrau sein Haupt, er kroch zusammen, und schlüpfte in die Brieftasche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals geschnat, wie ein Amulet. —

„O Baron,“ sprach die Jungfrau, „Du hast Muth, und nicht fremd blieb Dir die göttliche Grobheit! — doch such schon nach sich das Geschwaber aus Paphos!“ —

Der Blumenthron aus Armida ließ sich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron stieg hinein mit der Jungfrau, und nun ging's fort saugend und brausend durch die Lüfte. „O Gott,“ rief der Baron, als er immer schwindlichter und schwindlichter wurde, „o Gott, hätte ich doch nur nach dem amuthigen Beispiel geschätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, so wär' ich ein Baron von Erfahrung, und verstände mich auf solche Luftsegelei — aber nun. — Was hilft es mir, daß ich auf Rosen sitze neben dem himmlischen

Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerste umdreht.“

In dem Augenblick schlüpfte der König von Candia aus der Brieftasche und hing sich, indem er wieder schrecklich pffif und grunzte, an die Füße des Barons, so daß dieser vom Throne hinabrutschend, und nur mit Mühe immer wieder hinaufstreichend, sich kaum oben erhalten konnte. Immer schwerer und schwerer wurde der fatale candiatische König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Rosenkette, an der er sich festhalten wollte, zerriß, er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens hinunter, und — erwachte! — Die Morgensonne schien hell ins Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu sich selbst kommen, er rieb sich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — „Wo bin ich!“ rief er, „welche Töne! das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauerte fort. Endlich raffte sich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Ursache des seltsamen Tönens. Im Lehnstuhl lag nehmlich der Italiäner, und schnarchte fürchterlich. Die Gitarre die neben ihm auf der Erde lag, schien seinen Händen entfallen. — „Luigi — Luigi, erwachen Sie!“ rief der Baron, indem er den Italiäner rüttelte. Der konnte sich aber schwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — gestern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reise, nicht recht bei Stimme gewesen, und, wie es manchmal dem besten Sänger geschehe, wirklich etwas gräßliche Töne von sich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leise — leise die Gitarre aus der Hand zu nehmen, und ihm hübsche italienische Canzonetten vorzusingen, worüber der Baron in der etwas unbequemen orientalischen Stellung mit untergeschlagenen Beinen fest eingeschlafen. Er — sonst eben kein Liebhaber von Wein, habe sich die Erlaubniß genommen, den kleinen Rest des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelassen, und sey dann ebenfalls in tiefen Schlaf gesunken. In der Nacht sey es ihm gewesen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar sey er halb und halb erwacht, und es habe ihm geschienen, als erblicke er fremde Personen im Zimmer, und höre ein Frauenzimmer griechisch sprechen, aber wie verbert habe er die Augen nicht offen behalten können, und sey ganz betäubt wieder eingeschlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erst aufgeweckt.

„Was ist das,“ rief der Baron, „war es Traum, war es Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reise nach Paphos, und riß mich eine dämonische Gewalt herab? — Ha! — soll ich untergehen in diesen Geheimnissen? Hat mich eine grausame Sphinx erfaßt, und will mich hinunter schleudern in den bodenlosen Abgrund! — Bin ich!“

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauses eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein seltsames Ereigniß, das sich in der Nacht begeben. Auf den Schlag zwölf Uhr (so sagten sie) sey ein schwerer gepackter Reisewagen vorgefahren, und eine große verschleierte Dame ausgestiegen, die in gebrochenem deutsch sich sehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders sagen können, als daß allerdings ein junger hübscher Herr eingelehrt sey, den er seiner Kleidung nach für einen reisenden Armentier oder Griechen von Stande halten müsse. Da habe die Dame sehr vergnügt gethan, ja wie außer sich, mehrmals hintereinander gerufen: „Eccolo — eccolo — eccolo!“ welches



nach dem bischen italiänisch, das er verstehe, so viel heiße, als: Da ist er — da ist er! — Die Dame habe dringend verlangt, sogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekerkerte Herr ihr Gemahl sey, den sie schon seit einem Jahre suche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wissen könne — Genug, er habe den Jäger geweckt, und erst als dieser den Herrn Baron namentlich genannt, und auf sein heiliges Wort versichert, daß Hochdieselben unverheirathet, wären sie getrost hinaufgestiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das sie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße sey etwas gefolgt, woraus sie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Weinen gegangen, so habe es ihnen beinahe scheinen wollen, als sey es ein kleiner kurioser Mann. Die Dame sey auf den Herrn Baron, der auf dem Sopha sitzend fest eingeschlafen, zugeschritten, habe sich über ihn hinweggebeugt, ihm ins Gesicht geleuchtet, dann sey sie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren, und habe mit einem Ton, der ihnen recht ins Herz geschnitten, mehrere unverständliche Worte gesprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämisch gelacht. Nun habe sie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas gesagt, was dem Herrn Baron wieder zu sagen, ihm die Ehrfurcht verbiete.

„Heraus damit,“ sprach der Baron, „ich will, ich muß alles wissen!“

„Wenn der Herr Baron,“ erzählte der Portier weiter, „es nicht ungnädig aufnehmen wollten, so habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es ist nicht mein Gemahl, es ist der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten! — Herr Luigt, der sehr geschwacht, hätten sie indessen aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er sey aber durchaus nicht zu erwecken gewesen. — Die Dame habe nun fort wollen, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Briestafche gewahrt, die auf dem Tische gelegen. Diese Briestafche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, sie dem Herrn Baron in die Hand gegeben, und sey hingekniert neben dem Sopha. Sehr seltsam sey es nun anzusehen gewesen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt, und die Briestafche der Dame dargebracht, die sie schnell in den Busen gesteckt. — Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, sey mit ungläublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt, und davon gefahren. Der Portier setzte insbesondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß sie ihn, der seit dreißig Jahren sein Handwerker und seinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißt, indessen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt seyn könnte, die Dame nur noch ein einzigesmal zu schauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in seinem ganzen Leben nicht gesehen.“

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Besizerin der blauen Briestafche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus gewesen, von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigsten Moment seines Lebens hatte er verschlafen! — Das bitterste Gefühl erweckte ihm aber der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders, als auf sich selbst beziehen konnte, und der alles günstige und glückliche, das er aus dem Blättlein Rücksichts seines Ich's herausbuchstabirte, zu vernichten schien. Nachsichem war ihm die Art, wie er um das theure Besizthum der Briesta-

sche nebst ihren geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher,“ fuhr er den Jäger an, „Unglücklicher, sie war es, sie war es selbst, und Du weckst mich nicht — sie! — mein Abgott! — mein Leben! — sie, der ich nachreisen wollte nach dem fernen Griechenland!“ — Der Jäger erwiderte mit pfiffiger Miene, daß, wenn sie, die Dame, auch die rechte gewesen, es ihm doch geschienen, als sey der Herr Baron nicht der rechte gewesen, und da habe es des Aufweckens wohl nicht erst bedurft! —

War peinlich war es für den Baron täglich, je häßlicher, mit kaum unterdrückten Lachen gefragt zu werden, wie er so schnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er schützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, sich offenbar noch größerem Gelächter Preis gegeben, Krankheit vor, und wurde aus Ärger und Sehnsucht wirklich so krank, daß sein Arzt nur in dem Gebrauch des stärksten, oft fürchterlich wirkenden Mineralbades, dessen Kraft die stärksten Naturen niederwirft, Rettung für sein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reisen! —

#### Der Zauber der Musik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde sogleich nach Mecklenburg gehen zu seinem alten Oheim, indessen fühlte er doch, als das Mineralwasser seine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Residenz, und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reise gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, so konnte er schon mit mehrerer Festigkeit auftreten, und den hämischen Lachern dreißig ins Gesicht bliden. Kam noch hinzu, daß er von der Reise nach Griechenland, die er hatte unternehmen wollen, allertieft und sogar tiefinnig und gelehrt zu sprechen wußte, so konnte es gar nicht fehlen, daß er seine ganze Lebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederzuschlug, und der Abgott mehrerer Fräuleins wurde, wie er es sonst gewesen. —

Eines Tages als schon die Sonne zu sinken begann, war er im Begriff hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariser Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar ins Auge fiel, das ihn schwerelos an den Boden. — Ein sehr kleiner, verwachsender, krummbeinigter, alter Mann, auf groteske Weise altmodisch gekleidet, mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust, ein sehr hohes spanisches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verschleierte Dame von edlem Wuchs und majestätischer Haltung. Das seltsame war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut sich hervorschlangelte bis auf die Erde. Zwei muntre Gassenbublein von der angenehmen Race, die im Thiergarten Blimmstengel avec du feu ausgaben, pflegten, mühten sich, dem Alten auf den Kopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entschlüpfte er ihren Fußtritt. Der Alte schien nichts davon zu bemerken. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnißvolle Ahnungen flogen in ihm auf, aber niedersinken hätte er mögen in den schändlichen Staub des Pariser Platzes, als die Dame sich nach ihm umschaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finstre Wolken zuckt, durch den dichten Schleier, der zündende Blick der schönsten schwarzen Augen traf. —

Endlich faßte sich der Baron, und begriff schnell, daß der Muthwille der Gassenbuben ihm sogleich die



Bekanntheit des Alten und der Dame verschaffen konnte. Mit vielem Geräusch verjagte er die Jungen, wüthete sich dann dem Alten, und sprach, den Hut höflich abziehend: „Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß keine Pfeifen von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren schönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußworte?“

Der Alte sah dem Baron ohne im mindesten seine Höflichkeit zu erwidern, starr ins Gesicht, und schlug dann eine schallende Lache auf, worin die Gassenbuben, ruff dem Succurs, den sie vom Brandenburger Thor vorbeigeholt, einstimmten, so daß der Baron ganz beschämt da stand, und nicht recht wußte, was er nun beginnen sollte.

Inbessen schritt das Abenteuer langsam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münze unter die Thore der Pflanzschule für Spandau, und folgte dann dem Paar, das zu seiner großen Freude einkehrte in den Embiteladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame schon Platz genommen in dem heimlichen, mit Weinlaub überzogenen Spiegelkabinett. Der Baron setzte sich in das ansehnliche Zimmer, und zwar so, daß er das Paar in dem Spiegel genau erblicken konnte.

Der Alte sah sehr mürrisch vor sich nieder, die Dame sprach ihm heftig jedoch so leise ins Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was sie befehl, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten am Hinterhaupt, und der Baron gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Haarzopf abschraubte, den sie dann öffnete wie ein Stui, und Serviette, Messer, Löffel herausnahm. Die Serviette band sie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit sie sich nicht beschmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit seinen kostbaren Augen die Dame sehr freundlich an, und als mit widerlichem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt schlug endlich die Dame den Schleier zurück, und in der That, man durfte weniger reizbar seyn, als der Baron, um doch wie dieser ganz hingerissen zu werden von der wahrnehmbaren Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den ersten Zurandotsblick ertragen, behauptet, es fehle dem Gesicht, der ganzen Gestalt der Fremden, jene Anmuth, die alle strenge Regel der Form verpottend, unwiderstehlich siegt, und ein anderer vielleicht vorgeben können, daß der seltsame Ausschnitt der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wolle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erscheinung gelten! — Der Baron quälte sich damit, wie er es anfangen sollte, sich auf schickliche Weise mit dem fremden Paare in Rapport zu setzen. — Wie, dachte er endlich, wenn Du den Zauber der Musik ausströmen ließe, um das Gefühl der Schönsten aufzuregen! — Gedacht, gemacht, er setzte sich an das schöne Klaviersche Instrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchsischen Conditorschens steht, und begann auf eine Weise zu fantasiren, die wenigstens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, selbst vorkam. — Gerade bei einem säuselnden Pianissimo tauschte es im Kabinett, er blickte ein wenig zurück, und gewahrte, daß die Dame aufgestanden. Dagegen lag oder sprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo sie gesessen, der Haarzopf des Alten, bis dieser ihn mit der flachen Hand niederklatschte, und laut rief: „Kusch — kusch Fripon!“ Etwas erschrocken über die seltsame Natur des Zopffripons fiel der Baron fast gleich in ein Fortissimo, und ging dann über in schwermüthige Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von süßer Töne Gewalt, sich leiser Drittes ihm nahte, und hinter seinen Stuhl trat. — Alles, was er

bis jetzt schmachtendes und zärtliches von alten italienischen Maestros vor allen ins — anis — — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte schließen im rauschenden Entzücken, da hörte er dicht hinter sich tief aufseufzen. — Nun ist es Zeit, dachte er, sprang auf, und blickte dem Rittmeister von W. ins Auge, der sich indessen hinter seinen Stuhl gestellt, und nun versicherte, daß der Baron sehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäste zu verschrecken, durch sein entschlossenes Lamentiren und Wirthschaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken lassen, und sey endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen possirlichen Mann, schnell entflohen. —

„Was? — entflohen!“ — rief der Baron ganz bestürzt, „entflohen aufs neue?“ Der Rittmeister erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzusehen, welches interessante Abenteuer unterbrochen. — „Sie ist es — Sie ist es! — Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ So schrieb der Baron, da der Rittmeister als etwas absonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftasche an einer goldenen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens gestanden, hatte gesehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinstieg, und dann wegfuhr mit Blitzesschnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schlosse zu. — „Ihr nach — ihr nach!“ rief der Baron, „nimm mein Pferd!“ der Rittmeister.

Der Baron schwang sich auf, und setzte dem muthigen Roß die Haken in die Rippen, das aber bäumte sich, und brauste dann freie Kraft und freien Willen ühend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor, geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendessen einzunehmen. Man hatte ihn kommen sehen, und rühmte allgemein den scharfen und muthigen Ritt um so mehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron sicher und gewandt genug reite, um es mit einer solchen scheuen wilden Bestie aufzunehmen, als des Rittmeisters Pferd es sey. —

Dem Baron war im Innern zu Muth, als müsse er sein Daseyn verfluchen. —

### Der griechische Heerführer. Das Räthsel.

Vielen Trost gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenstand seines Sehnsens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin sich befinde, und daß jeden Augenblick ein günstiger Zufall ihm das seltsame Paar wieder zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unablässig vom frühen Morgen bis in den späten Abend die Linden durchstrich, so ließ sich doch keine Spur sehen, weder von dem Alten, noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen schien es daher, sich auf das Fremdenbureau zu begeben, und dort nachzuforschen, wo das seltsame Paar, das am vierundzwanzigsten Julius in der Nacht einpaffirt, hingekommen.

Dies that der Baron, und entwarf zugleich dem Beamten ein sehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechischen Dame. Der Beamte meinte indessen: da von den einpaffirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, so könne ihn jene Schilderung wenig helfen, nachsehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechi-



schen Kaufmann Profocarchi von Smyrna fand sich indessen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräthe, Justizaktuarien u. s. w. aus der Provinz, waren am vier und fünfundzwanzigsten Julius durch die Thore von Berlin hineingefahren. Besagter Kaufmann Profocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, schon deshalb konnte es nicht der kleine Alte seyn, zum Ueberfluß begab sich aber der Baron zu ihm hin, und fand einen schönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du sérail und auch Balsam von Mekka, der das verstauchte Wein des Magus kurirt, abkaufte. Profocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechischen Fürstin wisse, die sich in Berlin aufhalte, daß dieß wohl nicht der Fall seyn werde, da er sonst schon gewis einen Besuch von ihr erhalten. Uebrigens aber sey es gewis, daß sich ein vertriebener Primat von Naros aus einer uralten fürstlichen Familie mit seiner Tochter in Deutschland umhertreibe, den er indessen niemals gesehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Bitterung günstig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftasche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingeplatz der Griechin geworden.

„Es ist,“ sprach der Baron, als er auf der Bank saß bei der Statue des Apollo, zu sich selbst, „es ist gewis, daß sie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus diesen Platz öfters besucht, aber wie ist es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn sie zugegen! — Nimmer — nimmer sollt ich diesen Ort verlassen, ewig hier weilen, bis ich sie gefunden!“

Aus diesem Gedanken entstand der Entschluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baume mit der Inschrift, eine Einsiedelei anzulegen, und fern von dem Geräusch der Welt, in wilder Einöde, ganz dem Schmerz der sehnsuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weise er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachsuchen müsse zum beschlossenen Bau, und ob er nicht zu dem Exemtenkleid auch einen falschen Bart tragen solle, den er dann wenn er sie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während diesen Betrachtungen war es aber ziemlich finster geworden, und der rauhe Herbstwind, der durch die Bäume strich, mahnte den Baron, daß es, da die Einsiedelei noch nicht stehe, gerathen seyn würde, anderswo Dach und Fach zu suchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichtesten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verschleierten Dame vor sich herschreiten sah. Beinahe besinnungslos stürzte er dem Paar nach, und rief ganz außer sich: „O mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftasche!“ — „Wo ist sie, die Brieftasche — haben Sie sie gefunden? — Gott sey gedankt!“ — So rief der Kleine, indem er sich umwandte. Und dann: „Ja, sind Sie es, besser Baron? — nun das ist ein wahres Glück, ich gab mein Geld schon verloren.“

Niemand anders aber war der Kleine, als der Banquier Nathanael Simson, der mit seiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach seiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über seinen Irrthum, und das um so mehr, als er sonst der ganz hübschen, aber ein wenig alternden Amalia (so hieß des Banquiers Tochter), sehr stark den Hof gemacht, sie aber dann verlassen. Mit heißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reise nach Griechenland

gesprochen, und eben deshalb der Baron sie vermeiden, wie er nur konnte. „Sieht man Sie endlich wieder, lieber Baron!“ So begann Amalia; doch Simson ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fragte unaufhörlich nach der Brieftasche. Es fand sich, daß er vor einigen Tagen, was ihm sonst nie geschehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftasche, worin ein fünfzigthaler-Trosorschein befindlich, verloren, und diese glaubt er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverständnis und wanderte sich hundert Meilen fort. Indem er aber sich loszumachen strebte, hing Amalia ohne Umstände ihren Arm in den seinen, und meinte daß man einen werthen Fremden man so lange nicht gesehen, festhalten müsse. — Der Baron fand keine Entschuldigun, er mußte sich bequemen mit der Familie Thee zu trinken. Amalia hatte sich in den Kopf gesetzt, den Baron aufs neue an sich zu fesseln. Sie forderte ihn auf, so viel von dem Abendtheur, das er in Griechenland zu bestehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimnisse zu verrathen, in die sie nicht eindringen wolle, und da sie alles, was der Baron vorbrachte, himmlisch, göttlich, sublim fand, so ging diesem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlassen, alles herauszulagen, mit es sich in der Nacht vom vier zum fünfundzwanzigsten Julius, so wie im Tuschsischen Laden begab. Amalia bezwang sehr geschickt das Lachen, zu dem sich ein paar mal die Mundwinkel verzogen, beschwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit sie im neugriechischen Göttem zu besuchen, da er darin ganz allerliebste aussehn müßte, und schien zuletzt plötzlich in einen halbdämmrigen Zustand zu versinken. „Es ist vorüber!“ sprach sie dann. Natürlichlicher Weise fragte der Baron, was denn vorüber sey, und nun vertraute Amalia, daß sie so eben von dem Gedanken an einen äußerst merkwürdigen Traum ergriffen worden, den sie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt bestimmt beifalle, in der Nacht vom vier zum fünfundzwanzigsten Julius geträumt. — Da sie in Friedrich Richters Werken wohl belesen, so gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improvisiren, der fantastisch genug klang, und dessen Tonbezug in nichts geringere bestand, als des Barons Erscheinung in neugriechischer Tracht wie alle ihre innerste Liebe entzündend darzustellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einsiedelei, die blaue Brieftasche ver-gessen! —

Aber nicht anders geht es in der Welt, das, was man eifrig verfolgt, erreicht man am lezten; das, was man nicht zu erreichen strebt, kommt von selbst herbei. Der Zufall ist ein neckischer und neckender Spukgeist! — Genug, der Baron hatte beschloffen, hauptsächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlassen, und fand es daher nöthig, die Sonne mit einer bequemen Wohnung zu vertauschen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thüre des schönen großen Hauses in der Friedrichstraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inschrift ins Auge: Hier sind meubirte Zimmer zu vermieten.

Der Baron stieg ohne weiteres die Treppe hinauf. Vergebens suchte er eine Klingelschnur, und mochte er an diese, jene Thür im Vorfaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mauschenstill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein seltsames Plappen und Schuppen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen schien, auf, und befand sich in einem mit auserlesnem Geschmack und großer Pracht ausgestatteten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig schien ihm das große Bett, mit reicher seidener Drapperie, Blumen-gewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte stand.



Logos pipérin étrive, kakon tys kefalís tu!"  
So rief es dem Baron mit schnatternder Stimme  
aus, ohne daß er irgend jemanden gewährte. Er  
schaute um sich, und — o Himmel! — auf einem  
griechischen Pfeilertisch lag die verhängnisvolle Brief-  
tasche! Er sprang hinzu, wollte sich des ihm geraub-  
ten Kleinods bemächtigen, da schrie es ihm in die  
Ohren:

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie."  
Entsetzt prallte er zurück! — aber in dem Augenblick  
vernahm er leise Seufzer, die offenbar aus dem großen  
Bette kamen. Sie ist es! — Sie ist es! so dachte er  
und das Blut floß ihm in den Adern vor Wonne und  
süßer Ahnung. — Er näherte sich bebend, er blickte durch  
eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten  
Blüthen. „Muth, — Muth,“ flüsterte er sich zu, faste  
die Gardine, zog sie zurück. — Da fuhr aus dem Kif-  
fen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener  
merkwürdige kleine Alte, dem er mit der Dame begege-  
net. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem  
Kopfe trug, und deshalb sah der Kleine so höchst pos-  
sivlich aus, daß jeder andere, der weniger gespannt auf  
ein Liebesabentheuer, wie der Baron, in lautes Lachen  
ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit seinen großen  
schwarzen Augen, und begann endlich mit leiser wim-  
mernder Stimme: „Sind Sie es, Hochgeborner? —  
Ich Gott, Sie führen doch nicht etwa böses im Schilde  
gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem  
Pariser Platz, als Sie meinen munteren Jungen von  
Königsberg in Schutz nehmen wollten? Starren Sie mich  
nicht so entsetzt an, — ich muß mich sonst fürch-  
ten.“

Der Baron schien nichts von dem, was der Alte  
sprach, zu vernehmen, denn ohne den stieren Blick von  
ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor sich hin:  
„König von Gambia — König von Gambia!“ — Da  
schellte der Alte sehr anmüthig, setzte sich auf die Kif-  
fen, und begann: „Gi, ei, bester Baron, Theodor von  
S., sollten Sie auch von dem seltsamen Wahnsinn be-  
fallen sein, mich geringen Mann für den König von  
Gambia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht ken-  
nen? — Sollten Sie denn nicht wissen, daß ich niemand  
andere bin, als der Kanzleiasistent Schnüspelpold aus  
Brandenburg.“

„Schnüspelpold?“ wiederholte der Baron. — „Ja  
so heiße ich,“ fuhr der Kleine fort, „aber Kanzleias-  
sistent in officio schon seit langen Jahren nicht mehr. Die  
verdammte Sucht zu reisen hat mich um Amt und  
Reich gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn selig,  
er war ein Kneipmacher in Brandenburg — war auch  
schon ein Reifennarr, und sprach so viel von der Türkei,  
wo er einmal gewesen, daß ich nicht länger ruhig sitzen  
konnte. Vielmehr stand ich eines Tages auf, ging über  
Gentzen nach Langernünde, setzte mich dort in einen  
Kutschwagen, und fuhr nach der ottomanischen Pforte. Die  
Wache aber, als ich ankam, gerade zugerufen, und da  
ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Tür-  
kei, quetschte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie,  
Hochgeborner, hier an den wächsernen Fingern sehen  
können, die mir die abgequetschten ersetzen sollten. Da  
dieses schändliche Wachs aber immer wegschmolz beim  
Schreiben.“

„Lassen Sie,“ unterbrach der Baron den Alten, „las-  
sen Sie das und sagen Sie mir lieber alles von der

fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit  
Ihnen erblickte im Fuchssischen Laden.“

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem  
Fund der Brieftasche, der Reise nach Griechenland, dem  
Traum in der Sonne, und schloß damit, den Alten zu  
beschwören, seiner Liebe nicht entgegen zu seyn, da sei-  
ner seltsamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch  
nichts Höheres vorstellen wolle, als den Kanzleiasistenten  
Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater  
oder Oheim der holden Griechin über ihr Schicksal ge-  
biete. „Gi,“ sprach Schnüspelpold vor Freude schmun-  
zelnd, „ei, das ist mir ja über alle Maßen lieb, daß  
Sie, vermöge der blauen Brieftasche, in Liebe gekom-  
men zu der griechischen Fürstin, deren Vormund ich zu  
seyn die lästige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf  
Paphos hat mich dazu erkoren, weil sie keinen Men-  
schen finden konnte, der gewisse geheime magische Eigen-  
schaften — nun, nun Schnüspelpoldchen, schwäge nicht  
aus der Schute! — Still, still, mein Schätzlein! —  
Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß Sie bei mei-  
nem Mündel reüssiren werden! — So viel kann ich  
Ihnen sagen, daß sie einen jungen Prinzen, Namens  
Theodoros Capitanaki sucht, den eigentlichen Kinder  
der blauen Brieftasche, sind Sie denn nun auch derselbe  
nicht?“ — „Was,“ unterbrach der Baron den Alten,  
„was? ich sollte die Brieftasche nicht gefunden haben?“  
„Nein,“ erwiderte der Alte fest und stark, „Sie ha-  
ben die Brieftasche nicht gefunden, und sind überhaupt  
von allerlei tollen Einbildungen befangen.“ — „Ver-  
gebens hängst Du Dich mir an die Füße, grober klei-  
schwerer König,“ rief der Baron, aber die gellende  
Stimme schrie:

Allu ta kas karismata, kai alla genun y  
kotés.\*

„Still, still, kleiner Schreibals,“ sprach der Alte  
sanft, und der graue Papagei hüpfte auf die oberste  
Sprosse seines Gestells. Dann wandte der Alte sich  
zum Baron, und sprach eben so sanft: „Sie heißen  
Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime  
Beziehungen noch statt finden, und Sie zu dem rechten  
Theodoros Capitanaki machen können. — Eigentlich  
kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie  
Herz und Hand meiner fürstlichen Mündel auf der Stelle  
gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübsche Con-  
nexionen im Departement der auswärtigen Affairen.  
Können Sie es durch diese dahin bringen, daß der Groß-  
sultan die griechischen Inseln für einen Freistaat er-  
klärt, so ist Ihr Glück gemacht! — Aber — was er-  
blicke ich?“

Mit diesem Ausruf sank der Alte tief in die Kissen  
zurück, und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten, und schaute  
im Spiegel die Gestalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie stand in der offenen Thüre, die dem Spiegel  
gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte  
sich aber in den Fußteppich, und fiel der Länge nach hin.  
Der Papagei lachte sehr. Als aber nun die Griechin,  
in das Zimmer hineingeschritten, dicht neben dem Ba-  
ron stand, suchte er, wie ein geschickter Tänzer, seinem  
Fall den Anschein des Niederstürzens auf die Knie zu  
geben. „Endlich, o süßer Abgott meiner Seele,“ so  
begann er auf italienisch, doch die Griechin sprach mit  
leiser Stimme: „Still, wecke den Alten nicht, indem  
Du mir wiederholst, was ich längst weiß — stehe auf!“  
— Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob sich ganz  
Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite  
auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des  
Zimmers angebracht.

\* Die Femme geht an einer Stelle, und legt an drei andern ihr Gl.

Da der Baron nicht neugierig verstand, so wußte er nicht, daß diese  
Worte hießen:

Der Hahn nickt dem Pfaffen zum Bedecken seines Hauptes.

Der Zwickel hatte keine Beugen und verkaufte dennoch Käse.



„Ich weiß alles,“ wiederholte die Griechin, indem sie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, „mag auch mein Magus behaupten, was er will, Du fandest die Brieftasche — Du bist aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, und bist Du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich nacheilte, so kannst Du doch Herr meines Lebens werden, wenn Du willst!“ —

Der Baron erschöpfte sich in Beteuerungen. Die Griechin, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, schien nicht darauf zu achten, endlich fragte sie den Baron leise in's Ohr: „Hast Du Muth?“ Der Baron betheuerte, daß er Muth besitze wie ein Löwe.

„Könntest Du wohl,“ fuhr die Griechin fort, „dem alten Ungethüm dort im Bette, während es fest schläft, mit diesem Messerchen!“

Der Baron, das bekannte chirurgische Messerchen aus der Brieftasche in der Hand der Griechin gewährend, schauerte entsetzt zurück —

„mit diesem Messerchen,“ sprach die Griechin weiter, „den Kopf in der Mitte durchschneiden? — doch es ist nicht nöthig, der Papagei bewacht ihn, und wir können ruhig sprechen. — Also aus fürstlichem Stamm?“ — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, seiner Mutter, genug, alles das, was der geneigte Leser aus dem Gespräch der Barons mit seinem Oheim bereits erfahren.

Die schönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude, durch ihr ganzes Wesen schien der Feuerstrom neuen Lebens zu glühen, sie war in diesem Augenblicke so über die Maßen schön und herrlich, daß der Baron sich in den höchsten Himmel verzückt fühlte. Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß sie plötzlich in seinen Armen lag, daß brünnliche Küsse auf seinen Lippen brannten.

„Ja,“ sprach die Griechin endlich, „ja, Du bist es — Du bist es, der erkoren mein zu seyn. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück nach jener heiligen Stätte, wo schon die entschlossenen Häupter des Volks gewappnet und Deiner gewärtig stehen, um das schändliche Joch abzuschütteln, unter dem wir ein elendes, mühseliges Leben hinfuehzen. Ich weiß es, Dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüstung, Dir fehlen nicht Waffen. Alles hast Du vorbereitet. Du stellst Dich an die Spitze, Du schlägst, ein tapftrer Heerführer, den Pascha aufs Haupt, Du befreiest die Inseln, und genießest, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das Dir die Liebe und die schöne segensreiche Heimath gewähren kann. — Was hast Du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? — Schlägt es fehl, so stirbt Du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommst Dich der Pascha gefangen, so wirst Du höchstens gespißt, oder man streut Dir Pulver in die Ohren, und zündet es an, oder wählt eine andere, dem wahren Helden anständige Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und schön, in den Harem des Pascha, aus dem mich dann, bist Du wirklich auch nicht der junge Fürst Theodoros Capitanaki, sondern wie mein Magus behauptet,

nur der schwarze Hosenfuß aus dem Thiergarten gesehn, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird.“ —

In dem Innern des Barons ging bei diesen Reden der Griechin eine seltsame Veränderung vor. Dem auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte, und es wollte den Baron gar eine Fieberangst überwältigen.

Doch nun bligte es aus den Augen der Griechin; ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernst, sie erhob sich, stand in voller hoher Majestät vor dem Baron, und sprach mit dumpfer feierlicher Stimme: „Wärst Du aber weder Theodoros noch der schwarze Hosenfuß? — Wärst Du nichts als ein täuschendes Schattenbild? — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böse Ginzuse, schmerzhaft berührt von seinem Bienenbogen, das Blut auszog?“ — Ha! — Deine Brust — der muß ich öffnen — Dein Blut sehen, dann schwebet jede dämonische Täuschung!“

Damit schwingt die Griechin das blanke blühende Messerchen hoch empor, aber der Baron springt schnell auf, rennt entsetzt nach der Thüre. Der Papagei schreit gellend:

Alla paschy o gaidaros ké alla evryskusi!“

Schnüspelpold ist mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus, ruft: „Halt — halt — Hochgeborner — die Fürstin ist Ihre Braut — Ihre Braut!“ — Doch pfeilschnell ist der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hause — fort — fort —

— Amalia Simson wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzeiasseffent Schnüspelpold niemand anders gewesen, als ein gelehrter Jude aus Smyrna, der nach Berlin gekommen, um sich von dem Geheimrath Diez über eine zweifelhafte Stelle im Keram beehren zu lassen, den er unglücklicher Weise nicht mehr am Leben gefunden. Die griechische Fürstin machte Amalia Simson zu der Tochter des Juden, die über den Verlust ihres Geliebten wahnsinnig geworden.

Alles verhält sich wohl aber ganz anders. Der geneigte Leser möge nur an das Klättlein denken, und an so manchen andern vorgekommenen Umstand, um sich zu überzeugen, daß das Räthsel keineswegs gelöst.

Merkwürdig genug ist es, daß der Baron Theodoros von S. nun wirklich nach Griechenland gereiset seyn soll. Kommt er bald zurück, so wird man näheres erfahren von Schnüspelpold und der Griechin, die Schreiber dieses, aller Mühe unerachtet, in Berlin nicht hat auffinden können. — Weiß derselbe künftig mehr von dem Baron und seinen geheimnißvollen Verhältnissen, so wird er nicht unterlassen, im folgenden Jahre dem geneigten Leser auf dem einmal eingeschlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erstatten.

\* Bartholdy erzählt in seiner Reise nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen nach, und dessen Tod man folgendem zuschrieb. Einmal wurde er mit einem Freunde im Freien auf einer Bank, und spielte die Geige. Das durch herbeigekocht, setzt sich eine Larve (Ginzuse) neben ihm hin. Er fängt an zu spielen, und verfährt mit dem Bogen die Larve kauerzhaft, bis sie endlich verbleicht. Von dem Augenblicke schwindet sein Körper hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er stirbt.

\*\* Der Vögel findet was anderes, als wonach er trachtet.



## Die Geheimnisse.

Fortsetzung der vorhergehenden Erzählung.

## Werkwürdige Correspondenz

des Autors mit verschiedenen Personen.

(Als Einleitung.)

Mein Herr!

Unrädert gewisse Schriftsteller und sogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur großen Lüge, und anderer der gesunden Vernunft schließlichen Fantasterei nicht in dem besten Rufe stehen, habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas sind, ausnahmsweise für einen wackern, gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegenstand überzeugen. Womit habe ich alter schlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlassener Kanzleiasistent, ich Mann von seinem Verstande, humanen Sitten, großer Wissenschaft, ich Ausbund von gutem Herzen und seltener Denkungsart, womit, sage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau stellen, und in dem Taschenkalender von diesem Jahr nicht allein alles erzählen, was sich mit dem Herrn Baron Theodor von S., mit der fürstlichen Pflanzbefehlenden, und mir begeben, sondern mich noch dazu (ich habe alles erfahren) abkonterfeien lassen nach dem natürlichen Leben, und in Kupfer stechen, wie ich lustwandelte mit meinem Herzenskinde über den Pariserplatz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtleidern, und mich erhebe über des Herrn Barons unvermutheten Besuch. Ich Ihnen vielleicht mein elektrophorischer Haargopf, warum zugleich mein Reisebesteck befindlich, in die Duceere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenstrauß missfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillenkollegium auf Eppern mich zum Vormunde der — Ja! nun bitten Sie, ich werde den Namen der Schönsten gerathen hin schreiben, damit Sie ihn auch ausschreiben können in Taschenbüchern und Journalen. Das lasse ich aber stehen, sondern frage bloß im Allgemeinen, ob Sie viel mit der Verfügung jenes cyprischen Collegiums zufrieden sind? Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß ich Ihnen unnützen Treiben in Schriftstellerei und Musizieren der Präsident noch irgend ein Rath des hiesigen oder irgend eines andern Pupillencollegii Ihnen als Vertrauen geschenkt und Sie zum Vormunde eines jungen Gutshebers schönen, geistreichen Frauenzimmers bestellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium schon hat. Und überhaupt wollen Sie auch hier in der Welt was vorstellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verstehen, vermöge Ihres Amtes, so bitten Sie sich doch darum, was in Syden verfußt worden, eben so wenig zu bekümmern, als um meine wächsernen Finger und um meine Spizenhaube.

— — — — — Danken Sie  
mich, mein Herr! daß Sie nicht, so wie ich, eintreten

wollten in die ottomannische Pforte, gerade als sie zuge schlagen wurde. Wahrscheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftstellervorwages, nicht die Finger hineingesteckt, sondern die Nase, und müßten jetzt, statt daß Sie andern honetten Leuten wächserne Nasen zu drehen unternehmen, selbst eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Rosenschleifen besetzten Mouffelin und einer Spizenhaube, einen warschauer Schlafrock und ein rothes Käppchen vorziehen, ist die Sache des Geschmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wissen Sie wohl, mein Herr! daß mir Ihre leichtsinnige Aespauderei im Taschenkalender, gleich, nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name gestanden hatte, die allergrößten Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäsche, oder vielmehr, da Sie die Geheimnisse meines Herzenskinde austrumpet, für denjenigen Frevler halten, der den melonenleibigten Appollo im Biergarten und auch wohl andere Statuen verunstaltet hat, und es kostete viel Mühe, mich zu rechtfertigen, und darzutun, daß ich ein enthusiastischer Kunstfreund sey, und nichts weniger als ein verstellter abergläubischer Türke. Sie sind selbst ein Rechtskundiger, und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünschte Apollonase hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligsten Prügel zuschießen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geschickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Lesen Sie im zwanzigsten Titel des zweiten Theils vom allgemeinen Landrecht die §§. 210. 211. nach, und schämen Sie sich, daß ein verabschiedeter Kanzleiasistent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Untersuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicher Weise erfahren, auf eine solche entsetzliche Art bestürmt, daß ich wahnsinnig werden, verzweifeln müßten, wäre ich nicht ein fester gesetzter Mann, und durch meine vielfachen gefahrvollen Reisen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer, und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und stetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auktionen ihre haben räumender Kaufleute, ich solle ihnen auf der Stelle türkische Shawls drucken. Am ärgsten unter ihnen trieb es Mademoiselle Amalie Simson, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Brusttheil eines Spencers von rothem Kasimir ein hebräisches Sonnet, das sie selbst gebichtet, hinsetzen mit Goldinktur. Andere Leute aus den verschiedensten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anschauen, bald mit meinem Haargopf spielen, bald meinen Papagai griechisch sprechen hören.

Junge Herren mit Wespentailen, thurm hohen Hüften, Rosalenhofen und goldenen Sporen, loznettriten umher, kuckten durch Ferngläser, als wollten sie die



Wände durchschauen. Ich weiß, wen sie suchten, und manche hatten auch dessen gar keinen Hehl, sondern fragten kecker unerschämter Weise geratezu nach der schönen Griechin, als sey mein himmlisches Fürtenkind ein wunderbares Naturspiel, das ich der gaffenden Menge ausstelle. Widerlich, gar widerlich erschienen mir diese jungen Leute, aber noch viel abscheulicher war es mir, wenn manche sich mir geheimnißvoll naheten, und mystische Worte sprachen von Magnetismus, Siderismus, magischen Verkäufungen durch Sympathie und Antipathie u. s., und dabei wunderliche Gebärden und Zeichen machten, um sich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verstand, was sie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich solle ihnen ein bißchen wahr sagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heillofes Treiben, ein wahrer Teufelsabbath in dem Hause. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen, und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, besser eingerichtet ist, und auch den Wünschen meiner Fürstin mehr entspricht — entsprechen würde, wollte ich sagen, denn ich besitze mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand, und am allerwenigsten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer ist einzig und allein an dem ganzen Spectakel Schuld, als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum so zweideutig darzustellen, daß ich für einen unheimlichen Cabbalisten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Wesen in seltsamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabschiedeter Kanzleiasistent soll ein Herrenmeister seyn, welch ein Unsinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magische Verhältniß an, in dem ich mit meinem Herzenskinde stehe, mag es nun wirklich statt finden, oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug besitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angestrengter Mühe zusammen zu drehen, so fehlt es Ihnen doch gänzlich an gehörigem tiefen Verstande und sublimen Wissenschaft, um auch nur eine Sylbe zu verstehen, wenn ich mich herablassen sollte, Sie über die Geheimnisse eines Bundes zu belehren, der dem ersten aller Magier, dem weisen Zoroaster selbst, nicht unwürdig erscheinen möchte. Es ist nichts leichtes, mein Herr! so wie ich, einzudringen in die tiefsten Tiefen der göttlichen Cabbala, aus denen sich schon hienieden ein höheres Seyn emporschwingt, so wie aus der Puppe sich der schöne Schmetterling entwickelt, und muthig flatternd emporsteigt. Es ist aber meine erste Pflicht, niemanden meine cabbalistischen Kenntnisse und Verbindungen zu verrathen, und daher schweige ich auch gegen Sie davon, so daß Sie mich von nun an lediglich für einen schlichten verabschiedeten Kanzleiasistenten und wackern Vormund eines liebeswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müssen. Sehr unlieb und schmerzhaft wird es mir auch seyn, wenn Sie oder jemand anders erfahren sollten, daß ich jetzt in der Friedrichstraße, unweit der Weidendammer Brücke, Nr. 9 — wohne. Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie sich, wenn auch gerade nicht boshafter, doch leichtsinniger Weise vergangen, so füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nemlich ein besonnener gutmüthiger, altes, was zu unternehmen, vorher wohl überlegender Mann. Sie sind daher für jetzt vor meiner Rache völlig sicher, und das um so mehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote stehen. Wäre ich ein Recensent, so würde ich Ihre Schriften würdlich herunter hängen, und dem Publikum so klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Schriftstellers mangle, daß kein Leser

etwas von Ihnen mehr lesen, kein Verleger es mehr verlegen sollte. Aber da war's denn doch nöthig, erst Ihre Schriften zu lesen, und dafür soll mich der Himmel behüten, da nichts als baare Ungereimtheiten, die größten Lügen, darin enthalten seyn sollen. Ueberdies wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichste Taubenherde von der Welt, zu der gehörigen Masse von Galle kommen sollte, die jeder tüchtige Recensent zum Verbrauch stets vorrätzig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, so sollt' es freilich anders stehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergessen des zu Tage geförderten Unsinns über mich und meine Pflichten gebührene. Sollten Sie sich aber unterfangen, etwas in dem künftigen Taschenkalender auch nur ein Wortchen von dem zu erwähnen, was sich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, so bin ich fest entschlossen, mich, mag ich nun seyn wo ich will, augenblicklich umzusetzen in das kleine spanisch colümbische Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtische steht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu schreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Bald springe ich Ihnen auf die Schulter, und sause und zische Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, sey er auch noch so einfältig. Bald springe ich ins Tentenfaß, und besprige das fertige Manuscript, so daß der geschickteste Seher nicht den gesprenten Marmor zu entziffern vermag. Dann spalte ich die appetitlich erspizten Federlöfen, werfe das Federmesser in dem Augenblicke, als Sie darnach greifen, vom Tische herab, so daß die Klinge abspringt, dann verführe ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beschrifteten kleinen Blättchen in gehörigen Lustzug, daß sie, wird nur die Thüre geöffnet, lustig emporwirbeln, dann klappe ich die aufgeschlagenen Bücher zu, und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie schreiben, unter dem Arme weg, so daß ein schöner Circumfer die Handschrift verdirbt, dann stülpe ich schnell das Glas Wasser um, als Sie eben trinken wollen, so daß alles untergehenden droht in der Wasserfluth, und alle Ihre wissenswerten Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich seyn wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, unermüthiger friedliebender Kanzleiasistent, dem sämtliche Teufelskünste fremd sind, aber Sie wissen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Köpfen in Born gerathen, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen, und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenkalendern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Erben.

„Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens länglich ersehen haben, wie gut, so wie viel besser ich Sie kenne, als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht seyn, darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Warnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

„Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Recensent erfahren Sie davon, und diese kleine Bekanntschaft ist die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.“



Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! sonst  
gehört, zeichne ich mich als  
Berlin den 25. Mai  
1821.  
Ihren ganz ergebensten  
Trenaus Schnüspelzold,  
vormals Kanzleiasistent zu Brandenburg.

H. S. Apropos — Sie wissen vermuthlich, oder kön-  
nen es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten  
und geschmackvollsten Damenputz kauft. Wollen Sie mir  
das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen  
neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzu-  
treffen.

## Adresse

Er. Wohlgeb. Herrn zc. G. T. A. Hoffmann,  
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Mitlich erhielt der, an den dieses Schreiben gerich-  
tet, und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen  
wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenann-  
ten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vier-  
zehn Tage bei Kempfer im Thiergarten versammelt, und  
eine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art  
Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde,  
als er seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift  
las, den Namen Schnüspelzold fand. Er verschlang  
die ersten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des  
nach dazu mit feltam verschörkelten Buchstaben ge-  
schriebenen Briefes gewahrte und zugleich sich über-  
zeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr, und  
zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden  
würde, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit un-  
tersuchen in die Tasche zu stecken. War es nun böses  
Wessens oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde  
bemerkten an Hff. Unruhe und Zerstreung, kein Ge-  
spräch hielt er fest, er lächelte gedankenlos, wenn der  
Professor B. die leuchtendsten Witzworte hinausschleu-  
derte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein  
miserabler Kompan. Gleich nachdem die Tafel aufge-  
brochen, führte sich Hff. in die Einsamkeit einer aufgen-  
ten Laube, und zog den Brief hervor, der ihm in der  
Tasche brannte. Zwar wollte es ihn was wenigens ver-  
schlimmern, sich von dem wunderlichen Kanzleiasistenten  
Trenaus Schnüspelzold so schändliche und gräßliche behan-  
deln, ja Rücksicht seiner Autorschaft so schonungslos  
behandelt zu sehen, indessen vergaß er das im Augen-  
blick, und hätte vor Freude in die Lüfte springen mö-  
gen, und das aus zweierlei Ursachen.

Für's erste, wollte es ihm bedünken, als wenn Schnü-  
spelzold, alles Schimpfens und Schmärens unerachtet,  
den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentari-  
schen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht  
gar einzuweihen in die mystische Romantik seiner Pfl-  
schöbelenen. — Ja gewiß! — sonst hätte Schnüspelz-  
old nicht in der Verwirrung Straße und Nummer sei-  
ner Wohnung genannt bei den feierlichsten Protestatio-  
nen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am  
wenigsten aber Hff. erfahren sollte. Sonst hätte die  
Nachfrage nach dem Damenputz nicht verrathen, daß sie  
selbst da, das allerliebste, herrliche Geheimniß. Hff.  
warste ja nur hingekommen zwischen neun und zehn Uhr,  
und im regen Leben konnte sich das gestalten, was ihm  
nur zugekommen wie durch träumerische Tradition. —  
Was für eine himmlische Aussicht für einen Schreiblustigen  
Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deßhalb in die  
Lüfte springen, weil eine besondere Günstigkeit des Schicksals  
ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißten zu wollen  
sah. Versprechen macht Schulden, das ist ein altes  
verehrtes Sprichwort. Nun hatte aber Hff. in dem Ta-  
schenkalender von 1821 versprochen, ferneren Bericht

abzuklaffen über den Baron Theodor von S. und über  
seine geheimnißvollen Verhältnisse, wenn er mehreres  
davon wisse. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt  
die Presse, der Zeichner spitzt den Crayon, der Kupfer-  
stecher bereitet die Kupferplatte. Hochblöbliche Kalen-  
derdeputation fragt: „Wie sieht es, mein Bester, mit  
Ihrem versprochenen Bericht für unsern Eintausend  
acht hundert und zwei und zwanziger? Und Hff. — weiß  
nichts, weiß gar nichts, da die Quelle versiegt, aus der  
ihm die Irrungen zuflönten. — Die letzten Tage des  
Mails kommen heran; Hochblöbliche Kalenderdeputation  
erklärt, bis Mitte Junius ist es noch Zeit, sonst erschei-  
nen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verspricht  
und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß im-  
mer noch nichts, weiß am 25. Mai Mittags um drei Uhr  
nichts! — Da erhält er Schnüspelzolds verhängnißvol-  
len Brief, den Schlüssel zu der fest verschlossenen Pfor-  
te, vor der er stand, ganz hoffnungslos und höchst är-  
gerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige  
Schmähungen erdulden, wenn ihm auf diese Weise aus  
der Noth geholfen wird! —

Ein Unglück kommt selten allein, aber auch mit dem  
Glück ist es so! Die Constellation der Briefe schien ein-  
getreten zu seyn, denn als Hff. aus dem Thiergarten  
nach Hause kam, fand er deren zwei auf seinem Schreib-  
tische, die beide aus dem Mecklenburgischen kamen. Der  
erste, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir einer wahrhaft Freude  
dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Nes-  
sen in dem diesjährigen berlinischen Taschenkalender an  
das Tageslicht förderten. Erst vor einigen Tagen ist  
mir Ihre Erzählung zu Gesicht gekommen. Mein Neffe  
hatte den Taschenkalender auch gelesen, und lamentirte  
und tobte entsezt. Kehren Sie sich aber eben so we-  
nig daran als an etwaige Drohungen, die er wider  
Sie austhoben sollte, sondern erstatten Sie getrost den  
versprochenen Bericht, in so fern es Ihnen gelingt,  
mehr von dem ferneren Treiben meines Nessen und der  
wahnsinnigen Prinzessin, nebst ihrem gekenbhaften Vor-  
munde, zu erfahren. Ich für meinen Theil möchte Ih-  
nen dazu alles mögliche suppeditiren, der Junge (mein  
Nesse nehmlich) will indessen durchaus nicht recht mit  
der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines  
Nessen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und  
mir darüber geschrieben hat, sind alles, was ich zu Ih-  
rem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — Lehren  
Sie sich an nichts, sondern schreiben Sie — schreiben  
Sie! — Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen  
Nessen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher  
Hochachtung zc. zc.

Strelitz den 22. Mai 1821.

Uchatius v. G.“

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

Mein Herr!

Ein verrätherischer Freund, der gar zu gern mein  
Mentor seyn möchte, hat Ihnen die Abenteuer mitge-  
theilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte und  
die Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer  
ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Frag-  
ment aus dem Leben eines Fantasten genannt. — Wä-  
ren Sie mehr als ein ordinärer Schriftsteller, der jeden  
Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht,  
hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik  
des Lebens, so würden Sie Männer, deren ganzes Seyn  
nichts ist als hohe Poesie, von Fantasten zu unterschei-  
den wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der  
Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen  
Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich



würde Sie darüber, so wie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutischen für gut fanden, sehr ernst befragen, wenn gewisse geheimnißvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge, mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sey daher, was Sie gethan; sollten Sie aber keck genug seyn, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genöthigt seyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, in so fern mich nemlich nicht die zweite Reise, die ich Morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung zc. zc.

Strelitz den 22. Mai 1821.

Theodor, Baron v. S.

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, sobald er Schnüspelpolds und seiner schönen Pflegebefohlenen Bekanntschaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was sich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kangleiassistent Schnüspelpold wohne, erwiderte das Hausmädchen, das die Thüre geöffnet: „Allerdings!“ und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch so wie er eintrat in das Zimmer, stockten seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Ansehen bekannte Schnüspelpold, sondern ein Mann im weiten warschauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht, Stellung — nun! — sein eigenes Ebenbild — trat ihm entgegen, und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre! — Hff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen, und stammelte mühsam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kangleiassistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen?

„Allerdings,“ erwiderte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte, und in den Winkel stellte; „allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie sind“ — Er nannte Hff. — s Namen und Charakter ausführlich. — „Gott,“ sprach Hff., von Fieberfrost durchschüttelt, „Gott im Himmel, bis zu diesem Augenblick habe ich mich stets für den gehalten, den Sie so eben zu nennen beliebten, und ich vermuthete auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtseyn der Existenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind, und kein anderer? Nicht etwa?“

„Ha,“ rief der Doppeltgänger, „ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in so fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit, und Sie so lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein werthester Herr — wirklich an den von der animalischen Gestaltung in der Körperwelt unabhängigen

Consensus der psychischen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebralsystems?“

Hff. stuzte sehr bei dieser Frage, deren Sinn er nicht zu fassen im Stande, und erwiderte sie dann, von purer innerer Angst getrieben, mit einem herzhaften „Ja.“

„D,“ rief der Doppeltgänger voller Freude, „mein Herr, — so sind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtnisses einer sehr theuern Person, das ich Ihnen nun sogleich ausshändigen werde.“ — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldenem Schloß, in dem jedoch das Schlüsselchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte sein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftasche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand, und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand, und wollte sich höflich bedanken, doch das Unheimliche des gahn Austritts, der scharfe leuchtende Blick seines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Fassung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein starkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es selbst, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauses Nr. 97. Da befann er sich erst ganz, und sprach begeistert: „Welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich physisch und psychisch etwas wackerigt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M., der mir, wie er schon so oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was sich so eben ein paar Häuser vorwärts oder rückwärts schauerlich und schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuschreiben, das den Schreck nebst allen bösen Folgen tödte. Der Doktor M., sonst gegen Patienten ein erster Mann, lachte aber dem bestruzten Hff. geradezu ins Gesicht, und meinte, bei einem solchen Krankheitsanfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sey keine andere Arznei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumenber, in Flaschen hermetisch verschlossener Tranck, aus dem sich ganz andere schmutze Geister entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolds, und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erklecklich essen. Damit nahm der Doktor seinen Freund Hff. beim Arm, und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die so eben von der Whiffpartie aufgelaufen, versammelt waren, und sich alsbald mit dem Doktor und seinem Freunde an den wohlserwinten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch, als der officinelle Tranck, der dem Krankheitszustande Hff. — s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um den armen Hff. Muth zu machen. Der schlürfte aber so, ohne den mindesten Gekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Tranck schmecke leidlich, die Arznei hinunter, daß alle Uebrigen sich höchlich darüber verwunderten, und einstimmig dem Hff., der sichtlich munterer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief, und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschreiben, die des Doktors wünschenswerthe Medizin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Wagentasche des Fracks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das ver-



berbare himmelblau Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er geht nicht viel geschickter zu verfahren, als der Baron Breiter von S., und wohl hinter die Geheimnisse des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieser Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftasche auf einer Bank im Thiergarten unsern vor Statue Apollo's fand. Kein chirurgisches Messerchen, kein strohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Gläschen Rosenöl, nein, nur ganz kleine, sehr kleine, mit feiner Schrift beschriebene Blättchen, und fast nichts anders, enthielt die Brieftasche, die Hff. mit der höchsten Sorglichkeit durchsuchte.

Auf dem ersten Blättchen standen italienische von jählicher weiblicher Hand geschriebene Verse, die im lausigen ungefähr lauteten, wie folgt:

Magische Bände schlingen sich durch's Leben,  
Was lose scheint, verworren, fest zu halten;  
Sie brechen ist des Dämons eitles Streben.  
Nur wieh der höh'nen Mächte dunkles Walten,  
Enstahls der Dichtung hellem Zauberspiegel,  
In Form und Form muß alles sich gestalten.  
Nicht scheut der Magus ein hermetisches Siegel,  
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen  
Im Springen auf der Gifferspore Siegel.  
Bist Du der Magus, der mich durste schauen?  
Schwang mir Dein Geist sich nach durch Himmels-  
räume?

Wollst Du in heißer Sehnsucht mich erfassen?  
Du bist's! — fest bannten mich Dir süße Träume,  
Erkunt hast Du mein Lieben, Du mein Bassen,  
Nah war ich Dir, auf ging ich Deinen Blicken.  
Der Bann besteht, Du kannst von mir nicht lassen  
Dein ist mein Schmerz, Dein eigen mein Entzücken  
Du wirst dem Worte leihn, was ich empfunden.  
Vermag die Thorheit wohl Dich zu berücken?  
Fühlt sich Dein Geist von schwarzer Kunst gebunden?  
Hat jemals falsches Spielwerk Dich betrogen?  
Nun! was der Geist im Innern hat empfangen  
Darf sich empor aus tiefem Grunde wagen  
Der eignen Zauber fühlt kein Magus Bangen.  
Zeit von Dir weg, in heimatliche Zonen  
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.  
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen  
Ein theures Pfand (selbst hast Du es beschrieben)  
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen  
Was selbst Du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!  
Wie süßst'ger Bilder Zeichnung wirst Du finden?  
Doch darf die Fantasie nicht Farbe schonen;  
Was Du erschaut, Du magst es feck verkünden!

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch, und es wollte ihm bedünken, daß sie von niemand anders, als von Schnüspelpops pflegbefohlener Griechin verfaßt, und an niemand anders gerichtet seyn könnten, als an ihn selbst. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie sein in einer klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verflochtenen dunklen Versen, so würde alles klarer und auskunftlicher geworden seyn, und ich wüßte genau, wozu ich wäre, aber nun — So wie es aber geschieht, daß ein gefasster Gedanke eben in dem Grade immer klarer wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, das er selbst in den artigen Versen gemeint, und das Ganze für nichts anders zu nehmen sey, als das poetische Billet, mit welchem er ihm das himmelblau Kleinod überfendete worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr stand,

als er das Fragment aus dem Leben eines Fantasten aufschrieb, Kunde erhalten, sey es mittelbar, oder auf mystische Weise, unmittelbar durch eigene Anregung, oder vielmehr durch den psychischen Consensus, von dem der Doppeltgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse gebrütet werden, als daß die Unbekannte jenen geistigen Verkehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Princip die himmelblau Brieftasche nebst Inhalt dienen solle.

Erstehend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von jeher in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang gerathen, verliebter gewesen als recht und billig; ja, daß dieses unbillige Verliebtseyn immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittelst der besten Worte, der elegantesten Constructionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Complexion angegriffen, und die eigentliche Soladonatur, die er dann annimmt, entschädigte ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt, und dann mit beglücklicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als selbst Du warst, mein Sehnen, warst mein Lieben!

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: „Dall' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt!“ — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Trauen in seinem eignen Innern entzündet, und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwicklungen der Art, der Gedanke des Selbst in zweideutige Confusion gerathen könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuvörderst an Schnüspelpop:

Mein verehrter Herr Kanzleiaffident!

Unachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten, Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darrthut, ein kleiner ungeschlachter Grobian zu seyn beliebt, so will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der solche schöne Kunst treibt wie Sie, gar nicht zu rechnungsfähig ist, niemand beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. — Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, so wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff stehe, wahr seyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unachtet, folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen, und zu der mir das hohe herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwichtigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben, und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbei-



hen oder die großen Augen ausfragen, als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzleiasistent, doch keck genug seyn, sich auf meinem Schreibtisch setzen zu lassen, oder gar ins Tintenfaß zu springen, so seyn Sie überzeugt, daß Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzleiasistent, fürchtet man ganz und gar nicht, und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung &c. &c.

An den Baron Achatius von F.

Sw. Hoch- und Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgetheilten, Ihren Herr Nessen, den H. Baron Theodor von S. betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Sw. Hoch- und Wohlgeb. davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung &c. &c.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein paarmal durchlesen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nemlich Ihre ferneren Begebenheiten, in so fern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem der Ungeschied des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelblauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dieß doch der Fall seyn, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holtzen Unbekannten mehr als alles gilt, so wie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung &c. &c.

Sprach Hff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band &c., und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben so wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respekt einflößen für den Besitzer des magischen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe in fröhlichem Muthwegegendet waren, nach der Friedrichstraße und nach der Post, machte sich Hff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Theil ziemlich unleserlichen Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen, und brachte beides, Blättlein und Notizen, so viel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

#### Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein sehen einige italienische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, die die erst erwähnten Verse aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnülpelpolts Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des

Fragments erzählt wurde; billig geht also dieses Blättlein voran dem Reihem der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung!  
— O Chariton, meine geliebte Chariton, wach ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Krallst stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er ist ein Verräther, ein Bösewicht, nicht der, dem die Prophezeiung der guten Mutter galt, nicht der, für den er sich geschickt auszugeben, und uns alle zu täuschen wußte. Dank der weisen Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talisman kennen lehrte, dessen Besitz mir die Gunst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talisman mir nicht Bewalt gäbe über den Kleinen und oft zum Schilde dienete, an dem alle seine heimlich geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! — Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschchnitt in den geheimnisvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Keuchen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustrreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Koffik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen schien. Dazwischen lärnte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte besonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thür — o Chariton! — Er selbst — Theodor stand mir vor Augen! — Mein Magus küßte sich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeschickte Weise hinlürzte, und dann sich gar possivisch gebehrdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sey er, wenn auch nicht Theodoros Kapitani selbst, so doch der aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossene, der bestimmt, mich zu befreien, und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen da schien ihm ein Schauer angus wandeln. Doch erholte er sich und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuscht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit, seine Bestimmung zu erfüllen, und daß kein Opfer gespart werden müsse. Da — o all Ihr Heiligen! da war es des Jünglings Wangen immer blässer und blässer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer! — Sein Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr zusammen! — mir war's, als würde er keinen Schatten mehr — Gräßliches Trugbild! Vernichtung wollte ich die dämonische Täuschung, ich zog mein Messer, aber mit Blitzgeschwindigkeit war der Weichselkalt verschwunden! — Apokatastos schnatterte, piß und knisterte durch die Thüre, indem er unaufhörlich schrie: „Brant — Brant!“ aber ich faste ihn, schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder, und bat in den kläglichsten Jammertönen um Schonung. „Gregores Seelsteh,“ rief Apokatastos, „Du bist verlesen, Du verdienst



„Ach Erbarmen!“ — „Ach Gott!“ schrie der Magus; „was Selesteh, ich bin ja nur der Kanzleiaffistent Schnüßelpold aus Brandenburg!“ — Bei diesen furchtbaren Zaubernamen — Kanzleiaffistent — Schnüßelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämonischen Altes! Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, Moor mit mir, o meine geliebte Chariton! — Nur zu klar ist es mir, daß das Trugbild, das der Magus mir unterwarf, sich schon früher als schwarzer Hadesfuß im Thiergarten zeigte, das ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche in die Hände spielte, daß — ihr erwiegen Mächte, soll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn! — Bringt mich die ganze Gestalt des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes darin. — Mein Magus ist erfahren in aller cabalistischer Wissenschaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geschnitzter Theraphim ist vielleicht dieser angebliche Theodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich hierher verlockt hatte, unter dem Versprechen mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Theraphim, den ich zur Nachtzeit höchst erheuchelt auf dem Sopha liegend im Wirthshause fand, grade aller ihm künstlich hinein operirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte aus geistlicher den schwarzen Hafensfuß, und zwang ihn, mir selbst, wie es die Constellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß sich alles aufklären. —

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achatas von S. noch manches hinzuzufügen.

„Wo bleibt?“ fragte die Frau von S., die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees, „wo bleibt unser lieber Baron? Es ist ein herrlicher Jüngling, voller Verstand, hinreißender Bildung, und dabei von einer Fantasie und einem seltenen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel.“

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leises Ach! flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Wesen. Kürz erste fiel allgemein die Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Gränzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nehmlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft, die Brustnabel sah um zwei Finger weit zu tief auf dem Jabot, so wie die Lognette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing, was aber durchaus unwerthlich schien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem ästhetischen Princip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, ästhetisch aufgelockert. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarnte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verstöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerksam, und half alles besser ordnen, indem er selbst mittelst eines Taschenkammes sinnreich und geschickt den Dampf des Saarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Gesellschaft war erheitert.

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich, hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, da-

mit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerschmettern sollte, aber ganz gleichgültig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron verfahren, denn eben so gleichgültig, stumm und starr setzte er sich hin, und gab auf alle Fragen der thees- und wortreichen Wirthin verkehrte lakonische Antworten. Man schüttelt unmutig den Kopf, nur sechs Fräuleins sahen verschämt erröthend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sey in sie verliebt, und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Gatten selbige Fräuleins wohl den Shakespeare und zwar: Wie es Euch gefällt, gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortreflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: „Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet — es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!“

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anschauten. „D sagen Sie,“ sprach die Wirthin, „o sagen Sie, bester Baron! gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Fantasie ausgeregt, Ihre Brust ist zerrissen, Ihr ganzes Inneres verflört? — Was ist es, sprechen Sie! — Was wird gewiß etwas höchst Interessantes seyn? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich gebärden könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Brust, und sprach mit bewegter Stimme: „O Gnädige! lassen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennen, sondern nur den tobdringenden Schmerz!“ Alle mußten erbeben vor diesen subtilen Worten, nur Professor L. lächelte sarkastisch und — Doch sey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors einige Worte einzuschalten, über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel statt findet. Der bunte Flor schön gepugter artiger Fräuleins und schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge, ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit physischer Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

- 1) Thee, die hübschen artigen Frauen und Fräuleins, als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.
- 2) Laues Wasser (es köcht selten recht), die schwalbgeschweiften Jünglinge.
- 3) Zucker, die Dichter
- 4) Rum, die Gelehrten

wie sie nehmlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Waisen sprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenster hinausgestürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: „Wissen Sie schon?“ anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich einen Zigarro zu rauchen. —

Also der Professor L. lächelte sarkastisch, und meinte, daß der Baron heute vorzüglich frisch aussähe, trotz des tobdringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts angenehmes geschehen könne, als auf einen mit historischer



Kenntniß so reich ausgestatteten Mann zu treffen, als der Herr Professor es sey.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dieß nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Äsien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Constantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das, wie der Krieg überhaupt, schwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dieß daher dem alten Hugo Grotius in seinem Taschenbüchlein: *De jure belli et pacis* betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowohl von dem was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sey jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuerer Zeit nicht profitiren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben, und sich großmüthig mit Dhrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschliche viehische Grausamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. J. B. würde dieß ganz gewiß, ja ganz vorzüglich statt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen sollte mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reichthum seiner historischen Kenntniße im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiednen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskan, der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und Delsieden übergehen, als plötzlich zu seiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Mathias von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen: „Himmliches, süßes holdes Wesen! welche Quaal hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um Dich ertragen sollte! Nein, Du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße grausame Natur, warum hast Du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib, so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Floßschmerz! Warum, ach warum kann ich ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am wenigsten das meinige!“

### Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemandem, der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben, und zur Mittheilung an Schnüspelpold bestimmt zu seyn scheinen. Die Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist folgendes daraus zu berichten. — Tener Abend bei der Frau von S. hatte, unerachtet die anfangliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloss ihn, und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich

gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte sogar einigemal das Halbtuch nachlässig zu knipsen, und im flachsfarbenen Oberrock zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am besten zu stehen schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das alles allerliebste zum Entzücken. Jede, jeder haschte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahinter, als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geständniß seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauzenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und sollte es auch ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer andern seyn, wenigstens einen Theil seines Herzens mit theilte, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anspruch nimmt, und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen; junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ahnen, das außerordentliche bezeugnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um eben so interessant zu erscheinen als er. — Jede Mittheilung hoffte, was sich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicher Weise unmöglich. Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimniß in sich, das ihm selbst ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können, der Baron befand sich aber sehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß, und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch dem Künzler der coquettirenden Amalia Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schüchtern Verse zu dreheln, noch schlechtere Musik dazu zu machen, und die miserablen Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Bankierstochter vorzuplärren. Er wurde bewundert, und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgesellschaft, die eben bei dem Bankier Nathanael Simson statt gefunden, spät in der Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fracks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

„Unglückseliger, Verblendeter! Kannst Du so leicht die vergessnen, die Dein Leben, Dein alles seyn sollen, mit der Dich höhere Mächte verbunden zum Höheren Seyn?“

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönsten, er süßte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen! — „Ha,“ tief er begehrt aus, „sie liebt mich, sie kann mich nicht lassen! Wer schwinde, schöner Trug! Geh zurück in Dein Nichts, tecke Bankierstochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu stürzen, und Verzeihung zu erringen!“

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser seyn würde, schlafen zu gehen; der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: „Verräther, was



„Wachst Du von Schlaf, wenn ein ganzer Acta von Habseluth im Innern aufgelobert?“ — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, mit allerlei verwirren unverständigen Redensarten, noch einmal den Bettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bett, und verfiel bald in süßen Schummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens, nachdem er sich auf das schönste und geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichsstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angst und Bekommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er, und zögerte länger und länger vor der Thüre in heftigem Kampf mit sich selbst begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelter Muthes die Klingel hart angoß.

Man öffnete, leise schlich er die Treppe hinauf, lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine allende schnatternde Stimme:

„Der Oberführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was Du gebuht. Will Dich aber ein muthloser Schwächling läuschen, so stoße ihm Dein Messer in die Brust.“

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang eben so schnell die Treppe hinab, und lief, was er konnte, die Friedrichsstraße hinab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenoffizier zuschauten, wie sein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können schienen. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehn. Aber fest, wie angeschmiebet, saß der Reiter, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trab davon.

Ein lautes freudiges: „Ha, welch' ein Muth, welche Besonnenheit — o herrlich!“ das aus dem Fenster des ersten Stockes eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein hübsches Mädchen, die ganz erröthet vor Angst, Thränen in den Augen, dem kühnen Reiter nachblickte.

„In der That,“ sprach der Baron zu dem Rittmeister von B. der sich indessen zu ihm gesellt hatte, „das ist ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.“

„Nichts weniger als das,“ erwiderte der Rittmeister lebhaft, „nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier producirt. Sein schönes kluges Pferd ist zugleich eins der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz, und — auch wohl ein verstohlener Kuß nicht abgeschlagen wird. Der Baron erkundigte sich angelegentlich, ob es wohl schwer sey, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnißvolle Verbindungen es ihm wünschenswerth machten, einer gewissen Dame eben so zu erscheinen, wie der Husarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer, und eins seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verhalte, zur Ausführung des Plans an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz

gefährlose Weise als einen muthigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Muth frage, das übrige nebst den himärischen Plänen, wegen Befreiung der miserablen Griechen, werde (so meinte er) dann wohl nach und nach in Vergessenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigsten sind, durch die Friedrichsstraße. — O Himmel! die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste, aber sey es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, genug — ehe er sich's versah, flog der Baron herab aufs Straßenspflaster, und ruhig blieb das Ross stehen, drehte seitwärts den Kopf und schaute den Gefallenen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um dem Baron, der in tiefer Ohnmacht dalag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regimentschirurgus, der eben vorüberging, drängte sich aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, faste seinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe, und brach dann los: „Alle tausend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenstreiche? Sie sind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das allermindeste, setzen Sie sich doch nur wieder getroßt auf!“ — Wüthend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd, und ritt davon unter dem schalenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner, muthiger Mann zu zeigen, selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nehmlich, schlug fehl, durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgen.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatus von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

### Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schießlich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnigen Bartholomäusnacht so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Scheut des Sturmwindes, das Klappen und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu zucken, als verspüre er irgend einen Geruch. Dann lächelte er kaum vernehmlich: „O mir giebt diese schönen Blumen, Du meine süße Liebe!“ und schlug die Augen auf. Gränzenlos schien sein Erstaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen, duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rocke befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderrischer Schriftsteller als verwachsen, krummbeinig, grotesk in seinem ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene



Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. „Um tausend Gottes Willen,“ rief der Baron ganz erschrocken, „Herr Kanzleiasistent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieser Stunde?“

„Erlauben Sie,“ sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel besetzt, und sich niedergelassen hatte auf den Lehnstuhl, den er dicht ans Bette gerückt, „erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte. Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufsehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.“

„Sprechen Sie,“ erwiderte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, „sprechen Sie, bester Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichsten Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde, o Schnüspelpold!“

„Ich weiß,“ fuhr Schnüspelpold fort, „ich weiß, werthebster Herr Baron, was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde!“

„D! o! o!“ seufzte der Baron, und verbarg sich in die Kopfkissen!

„Nun,“ nun, sprach Schnüspelpold weiter, „ich will diese mißdienende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, werthebster Baron, von dem Augenblicke an, als Sie mein Mündel geschaut, und sich in sie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zu Stande zu bringen, scheitern mußten; besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dieß setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältnisse mehr sage, als es gewisser Constellationen halber eigentlich rathsam seyn dürfte. Vernehmen Sie also! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sey ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen excentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem engegezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinauspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheeten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so, und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron — aber Sie schlafen!“ — „Nein, nein,“ wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, „ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglückseligen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüspelpoldchen.“

„Erfahren Sie also,“ fuhr Schnüspelpold fort, „daß ich, nachdem ich Kanzleiasistent geworden, mich mit Macht hingezogen sahite zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher abgestumpfter Zeitgeist verworfen, nur ein unwissender Thor für dummes abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieser Wissenschaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon versprechen, und vor schönerer unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt zu sagen, daß ein Cabbalist unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzleiasistent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheeten fand, die mich annahmen als wißbegierigen, gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren! —

Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspelpold, war ein ziemlicher Cabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbschaft mitnahm auf meiner Reise, und der mir ganz Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hofenknoß, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — doch Sie hören mich nicht, Baron?“ — „Allerdings,“ sprach der Baron noch immer in den Kissen, „aber Ihr erzählt entsetzlich weitläufig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nicht vorgebracht, was mich trösten könnte.“

Das würde schon kommen, versicherte Schnüspelpold, und fuhr dann weiter fort.

Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo sich dem Königen die Schächten tiefer Weisheit öffnen, und lehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich, in der Gegend von Patras, bei einem Baule vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem ausfürstlichem Stamme entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: „Gregoros Selesch, tritt hinein, Du kommst zur rechten Stunde.“ Ich drehte mich um, und erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt, Sie, werthebster Herr Baron, und andere künstlerische Leute, an die Sybillen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weiße Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen, und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich, daß Aponomeria Gebammende verriethen sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürstin lag in Kindesschlaf, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdelein geboren. „Gregoros Selesch,“ sprach Aponomeria freudlich, „betrachte dieses Kind aufmerksam, und berichte, was Du erschaut.“ Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all meine Gedanken, auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenschein, in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert, und dann eine mit Vorbeeren und Palmen umwundene Krone sichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeistert: „Heil, heil der edlen Fürstentochter!“ — Die Fürstin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüthe im hohen Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja,“ sprach sie dann, im Innersten bewegt, „ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es erheit Dir, aber die Palmen- und Vorbeerkrone empfängst Du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregoros Selesch, Aponomeria! Meinen Gemahl! — all ihr Heiligtum, vielleicht ist er schon nicht mehr — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt Ihr die treuen Eltern dieses Kindes seyn. — Gregoros Selesch, ich kenne Deine Weisheit, die Mittel, die Dir zu Gebote stehen, Du wirst ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt, ihm wirst Du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufstimmern, und von ihnen zum Boden entzündet, das gebeugte Volk sich aufrichtet!“ Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren sechs gestorben; der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind geworden. Wir gingen nach Cyprien, und fanden den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitzthum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallenen Schloß zu Baffa, ehemals Pappos. —



Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron bestimmt durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewährte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauvoller Unthaten, entsetzlicher Todesstrafe, mich selbst darin verflochten, und in dem Ausgesandten des höchsten Glanzes der Fürstin, arm, verlassen, und, aller meiner Wissenschaft, meiner cabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn der Cabbala es vergönnt seyn könnte, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der einander wirkenden Prinzipie und Einschaffung eines dritten, zur Lösung des Knotens. Dieß legte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflgetochter von mir abzuwenden, und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forschte und forschte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Theraphim. — Sie wissen, Herr Baron, daß die Cabbalisten damit ein künstliches Bildniß bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geisteswelt weckt, durch scheinbares Leben athmet. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet, und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand, so wie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich wahrte zum erstenmal, daß dem Fürstentkinde gewisse magische Kräfte inwohnen mußten, die meinem cabbalistischen Schloßbild entgegen. Mit einem Theraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden konnte, jene Entzweiung zu bewirken, und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter, eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzschen, die die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypren sey, einen Sohn geboren —

„Was?“ rief der Baron, indem er aus dem Kissen vransah, und den Kanceliassistenten anblickte mit blühenden Augen, „was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter? — so sollte es doch wahr seyn?“

„Sehn Sie wohl,“ sprach Schnüspelpold, indem er rasch schmunzelte, „sehn Sie wohl, werthgeschätztester Herr Baron, nun kommt das Interessante, nemlich Ihre eigene werthe Person.“ Dann fuhr er fort: „Also der Prophet Sifur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen sehr hübschen und angenehmen mecklenburgischen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite, aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde ungemein geschickt zu dem wirklich lebendigen Theraphim taugen, mittelst dessen das Horoskop zu vernichten, und den Fürsten Theodoros Capitanaki sammt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben. Der Prophet schnigte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dieß Männchen eben der Baron Theodor von S. sey, wiewohl in verjüngtem Maßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein werthgeschätzter Herr Baron, zum erstenmal zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand, es giebt nichts Täuschenderes. Derselbe holde schwärmerische Blick, der Ihre Augen besetzt — Finden Sie auch die Schwärmerci in meinem Blick, die den

tiefen Genius verkündet?“ — so unterbrach der Baron den Kanceliassistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

„Allerdings,“ sprach Schnüspelpold weiter, „allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen.“ —

„Sind Sie des Teufels!“ schrie der Baron erzürnt.

„Bitte sehr,“ fuhr Schnüspelpold fort, „bitte sehr, ich meine bloß jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, excentrische Köpfe, von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es liebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarschopf daran hinderte. — Wir beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns beiden ungemein albern vor; indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der cabbalistischen und astrologischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb, und nannte es ihren schönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen, und widersezte sich der Reise nach Deutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte, in der geheimen Absicht, Sie, werthgeschätztester Herr Baron, aufzusuchen, und zu meinem und Ihrem Besten, koste es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückischer Weise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron! ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit gerieth sie aber ganz in meine Macht, ich wußte sie mir vom Halse zu schaffen. — Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum, und auch in gewisser Art das meinige, verließ ich Cypren, und ging nach Patras, wo ich von dem preussischen Consul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine cabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch eben so sehr ihr Sklave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine cabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß, oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop steigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hieher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen seyn, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die Briefstafche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewährten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf. Wären sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeschätztester Herr Baron — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberechneten Bemühungen vereitelt werde mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshause in der Nacht trafen — Ihr Zustand — der schnarchende Italiäner — Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Briefstafche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ih-



nen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment' — „Schweigen Sie,“ unterbrach der Baron den Kanzleiaffistenten mit kläglichem Stimm, „schweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückseligen Nacht, ich war ermüdet von der Reise nach Patras, und da“ — „Ich weiß alles,“ sprach der Kanzleiaffistent. „Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuss aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie sich leidend verhalten, und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hieher der Papagei zu uns fand, mit dem Sie sich leghin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie sich vor ihm, es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnisvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann.“

Damit löschte Schnüspelpold sämtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor, und flüsterete dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin fixiren, und fest in den Spiegel hineinklicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel, im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen, blendenden Lilienarmen, aus, als wolle sie den Geliebten umfassen. Näher und näher schwebte sie, der Baron fühlte den süßen Hauch ihres Athems auf seinen Wangen! — „O Entzücken — o Seligkeit!“ rief der Baron ganz außer sich, „ja holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin Dein Fürst Theodoros, und kein schönes Trugbild aus Korkeholz — Komm in meine Arme, süße Braut, ich lasse Dich nimmer.“ Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber alles in dicke Finsterniß, und Schnüspelpold rief zornig: „Knoblauch in Deine Augen! Du verdammter Hasenfuss! — Deine Vorschnelligkeit hat schon wieder alles verderben!“

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

#### Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzleiaffistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gefesselt. Es lautet, wie folgt:

Mein Hochverehrtester Herr Kanzleiaffistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen, und sie herzlich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der so wie ich von feuriger schwärmerischer Natur ist, und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wohl nicht im Stande seyn kann, mit Besonnenheit zu handeln, zumal, wenn Zauberei im Spiele, die ihn garstig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich

mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böser Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dieß ist leider mein Fall, in den brillantesten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedanke als siegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und selbst die bornirtesten Kreise erheben sich über mich, und tölpeln die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer imposant fühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben, und werde das Kleid wählen, welches mir am tollsten, am bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all' mein Leben ist, und meine Hoffnung! O Gott, was fragt ein Herz voll Liebe nach neuemodischen Fracks, und dergleichen! — Ja! es giebt höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft! — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnisvollen Kräfte auf, machen Sie gut, was ich verderb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verderb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie sehr! — Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster  
Theodor, Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheuren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, ist die cabballistische Operation dennoch keinesweges ganz mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Der Papagei war noch in magischem regungslosen Schlaf erstarrt. Meine Wundel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Theodor Capitanaki im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der forkerne Hasenfuss täppisch dazwischen gefahren sey, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzustossen, wenn Sie es nicht lieber selbst thun, oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufzuschneiden, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Dessen unerachtet, mein hochverehrtester Herr Baron, können Sie sich so gut als verlobt ansehen mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs neue alles verderben. Fürs erste, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber. Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr athem ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgesetzten Meinung bestärkt, daß sie bloß ein forkner — aus dem Thiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewissen träumerischen Zustande, in den Sie, trägt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mittags



nachtsstunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf dem Punkt zehn Uhr sich ins Bett legen, und überhaupt ein stilles, nüchternes abgeschiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder spätestens sechs Uhr stehen Sie auf, und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie sich ohne Schaden etwas toll geberden, und vorliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eignen, laut deklamiren, in so fern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genossen) erlaube ich Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnitzchen westphälischen Schinken oder ein paar Scheiben Salami, nebst einem Glase Iosfischen Biers zu sich nehmen. Punkt ein Uhr setzen Sie sich allein in Ihrem Zimmer zu Tische und essen einen Teller Kräutersuppe, dann etwas gebratenes Rindfleisch mit einer mittelmäßigen sauren Sauce, und gelüftet's Ihnen durchaus nach Braten, so nachher Sie geschickt mit gebratenen Tauben und Bratbechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa stark gewürzten Salat, sondern höchstens etwas Pflaumenmus genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flasche des hünen weißen Weines, welcher schon an und für sich selbst die gehörige Beimischung von Wasser hat. Sie bekommen den in allen Weinhäusern des Orts. Was Ihre Beschäftigung betrifft, so vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen könnte. Lesen Sie Lafontain'sche Romane, Pfand'sche Comödien, Verse dichterischer Frauen, wie sie in allen neuen Taschenbüchern und Romanen stehen, oder was am Besten ist, machen Sie selbst Verse. Denn die psychische Quaal, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeisterung zu gerathen, hilft erpöntlich zum Zweck. Am meisten warnen ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner, und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof. Jeder verlebte Blick, jedes süße Wort, oder gar ein Handkuß, ist eine schändliche That, die zur Stelle auf eine, Ihnen sehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Weite zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simson'sche Haus. Amalia Simson, die Ihnen schon weiß machen wollte, ich sey ein Jude aus Smyrna, und die Fürstin sey meine wahnsinnige Tochter, sucht Sie in ihre Netze zu ziehen. Sie wissen vielleicht nicht, daß Nathanael Simson selbst das ist, wofür mich die saubere Tochter ausgab? Nehmlich ein Jude, unerachtet er Schinken frist und Schlachtwurst. Er ist auch im Complot mit der Tochter, macht er es aber zu arg, so soll ihm der Dämon, während er isst, zuzufen: „Gibt in Deine Speise, verurtheilte Mauschel!“ und er ist verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben schon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein Hochverehrter Herr Baron, alle diese Vorschriften genau, so werden Sie sehr bald von mir weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichsten zc.

Aus den Notizen des Barons Mathias von F. sind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen:  
Rein, es ist durchaus nicht zu ergründen, was in diesen jungen Menschen, in Deinen Neffen Theodor gefahren seyn muß. Er ist blaß wie der Tod, verstört in seinem ganzen Wesen, kurz, ein ganz anderer geworden, als er sonst war. — Um zehn Uhr Morgens besuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt dessen fand ich ihn, wie er eben frühstückte. Und rathe, worin sein Frühstück bestand? — Rein, das zu ratzen ist unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salamiwurst, und daneben stand

ein mäßiges Glas, worin — Braumb'er perlte! — Er innere Dich des Abfcheus, den sonst Theodor gegen Knoblauch hegte! — Ist jemals ein Tropfen Bier über seine Lippen geglitten? — Ich bezugte ihm meine Verwunderung über das herrliche üppige Frühstück, das einzunehmen er im Begriff stehe. Da schwagte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von notwendiger strenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräutersuppen, von sauern Gurken, Bratbechten mit Pflaumenmus und wäsrichem Wein. Die Bratbechte mit Pflaumenmus trieben ihm Thränen in die Augen. — Er schien meinen Besuch gar nicht gern zu sehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank ist Dein Neffe nicht, krank nicht im mindesten, aber von seltsamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindesten Spuren geistiger Zerrüttung zeigt, so meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß sie auf keine Weise, weder in physischer noch psychischer Hinsicht verspürt werden kann, und so einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen ist, weil er sich nirgends zeigt. Es wäre schade um Deinen Neffen! —

Was ist denn das? Soll ich denn abergläubischer Weise an Dämonen glauben? — Du weißt, ich bin von jeher gesunden festen Gemüths, und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt gewesen, doch was man mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Augen sieht, das kann man sich doch mit dem besten Willen nicht abstreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich Deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübsche Fräulein von L. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, gepußt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig wie sie ist, den düstern in sich gekehrten Better an, und ich gewahrte mit welcher Gewalt Theodor sich zwang, nicht den Blick ruhen zu lassen auf der schönen Gestalt. Sollt' er eine tyrannische Geliebte haben, die ihn bespotirt? So dacht ich. Zehn Uhr war es gerade, als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von L. heran. „Wie Better, Sie werden mich doch zu Tische führen?“ So sprach sie mit naiver Lustigkeit, und hing sich ohne weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paar gegenüber, und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank rasch hintereinander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke, immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Cousine, und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Bank, die kirschröth war und aufgeschwollen schien; dann rannte er wie unsinnig zum Saal heraus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber, über Theodors Entsetzen und plötzliche Flucht, als über die Dirseige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geistesput schienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Kröpfeln durchbebt fühlte.

Theodor hat sich eingeschlossen, er will durchaus niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalia Simson, die mir in den Grund der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen.



Sie ist in Begleitung einer Freundin bei Theodor gewesen, und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegessen bei dem Banquier, und soll bei vorzüglicher Laune gewesen seyn, auch Gedichte vorgelesen haben, wodurch alle Gäste verschmeichelt worden sind, so daß er zuletzt mit der reizenden Amalia allein geblieben ist.

Es ist zu arg, es ist zu arg, mir geht's im Kopf herum, wie in einer Mühle, ich sehe nicht mehr fest auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Gestern werd' ich eingeladen von dem Banquier Nathanael Simson zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermüthe. Er ist wirklich da, eleganter, das heißt nährlicher, fabelhafter gekleidet als jemals, und geböhrtet sich als Amaliens entschiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Netze tüchtig aufgefrischt, sie sieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübsch und jung aus, so daß ich sie deshalb hätte zum Fenster hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände, Amalie wirft siegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wissen beide geschickt sich in ein Kabinett zu entfernen. Ich verfolge sie, schaue durch die halbgeöffnete Thüre, da schließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in seine Arme. Da geht es aber auch — Klatsch — Klatsch — Klatsch, und es regnet Ohrfeigen, von unsichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelte halb sinnlos durch den Saal — Klatsch — Klatsch geht es immer fort, und als er schon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen, Klatsch — Klatsch — Klatsch — Amalie Simson liegt in tiefer Ohnmacht. — Die Spur des tiefen Entsetzens liegt auf den leichenblaffen Gesichtern der Gäste! — Keiner vermag eine Sylbe laut werden zu lassen über das, was geschehen. — Man geht in tiefem Schweigen, verstört, auseinander. —

Theodor wollte mich nicht sprechen, er schickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier ist er:

„Sie sehen mich umgarnet von bösen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe, ich muß mich lösen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlassen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reisen zusammen? — Wenn's Ihnen recht ist, in drei Tagen.“

Ich werde die nöthigen Anstalten zur Reise machen, und Dir, will's der Himmel, Drinen Keffen, allem tollen Spuk entrückt, frisch und gesund in die Arme zurückführen.

Es kann schließlich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftasche eingefügt werden, wahrscheinlich ist es die Abschrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron schrieb.

„So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorschriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürstin zu erringen? — Hätte ich glauben können, daß Sie so leichtsinnig wären, als Sie es wirklich sind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringsten gerechnet. Offenbar hat sich der Prophet Sifur verückt. — Doch auch ein Wort des Trostes! — Da eigentlich nur die bösen Mänke des alten Juden und seiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen Schuld sind, und Sie nicht aus eigener freier Willensbestimmung handelten, so hält der Zauber noch fest, und es kann alles ins Geleise gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorschriften befolgen, und vorzüglich das Simson'sche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie sich in Acht vor dem Bankier, er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine eifrige Christenseele aber

doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre etc.  
(Astarte sogleich zur Bestellung übergeben.)

### Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbare Arme umschlingen mich, wie im Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswerden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Inneres verzehrt wie aufgebotes Feuer, aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittige hängen, und blickt mich an mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen beherzter munter, ja zuweilen feck und übermüthig, und kann vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Säranke zurückzuweisen. — Nein, dieses arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — Und hier in diesen Mauern, fern von der süßen Parnath —

Ich weinte, ich klagte laut, Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß sie meine Quaal verstand, da schloß Apokatastos die Flügel wie er es lange nicht gethan, und sprach: „Bald — bald — Geduld — Der Kampf beginnt!“ — Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein munderbares Geheimniß enthält. An das Schloß dieses Schranke schlug Apokatastos so stark mit dem Schnabel, daß es innenab zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat hinein, und schien, als er das Beginnen des Vorpags gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokatastos erhob ein solches durchdringendes entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals von ihm gehört habe, rauschte mit den Flügeln, und flog endlich dem Magus gerade ins Gesicht. Der Magus rettete sich, wie gewöhnlich, ins Bett und zog die Decke über. Apokatastos sprach: „Noch nicht Zeit — aber bald Theodoros!“ — Nein, ich bin nicht ganz verlassen, Apokatastos ist es, der mich beschützt. — Maria, das arme Kind war heftig erschrocken, und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte sie an die Johannisnacht, da wurde sie wieder freundlich, und blieb auf mein Flehen, bis spät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir spielten, wir sangen, wir lachten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich über sein possierliches Ansehen (er hatte wieder die Spigenhaube aufgesetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, versiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen hilflosen Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden oberfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm eben so deutlich das Klatschen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß ist die Arglist



und Bosheit meines Magus an allem Schuld' —  
Der Katieman wird wirken,“ ruft in diesem Au-  
genblick Apokatastos! — Freudiges Hossen leuchtet in  
mir auf — O Theodoros!

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von Z.  
wird folgendes im Zusammenhange beigebracht.

Es was Tolles geschehen, so folgt allemal das noch  
Zollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner  
Krankheitsart, so ziemlich erholt, und der joviale Mitt-  
meister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht  
allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen,  
in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät  
nachlässig nachließ. In die Stelle der Salami trat ein  
leichter italienischer Salat und ein wohlbereiteter  
Borscht; in die Stelle des Jostischen Biers ein gutes  
Weiß Portwein oder Madeira. Da der Appetit sich dar-  
auf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei  
Stunden später in der Jagorschen Restauration nicht  
ein gar zu mäßig gegessen, und eben so getrunken.  
Das einzige, was der Rittermeister billigte, waren die  
frischen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er in-  
zwischen in Spazierritte verwanbelt wünschte. Des Ba-  
rons seltsamer Zustand schien ihm nehmlich von einer  
tiefen Hypochondrie herzuführen, und das Reiten hielt  
der Rittermeister für das beste Mittel dagegen, so wie  
überhaupt für ein Universalmittel gegen Beschwerden  
der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der  
Baron, des zweifachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit  
erlitten, und Schnüspelpolds Warnung eingedenk, durch-  
aus nicht entschließen. Von dem Baron konnte man  
aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm  
den nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er,  
ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturm sich beugen  
mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn  
auch, daß er, als er einmal in der Jagorschen Restaura-  
tion mit dem Rittermeister von B. gegessen, und dieser  
um ein paar gesattelte Pferde vorführen lassen, sich  
überreden ließ, das eine zu besteigen, und mit dem  
Rittermeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den  
mindesten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der  
Rittermeister konnte nicht aufhören, den Baron als den  
gerlichsten geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser  
erwarte sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem  
Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtigkeit  
widerfahren lasse. Die Freunde tranken ganz ge-  
müthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee,  
und schlangen sich dann getrost wieder auf die Pferde.  
Wohl natürlich war es, daß der Rittermeister sich mühte,  
die eigentliche Ursache von Theodor's seltsamen Betra-  
gen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu  
erfahren, und eben so natürlich, daß Theodor ihm dar-  
über nichts rechtes sagen konnte und durfte. Nur dar-  
über ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Un-  
gemach an einer Duaal, die er leiden müsse, (er meinte  
wohl die ihm von unsichtbarer Hand zugetheilten Dyr-  
thigen) niemand anders Schuld sey, als der alte Nathanael  
Simson und seine erobersüchtige Tochter. Der  
Rittermeister, dem beide, Vater und Tochter, längst ganz  
unanschaulich waren, begann wacker auf den alten  
Buben zu schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem  
Baron Arges angethan, und auch der Baron erbißte  
sich immer mehr, so daß er zuletzt dem Bankier Alles,  
was er erlitten, in die Schuhe schob, und fürchterliche  
Wache beschloß. So ganz Grimm und Jörn, kam der  
Baron in die Nähe des Simson'schen Landhauses. — Die  
Freunde hatten nehmlich den Weg über des Hofjägers  
Wüstung eingeschlagen, und ritten die Straße neben den  
Landhäusern herab. Da erblickte der Baron im offenen  
Reitbule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael

Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen, beim  
Desert eines reichen Mittagmahls saß. Schon war die  
Dämmerung stark eingebrochen, und es wurden eben  
Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Ge-  
danke. „Thue mir,“ sprach er leise zum Rittermeister,  
„thu' mir den Gefallen, und reite einmal langsam vor-  
wärts; ich will hier mit einem Mal allen bösen Strei-  
chen des arglistigen Juden und seiner aberwichtigen Toch-  
ter ein Ende machen.“ „Nur kein dummes Zeug, lieber  
Bruder, das Dich wieder blamirt vor den Leuten,“  
warnte der Rittermeister, und ritt, wie Theodor ge-  
wünscht, langsam die Straße herab. Nun näherte sich  
der Baron leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhän-  
gender Baum versteckte ihn, daß ihn niemand aus dem  
Hause gewahren konnte. Hinein, rief er mit einer  
Stimme, der er so viel tiefbröhnendes, schauerlich ge-  
spenstisches gab, als nur in seinen Kräften stand: „Na-  
thanael Simson — Nathanael Simson — frist' Du mit  
Deiner Familie? Gift in Deine Speise, verruchter  
Mauschel! Es ist Dein böser Dämon, der Dich ruft!“

— Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell  
hineinspringen ins Gebüsch, und so wahrhaft geister-  
artig verschwunden seyn. Doch der Himmel hatte einen  
andern Ausgang des Abentheuers beschlossen. Plötzlich  
stetisch geworden, bockte und bäumte sich das Pferd, und  
alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen,  
blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jä-  
hem Schreck Messer und Gabel fallen lassen — die ganze  
Gesellschaft schien erstarrt; der das Glas an den Mund  
gebracht, hielt es fest, ohne zu trinken; der ein Stück  
Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken; als nun  
aber das Trappeln und Schnauben und Wiehern des  
Pferdes vernommen wurde, sprang Alles auf vom Ti-  
sche und rannte schnell ans Gitter. „Ei, ei, sind Sie  
es, Herr Baron? — Ei, schönen guten Abend, lieber  
Herr Baron — wollen Sie nicht lieber absteigen, vor-  
trefflichster Dämon!“ So schrie Alles durch einander,  
und das unmaßigste Gelächter erschallte, das jemals ge-  
hört worden, während der Baron ganz Wuth und Verz-  
weiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus  
dieser Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott.  
Der Rittermeister, der den Lärm vernahm, und sogleich  
ein neues Malheur seines Freundes vermuthete, kam  
zurück. So wie das Pferd des Barons ihn ansichtig  
wurde, war es, als sey plötzlich der Zauber gelöst, von  
dem es festgebamnt, denn sogleich flog es mit dem Baron  
dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem,  
sondern ganz anständigem Galopp; der Rittermeister ver-  
ließ den Freund nicht, sondern galoppierte ihm treulich  
zur Seite.

„D daß ich nie geboren wäre! O daß ich nimmer  
diesen Tag erlebt hätte!“ rief der Baron tragisch, als  
beide, er und der Rittermeister, abgestiegen waren vor  
seiner Wohnung. — „Der Teufel,“ sprach er dann,  
indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug,  
„der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu! —  
Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt!“  
— „Siehst Du,“ sprach der Rittermeister sehr ruhig  
und gelassen, „siehst Du nun wohl, lieber Bruder, da  
schießt Du wieder etwas auf's Reiten und auf das edle  
Geschlecht der Pferde, was ganz allein Deine Schuld  
ist. Fragtest Du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämo-  
nische Beschwörungen verstehe, ich hätte „Nein!“ ge-  
antwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben.“  
Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch  
gegen Schnüspelpold, denn zu seinem Entsetzen hatte er  
ihn unter Simsons Gästen bemerkt.



Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause war bloß abscheulich und lächerlich dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach die Stadt, und wenn Sie, werthester Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen, in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comptoir. Ich empfehle mir Sie ganz ergebenst zc.

Berlin, den —

Nathanael Simson,  
für mich und meiner Tochter Amalie Simson.

### Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen in eines zusammen zu ziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abenteuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der schönen Griechin begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte, die von dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nämlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reissen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das meinige. Schon habe ich es gesagt, die Sterne sind Ihnen günstig; was andern zum höchsten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simsons Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge seyn mußte, hat alle Schlingen zerissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften streng befolgt haben, gar nicht ausgegangen, und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag ersteres daher rühren, daß, nach dem letzten Auftritt, Sie überall, wo Sie sich blüden ließen, ein wenig gesoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten; doch das gilt gleichviel. In der künftigen Aequinoctialnacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag zwölfs Uhr finden Sie sich in griechischer Kleidung ein, im Thiergarten bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den, in wenigen Tagen darauf, die feistlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. — Es ist nöthig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz lebend verhalten, und bloß meinen Winken folgen. Also diese Nacht, Punkt zwölfs Uhr, in griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten zc.

(Amarot zur Bestellung gegeben.)

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammenhängende Erzählung.

Auf derselben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnisvolle Brieftasche gefunden, sah der Baron Theodor von S. in einem Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtstunde schlug. Ein rauher Herbstwind

strich durch Baum und Gebüsch, die Nachtögel schwebten sich kreisend durch die saufenden Lüfte, immer schwärzer wurde die Finsterniß, und wenn die Mondesichel auf Augenblicke die Wolken durchschneidet, und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpfen in den Gängen seltsame Spukgestalten auf und ab, und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Dem Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. „Es beginnt,“ sprach er, „das Fest der Liebe, das Dir versprochen? — O all ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit Jamaitarum gefüllt, und dem griechischen Cofium unbeschadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluß und“ — da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entsetzt sprang er auf, und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodischer Laut ging durch den Wald, ein helles Echo antwortete, der Nachtwind säufte milder, hörend brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. „Theodoros,“ hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgesetzten Haar. — „Theodor,“ sprach die Fürstin, mit dem Ton der innigsten Liebe, „Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe Dich gefunden, — ich bin Dein — empfang' diesen Ring.“ — In dem Augenblicke war es, als halle ein Donner Schlag durch den Wald, und eine hohe, majestätische Frau, mit reinem gebietendem Antlitz, stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. „Aponomeria,“ schrie die Fürstin auf, wie in dem Schreck des freubigen Erwachens aus finstrem Traum, und warf sich an die Brust der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchdrang. Den einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Altmutter mit feierlichem, das Innerste durchdringendem Tone: „Vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons — er liegt in schmachtvollen Banden, Du bist frei, hohe Fürstin — o Du mein süßes Himmelstkind! — Schau auf, schaue Deinen Theodoros!“ — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm stand eine hohe Heiligengestalt auf muthigem Streiftrioß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen eine Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern, ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet! —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen stehen nur wenige Worte von der Hand der Fürstin.

„O all ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, schwindelnd wollte ich hinabstürzen, da brach der Zauber durch Dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zertrümmert sind alle Bande! — Er ist mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfand' ich nicht Mitleid mit seinem Glend! — Großmüthig will ich ihm sein magisches Spielzeug lassen. — Theodoros, ich habe Dich erschaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichste Zukunft entgegenstrahlte! — Ja! ich, ich würde die Palmen und Lorbeeren, die Deine Krone schmücken sollen! — O! halt Dich mein Herz! — Springe nicht vor namenlosem Entzücken, Du starke Brust! — Nein! — gern will ich harren in diesen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mich ruft! —



Yconomia ist ja bei mir, und der Magus bezwungen!

Dicht an den Rand dieses Blättleins hat Schnüspolb geschrieben:

„Ich erbe mich in mein Schicksal, das durch die Hand der Fürstin noch leidlich genug ist. Hat sie mir doch meinen Haarzopf gelassen, und manches andere hübsche Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner cabballistischen Wissenschaft sah ich doch nicht ein, daß ein fantastischer Eleganz zum Höheren eben so wenig zu brauchen ist, als ein Korbstöpsel, und daß der Theosophim des Propheten Sifur eigentlich ein viel geschickteres Männlein war, als der Herr Baron Theodor von E., und also auch viel eher als dieser, der Fürstin für ihren geliebten Theodoros Capitanaki gelten konnte.“

Es können noch einige Notizen des Barons Achatus von F. folgen.

„Die Geschichte hat großes Aufsehen in B. gemacht. — Ganz durchnäst, von Kälte erstarrt, kam gleich nach Mitternacht Dein Neffe zu Kempfers. — Du weißt, daß so ein Lustort im Thiergarten benannt wird — in süßamer türkischer, oder wie man meinen will, neu-griechischer Tracht, und hat, daß man ihm Thee mit Rum oder Punsch bereiten möge, wenn er nicht sterben solle. Das geschah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, so, daß Kempfer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen gegessen, für besitzig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der Stadt in seine Wohnung schaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er sey wahnsinnig geworden, und will schon in manchem Streich, den er vorher austausen lassen, die Spur dieses Wahnsinns finden. Nach der Versicherung der Aerzte leidet er aber blos an einem sehr heftigen Fieber. Freilich sind seine Fantasien von der wunderlichsten Art. Er spricht von cabballistischen Kanzleiaffistenten, die ihn verhext haben, von griechischen Prinzessinnen, magischen Briefschaften, sibyllischen Papageien herabwinkend. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Enguze vermählt gewesen und treu geworden, weshalb sie ihm nun aus Rache das Blut aussauge, so daß ihn nichts retten könne, und er bald sterben müsse.“

— Laß, mein Freund, nur alle Besorgnisse fahren, Dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr verlieren sich die schwarzen Gedanken, und er nimmt schon an allem Antheil, was das Leben schönes und herrliches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz erstaunlich über die Form eines neumodischen Huts, den der Graf von E. trug, welcher ihn besuchte, so daß er im Bette selbst den Hut aufsetzte, und sich den Spiegel bringen ließ. — Er ist auch schon Hammelcoteletts, und macht Verse. — Spätestens in vier Wochen bringe ich Dir Deinen Neffen nach Mecklenburg; in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie gesagt, seine Geschichten haben zu großes Aufsehen gemacht, und er würde, so wie er sich nur zeigte, aufs neue das Gespräch des Tages werden zc.

— Also nach zweijähriger Abwesenheit ist Dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland gewesen ist! — Ich glaube es nicht, denn, daß er so geheimnißvoll thut mit seiner Reise, daß er bei jeder Gelegenheit sagt: ja wenn man nicht in Morea — in Sypern u. s. w. war — das ist mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß Dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra besucht

hat, und eben so ein närrischer Fantast geblieben ist, als er es sonst war. — Apropos! — Ich schicke Dir den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem, unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Fantasten, ein Theil der Abenteuer Deines Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erstaunlichen Eindruck, vielleicht erschaut er seine kuriose Gestalt im Spiegel, und schämt und bessert sich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abenteuer, bis zum Zeitpunkt als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten zc.

### Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm seyn, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Willet an den Herrn Kanzleiaffistenten Schnüspolb geschickt hatte, dieses Willet uneröffnet zurückbrachte, und berichtete, daß nach der Aussage des Hauswirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne, und auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtnisses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von seiner Arglist und Lücke nicht ablassend, erst einen sehr groben Brief schrieb, und dann den guten Hff. durch ein abscheuliches Gaukelspiel auf schöne Weise mystifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Thiergarten der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürstin in Gefolge dessen zurückgekehrt ist in ihr Vaterland, das Alles ergibt sich aus den an Hff. gerichteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb besonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Person, weil er darin, mittelst allerlei poetischen Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit schönen Zusefeskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm noch gar nicht geschehen.

— Wunderbar, endlich, mag es auch seyn, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffen leere Fabel schien, Andeutung ins Blaue hinein, in diesem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine Basis gefunden.

Wer weiß, wach ein Theodoros in diesem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne schwingt.

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und blos dadurch ist er abgehalten worden, sich im Fremdenbureau nach der vornehmen griechischen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame Publina seyn kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürsten Theodoros ist von Vaterlandsiebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es sich aus ihren Versen hinlänglich ergibt.

Sollte jemand von den geneigten Lesern Näheres von der unbekanntenen Fürstin und dem wunderlichen Kanzleiaffistenten Schnüspolb erfahren, so bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte einer Hochlöblichen Kalenderdeputation freundlichst mittheilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.



## Der Elementargeist.

Gerade am zwanzigsten November des Jahres 1815 befand sich Albert von B., Obristlieutenant in preussischen Diensten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, sollte auf dem Rückmarsch aus Frankreich an demselben Tage in Lüttich eintreffen, und dort zwei oder drei Tage rasten. Albert war schon Abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er sich aber von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlassen, und ihm ein sehr frohes Ereigniß verkündet hatten, das seiner in Aachen warte, den raschen Entschluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er sich noch selbst über sein Beginnen höchlich verwunderte, sah er schon auf dem schnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

Ein rauher schneidender Herbstwind brauste über die kahlen Felder hin, und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in sein dumpfes Geheul. Raubvögel flogen kreisend auf, und zogen in Schaaren den dicken Wolken nach, die immer mehr zusammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahinschwand, und ein mattes düstres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte sich fester in seinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße so vor sich hintrabte, entfaltete sich seinem innern Sinn das Bild der letzten verhängnisvollen Zeit. — Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denselben Weg gemacht, in umgekehrter Richtung, zur schönsten Jahreszeit. In üppiger Blüthe stand damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wiesen, und im lieblichen Schein der goldenen Sonnenstrahlen glänzten die Büsche, in denen die Vögel fröhlich zwitscherten und sangen. Festlich geschmückt hatte sich die Erde, wie eine schneidige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallenen Helden, zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach. —

Albert war bei dem Armeekorps, dem er zugewiesen, angekommen, als schon die Kanonen an der Sambre donnerten; doch zeitig genug, um noch Theil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charteroi, Gilly, Gofselins. — Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo sich Entscheidendes begab. So befand er sich bei der letzten Erstürmung des Dorfes Plandenoit, die den Sieg in der denkwürdigsten aller Schlachten (belle Alliance) vollends herbeiführte. Eben so kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anstrengung der Wuth, der grimmen Verzweiflung des Feindes sich an dem unerschütterlichen Kampfesmuthe der Heldenchaar brach, die in dem Dorfe Issy festgefesselt, den Feind, der unter dem furchtbarsten Kartätschenfeuer stürmend, Tod und Verderben in die Reihen zu schleudern gedachte, zurücktrieb, so daß Scharschützen ihn bis ganz unfern der Barrieren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf (vom 3. bis 4. Julius) wurde bekanntlich die, die Uebergabe der Hauptstadt betreffende Militärconvention zu St. Cloud abgeschlossen.

Dieses Gefecht bei Issy ging nun besonders hell auf vor Alberts Seele. Er besann sich auf Dinge, die, wie es ihn bedanken mußte, er während des Kampfes nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Gesicht einzelner Offiziere, einzelner Wortsche, in den lebendigsten Zügen vor Augen, und tief traf sein Gemüth der unennbare Ausbruch nicht stolzer oder gefühlloser Todesverachtung, sondern wahrhaft göttlicher Begeisterung, der aus manchen Auge strahlte. So hörte er Worte bald zum Kampf ermutigend, bald mit dem letzten Todesseufzer ausgestoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müssen, wie die begeisternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe so, wie dem, der beim Erwachen zwar seines Traumes gedankt, sich aber erst mehrere Tage darauf aller einzelnen Tage desselben erinnert? — Ja ein Traum, — nur ein Traum, sollte man meinen, könne, mit mächtigem Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantische, Ungeheure, Unerhörte geschehen lassen, was sich ergab während der verhängnisvollen achtzehn Tage dieses die kühnsten Gedanken, die gewagtesten Combinationen des spekulirenden Geistes verspottenden Feldzuges. — Nein! — der menschliche Geist erkennt seine eigne Größe nicht; die That überflügelt den Gedanken! — Dem nicht die rohe physische Gewalt, nein, der Geist schafft Thaten, wie sie geschehen sind, und es ist die physische Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeisterten, die der Weisheit, dem Genius des Feldherrn zuwächst, und das Ungeheure, nicht Geahnete vollbringen hilft! —

In diesen Betrachtungen wurde Albert durch seinen Reitknecht gestört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Taufend, Paul Talkbarth! wo kommst Du daher des Weges?“

Albert wandte sein Pferd, und gewahrte, wie der Reiter, der von ihm nicht sonderlich beachtet, so eben vorbeigetrabt war, bei seinem Reitknecht still hielt, und die Backen der ansehnlichen Fuchsmütze, womit sein Haupt bedeckt, auseinander schlug, so daß alsbald das ganz wohlbekannte, im schönsten Binnover gleichende Antlitz Paul Talkbarths, des alten Reitknechts des Obristen Viktor von S., zum Vorschein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn so unwiderstehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an seinen innigsten geliebtesten Freund, den er wohl in Aachen vermuthen mußte, nur dunkel in seiner Seele gelegen, und zu keinem klaren Bewußtseyn gekommen war.

Auch Albert tief jetzt: „Sieh da! Paul Talkbarth, wo kommst Du her? — wo ist Dein Herr?“

Paul Talkbarth courbettierte aber sehr zierlich herum, und sprach, die flache Hand vor der viel zu großen Coarde der Fuchsmütze, militärisch grüßend: „Alle Danksnervetter, Paul Talkbarth, ja das bin ich, mein gnädigster Herr Obristlieutenant. — Wöses Wetter hier zu Lande, Bermännöre! (sur mon honneur) Aber das



macht die Kreuzwurzel. Die alte Liese pflegte das immer zu sagen — ich weiß nicht, ob Sie die Liese Pfefferkorn kennen, Herr Obristleutnant; sie wohnt in Genzheim, wenn man aber in Paris gewesen ist, und den Markt im Schartimland (jardin des plantes) gesehen hat — Nun, was man weit sucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obristleutnant, den ich suchen sollte in Lüttich. Meinem Herrn Obristen der Spiritus familiaris (spiritus familiaris) gestern Abend ins Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obristleutnant in Lüttich angekommen. Backermannthö (sacre nom de Dieu) das war eine Freude! — Nun es mag sein, wie es will; aber getraut habe ich dem Galben niemals. Ein schönes Thier, Zermannö, aber pur hässliches Wesen, und die Baroness hat ihr möglichstes, das ist wahr — Liebe Leute hier zu Lande, aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris gewesen ist! — Nun, der Herr Obrist hätte eben so gut einziehen können, wie einer durch den Argen Trumph (Arc de Triomphe) und ich hätte dem Schimmel die neue Schatzkiste aufgelegt — Zacker, der hätte die Ohren gespigt! — Aber die alte Liese (es war meine Muhme in Genzheim), die pflegte immer zu sagen — Ich weiß nicht, Herr Obristleutnant, ob Sie! —

„Daß die Junge Dir erlaube,“ unterbrach Albert den krallosen Schwäger, „Dein Herr ist in Aachen, so laß uns schnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!“

„Dalt,“ schrie Paul Tallebarth aus Leibeskraften, „halt, halt, gnädigster Herr Obristleutnant, das Wetter ist schlecht hier zu Lande; aber Futter, was solche Augen hat wie wir, die blühen im Nebel!“

„Paul,“ rief Albert, „mache mich nicht ungeduldig, wo ist Dein Herr? — nicht in Aachen?“

Paul Tallebarth lächelte dermaßen freudig, daß sein ganzes Antlitz zusammenfuhr in tausend Falten, wie ein offter Handschuh, streckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe sichtbar wurden, und sprach: „Dort in jenem Schloß.“ — Ohne abzuwarten, was Paul Tallebarth noch weiteres zu schwätzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der seitwärts von der Heerstraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im scharfsten Trab. — Nach dem wenigen was er gesprochen, muß der ehrliche Paul Tallebarth dem geneigten Leser als ein etwas wunderlicher Kauz erscheinen. Es ist nur zu sagen, daß er, Erbstück des Vaters, dem Obristen Viktor von S., nachdem er Generalintendant und Maitre des Plaisirs aller Spiele und tollen Streiche seiner Kinderjahre und des ersten Jünglingsalters gewesen, von dem Augenblick an gebient hatte, als dieser zum erstenmal den Offizierwegen abgeschwaht. Ein alter sehr schätzbaren Magister, der Hofmeister des Hauses zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Tallebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Confusion und seltener Gulenspiegelei, womit diesen die Natur gar nicht karg ausgestattet. Dabei war lechterer die treueste Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit für seinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch sonst irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit seinem Herrn im Jahr 1813 ins Feld zu ziehen. Seine eisenfeste Natur ließ ihn alles Ungemach überleben, aber weniger stark als sein körperliches, bezog sich sein geistiges Naturell, das einen merklichen Stoß, oder wenigstens einen besondern Schwung erhielt während seines Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Tallebarth fühlte nehmlich nun erst, daß der Magister Sprengepitcus vollkommen Recht ge-

habt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einst noch gar hell leuchten werde. Dieß Leuchten bemerkte Paul Tallebarth an der Gefügigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war, und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüstete er sich nicht wenig, und schrieb es nur seiner herrlichen Geistesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich schien. — Hans Tallebarths herrliche französische Redensarten (einige angenehme Flüche hat der geneigte Leser bereits kennen gelernt) gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigstens durch das Korps, bei dem sein Herr stand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe ins Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Tallebarths Worten entgegen: „Pisfang! — de Lavendel pur di Scheval! (paysan, de l'avoine pour les chevaux!)“

So wie es excentrischen Naturen überhaupt eigen, so mochte Paul Tallebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche Weise geschehe. Er liebte vorzüglich Ueberraschungen, und suchte diese seinem Herrn auf alle nur mögliche Weise zu bereiten, der denn auch wirklich sehr oft überrascht wurde, wiewohl auf ganz andere Art, als es der ehrliche Tallebarth gewollt, dessen glücklichsten Pläne meistens in der Ausführung scheiterten. So bat er auch jetzt den Obristleutnant von B., als dieser gerade auf das Hauptportal des Landhauses loeritt, flehentlichst, doch einen Umweg zu machen, und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit sein Herr ihn nicht eher gewahre, als bis er in die Stube getreten. — Albert mußte es sich gefallen lassen, über eine morastige Wiese zu reiten, und vom emporspritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden, dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Tallebarth wollte, seine Reiterkünste zeigend, geschickt hinübersehen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein, und wurde mit Mühe von Alberts Reitknecht wieder auf festen Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Muthes laut jauchzend dem Pferde die Sporen, und sprengte mit wildem Hufschall hinein in den Hof des Landhauses. Da aber gerade alle Gänse, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirthschaft versammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner von der einen Seite eine Heerde Schaafe, von der andern eine Herde jener Thiere, in die unser Herr einst den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, so kann man denken, daß Paul Tallebarth, der des Pferdes nicht recht mächtig, willkürlich in großen Kreisen auf dem Hofe umher galoppirte, nicht geringe Verwüstungen in dem Hausstande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quälenden, schnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der leisenden Mägde, hielt Albert seinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Tallebarth mit sammt seinem Ueberraschungsprojekt zu allen Teufeln wünschte.

Schnell schwang sich Albert vom Pferde, und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anspruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirklich sich ausnahm, und bequem und geräumig genug schien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrothem Gesicht, in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit süßsaurem Lächeln fragte: „Einquartirt?“ An dem Tone, mit dem der Mann dieß Wort aussprach, erkannte Albert sogleich, daß er den Herrn des Hauses, mithin, wie er es von Paul Tallebarth wusste, den Baron von S. vor sich habe. Er versicherte, daß er keinesweges einquartirt, daß es vielmehr nur seine Absicht sey, seinen innigsten Freund, den Obristen Viktor von S., der sich hier befinden sollte, zu besuchen, und daß er die Gastfreundschaft des Herrn Barons nur für diesen Abend und die



Nacht in Anspruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedanke. —

Des Barons Gesicht heiterte sich merklich auf, und der volle Sonnenschein, der gewöhnlich auf diesem gutmüthigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen schien, kehrte ganz wieder, als die Treppe mit dem Baron hinaufsteigend, Albert fallen ließ, daß wahrscheinlich gar keine Truppenabtheilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marsche befindlich, diese Gegend berühren werde. —

Der Baron öffnete eine Thüre; Albert trat in einen freundlichen Saal, und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet saß. Viktor drehte sich auf das Geräusch um, sprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obristlieutenant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, Du gedachtest meiner in der vorigen Nacht? — Ich wußte es, mein innerer Sinn sagte es mir, daß Du Dich in Lüttich befändest in demselben Augenblick, als Du hineingeritten! — Alle meine Gedanken figirte ich auf Dich, meine geistigen Arme umfaßten Dich; Du konntest mir nicht enttrinnen!“ —

Albert gestand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leser bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner leutlichen Gestalt kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja,“ rief Viktor ganz begeistert, „ja, es ist kein Wahn, keine leere Einbildung; sie ist uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Ueber sinnliche kund thut in der Sinnenwelt!“ —

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, so wie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag, auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien. — Indessen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin gesessen, aufgestanden, und hatte sich den Freunden genähert. Albert verbeugte sich gegen sie, indem er Viktor mit fragendem Blick anschaute. „Die Frau Baronesse Aurora von C.“ sprach dieser, „meine liebe gastfreundliche Wirthin, meine treue sorgsame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!“

Albert überzeugte sich, indem er die Baronesse anschaute, daß die kleine runde Frau noch nicht das vierzigste Jahr erreicht haben könne, daß sie sonst wohl sehr fein gebaut gewesen seyn müsse, daß aber die nährende Landkost, und viel Sonnenschein dazu, die Formen des Körpers ein wenig zu sehr über die Schönheitelinie hinausgetrieben, welches sogar dem niedlichen, noch frisch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, dessen dunkelblaue Augen sonst wohl manchem gefährlich genug in's Herz gestrahlt haben mochten. Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirthlich, indem der Zeug des Kleides blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waschhauses und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Industrie bewies, auf der die eigne Spinnstube und Weberei noch stehen mußte. Ein grell buntes baumvolles Tuch, nachlässig um den Nacken geschlagen, so daß der weiße Hals sichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzugs. Was aber sehr verwunderlich sich ausnahm, war, daß die Baronesse an den kleinen Füßchen die zierlichsten seidnen Schuhe, auf dem Kopfe aber ein allerliebste Spitzenhäubchen nach dem neuesten Pariser Zuschnitt trug. Erinnerte dieses Häubchen nun zwar den Obristlieutenant an eine niedliche Grisette, die ihm einst der Zufall in Paris zuführte, so glitt ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er seine plötzliche Erscheinung entschuldigte. Die Baronesse unsertließ nicht, diese Artigkeiten gehörig zu erwidern. Unaufhaltsam floß, nachdem sie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis sie endlich darauf kam, daß man

einen so lieben Gast, den Freund des dem Hause so theuern Obristen, gar nicht sorglich genug bewirthen könne. Auf die hastig gezogene Klingel und den hellenden Ruf: „Mariane! Mariane!“ erschien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüsselbunde nach zu urtheilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieser und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand sich aber, daß alles Leckere, z. B. Wildpret u. dgl. entweder schon verzehrt, oder erst Morgen anzuschaffen möglich sey. Mühsam seinen Unmuth unterdrückend, versicherte Albert, daß man ihn nöthigen werde, ansehnlichlich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man seinthalben nur im mindesten die Ordnung des Hauses über. Ein wenig kalte Küche, ein Butterbrod, genüge ihm zum Nachtessen. Es sey unmöglich, erwiederte die Baronesse, daß der Obristlieutenant sich nach dem scharfen Ritt in dem rauhen, unfreundlichen Wetter behilfen solle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen; und nach langen Beratungen mit Marianen, wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beschlossen. Mariane entwich klirrend und klappernd durch die Thüre; doch in dem Augenblick, als man Platz nehmen wollte, wurde die Baronesse herausgerufen von einer besürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baronesse vollständiger Bericht erstattet wurde von der entsetzlichen Verheerung, die Paul Tallebarth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unansehnliche Liste sämmtlicher Todten, Verwundeten und Vermissten. Der Baron lief der Baronesse hinterher, und während draußen die Baronesse schalt und schmälte, der Baron den ehelichen Paul Tallebarth dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst, und die Dimereschaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich seinem Freunde, was sich mit Paul Tallebarth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche,“ rief Viktor ganz unruhig, „solche Streiche macht nun der alte Gulenpiegel, und dabei meint es der Schlingel so aus Herzens Grunde gut, daß man ihm nie etwas anhaben kann.“

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger; die Großmagd hatte die glückselige Nachricht gebracht, daß Hans Gucklick blos sehr erschrocken gewesen, daß er aber sonst ganz ohne allen Schaden abgekommen, und gegenwärtig mit Appetit freße.

Der Baron kehrte zurück mit heiterer Miene, wiederholte zufrieden, daß Hans Gucklick verschont werden von dem wilden, Menschenleben nicht achtenden Paul Tallebarth, und nahm Gelegenheit sich sehr weilläufig über den landwirthschaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Gucklick, der blos sehr erschrocken und weiter nicht beschädigt, war nehmlich der alte allgömeine geschätzte Haushahn, schon seit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baronesse trat wieder herein, jedoch nur, um sich mit einem großen Schlüsselbunde zu bewaffnen, das sie aus einem Wandschrank nahm. Schnell eilte sie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie Weib, Hausfrau und Haushälterin, Trepp auf, Trepp ab, klappernden und klirrenden, dabei erschallten die hellenden Stimmen gerufener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die angenehme Musik von Mörser und Reibeisen. — Gott im Himmel, dachte Albert, wäre der General eingezogen mit dem ganzen Hauptquartier, mehr Lärm könnt' es nicht geben, als meine unglückliche Waise Glühwein zu verursachen scheint! —

Der Baron, der von der Hühnerzucht übergegangen zur Jagd, war mit der verdickten Erzählung von einem sehr schönen Hirsch, der sich blicken lassen, und



den er nicht geschossen, noch nicht völlig zu Ende, als die Baronesse in den Saal trat, hinter ihr aber niemand anders, als Paul Tallebarth, der in zierlichem Porzellangeschirr den Glühwein herbeitrug. „Nur alles höher gestellt, mein guter Paul,“ sprach die Baronesse sehr freundlich, welches Paul Tallebarth mit einem unschreiblich süßen: „A fu zerpire, Madame!“ erwiderte. — Die Mäuen der auf dem Hofe Erschlagenen schienen verhöhnt und Alles verziehen.

Man setzte sich nun erst wieder ruhig zu einander. Die Baronesse begann, nachdem sie das Getränk den Fremden kredenzte an einem ungeheuren wollenen Strumpf zu stricken, und der Baron nahm Gelegenheit, sich weitläufig über die Art des Gefrickes, das bestimmt sey, auf der Jagd getragen zu werden, auszulassen. Während dessen ergriff er die Kanne, um sich auch eine Tasse einzuschütten. „Ernst!“ rief ihm die Baronesse mit strafendem Ton zu; augenblicklich stand er von seinem Vorhaben ab, und schlich an den Wandschrank, wo er ganz im Stillen ein Schnüpschen genoss. — Albert nutzte diesen Augenblick, um endlich den langweiligen Gesprächen des Barons ein Ziel zu setzen, indem er gelegentlich nach seines Freundes Thun und Treiben forschte. Viktor meinte dagegen, daß es noch Zeit genug geben werde, mit zwei Worten zu sagen, was sich während der Zeit, als sie getrennt, mit ihm begeben, daß er es aber gar nicht erwarten könne, aus Alberts Munde alles Denkwürdige von den gewaltigen Ereignissen der letzten verhängnißvollen Zeit zu vernehmen. Die Baronesse versicherte lächelnd, daß sich nichts hübscher anhören lasse, als Geschichten von Krieg, Mord und Todtschlag. Auch der Baron, der sich wieder zur Gesellschaft gesetzt, meinte, daß er gar zu gern von Schlachten erzählen höre, wo es recht blutig hergegangen, da ihn dies immer an seine Jagdpartien erinnere. Er stand im Begriff, wieder einzubiegen in die Geschichte von dem nicht geschossenen Hirsch. Doch Albert unterbrach ihn, indem er vor innerm Unmuth laut aufschien versicherte, daß zwar auf der Jagd auch scharf geschossen werde, übrigens aber die Einrichtung nicht übel sey, daß die Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w., deren Blut es koste, nicht wieder schossen.

Albert fühlte sich von dem Getränk, das er genossen und das er von edlem Wein ganz vortreflich bereitet gefunden, durch und durch erwärmt, und die körperliche Wohlbehagen wirkte wohlthätig auf sein geistiges, und schlug den Muthwillig völlig nieder, der ihn in der unheimlichen Umgebung ergriffen. — Vor Viktor's Augen entfaltete er nun das ganze schauerlich erhabene Gemälde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltbeherrschers vernichtete. — Mit der glühendsten Begeisterung schilderte Albert den unüberwindlichen Ewrenmuth jener Bataillone, die zuletzt das Dorf Planchenoit erstürmten, und schloß endlich mit den Worten: „O Viktor! — Viktor! wärst Du dabei gewesen, hättest Du mit mir gekochten!“

Viktor war dicht an den Stuhl der Baronesse gerückt, hatte den ansehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schooß der Baronesse herabgezuckt, ergriffen, und spielte damit in den Händen, so daß die emsige Strickerei genöthigt war, den Faden zwischen Viktor's Fingern voranzuziehen, und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln seinen Arm zu treffen.

Bei jenen mit erhöhter Stimme ausgesprochenen Worten Alberts schien Viktor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte seinen Freund an mit seltsamem Lächeln, und sprach halbleise: „Ja, mein theurer Albert, es ist nur zu wahr, was Du sagst! Der Mensch fängt sich oft selbst ganz früh in Schlingen, de-

ren gordischen Knoten erst der Tod gewaltsam zerreißt! — Was aber die Teufelsbeschwörungen überhaupt betrifft, so ist das tolle Rufen des eignen furchtbaren Geistes wohl die bedrohlichste, die es geben mag. — Doch hier schläft schon Alles!“

Viktors unverständliche geheimnißvolle Worte bewiesen hinlänglich, daß er nicht eine Sylbe von dem vernommen, was Albert gesprochen, sondern sich vielmehr die ganze Zeit über Träumen überlassen, die noch dazu von gar seltsamer Natur seyn mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Bestremden verstummte. Nun bemerkte er auch, um sich blickend, erst, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Rauch gefalteten Händen in die Lehne des Sessels zurückgeunken, das müde Haupt auf der Brust lag, und daß die Baronesse, mit festgeschlossenen Augen, nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickte.

Albert sprang schnell und mit Geräusch auf, doch in demselben Augenblick erhob sich auch die Baronesse und näherte sich ihm mit einem Anstande, der so frei, edel und amuthig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, genährten, beinahe drolligen Figur sah, sondern die Baronesse in ein anderes Wesen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie,“ sprach sie dann mit süßem Wohlklang, indem sie Alberts Hand faßte, „verzeihen Sie es, Herr Obristleutenant, der vom Anbruch des Tages an beschäftigten Hausfrau, wenn sie am Abend der Ermüdung nicht zu widerstehen vermag, und wird auch zu ihr auf das herrlichste von den herrlichsten Dingen gesprochen; dasselbe mögen Sie dem rüstigen Jäger verzeihen. Es ist unmöglich, daß Sie sich nicht darnach sehnen sollten, mit Ihrem Freunde allein zu seyn, und sich recht aus dem Herzen auszusprechen, und da ist jeder Zeuge lästig. Gewiß wird es Ihnen gemüthlich scheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachtrassen einzunehmen, das ich in seinen Zimmern bereiten lassen.“

Gelegener konnte Albert kein Vorschlag seyn. Auf der Stelle beurlaubte er sich in den höflichsten Ausdrücken bei der freundlichen Wirthin, der er jetzt das Schlüsselbund, den Jammer über den erschrockenen Hans Gucklich, so wie den Strickstrumpf nebst dem Einwickeln, von Herzen verzieh.

„Lieber Ernst!“ rief die Baronesse, als die Freunde sich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieser aber statt aller Antwort sehr vernehmlich rief: „Huß — Huß — Tyras — Waldmann — Allons!“ und das Haupt auf die andere Seite hängen ließ, so mochte man ihn in seinen süßen Träumen nicht weiter stören.

„Sage,“ rief Albert, als er sich mit Viktor allein befand, „sage, was ist mit Dir vorgegangen? — Doch — erst laß uns essen, denn mich hungert, und in der That, es scheint hier mehr vorhanden, als das bescheiden gewünschte Butterbrod.“

Der Obristleutenant hatte Recht; denn er fand einen gar zierlich gedeckten, mit den leckersten kalten Speisen besetzten Tisch, dessen vorzüglichste Zierde ein Bannoner Schinken und eine Pastete von rothen Rebhühnern schien. Paul Tallebarth meinte, als Albert sein Wohlbehagen äußerte, schalllich lächelnd, daß, wenn er nicht gewesen wäre, und der Jungfer Mariane alles gesteckt hätte, was der Herr Obristleutenant gern genieße, als Suppenfink (superfin) — aber noch könne er es der Mühe Viese nicht vergessen, daß sie an seinem Hochzeitstage den Reisbrey verbrannt, und er sey nun Wittwer seit dreißig Jahren, und man könne nicht wissen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und Jungfer Mariane — doch die gnädige Frau Baronesse habe ihm das Beste selbst zugestellt, nehmlich einen ganzen Korb mit Sallery für die Herrn. — Albert wußte nicht recht, wozu ihm die unbillige Menge Gemüse auf-



getischt werden sollte, war dann aber sehr zufrieden, als Paul Tallebarth den Korb, der nichts anders enthielt, als sechs Flaschen des schönsten Vin de Sillery, herbeitrug.

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Viktor, wie er auf das Gut des Barons von G. gekommen.

Die der stärksten Natur öfters unverwundlichen Strapazen des ersten Feldzugs (1813) hatten Viktors Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Buonapartes Flucht von Elba die Lösung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Viktor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu der Armee an den Niederrhein zu begeben; das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einenritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Thor des Landhauses, in dem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Viktors Pferd, sonst das sicherste, furchtloseste Thier von der Welt, geprüft in dem wildstem Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Viktor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum erstenmal ein Ross bestieg. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Stein geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die noch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihn, unerachtet die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfalle ermatteten. Viktor ergoß sich in den wärmsten Lobeserhebungen, Rücksichts der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baroness angezeihen lassen.

„Nun,“ rief Albert laut auflachend, „nun in der That, darauf war ich nicht gefaßt. Wunder denk' ich, was du mir Außerordentliches erzählen wirst, und am Ende läuft es auf eine, nimm mir's nicht übel, etwas einfältige Geschichte hinaus, wie sie in hundert abgedroschenen Romanen zu finden, so daß sie kein Mensch mehr selbst mit Anstand erleben kann. — Der wunde Ritter wird ins Schloß getragen, die Herrin des Hauses pflegt ihn — und der Ritter wird zum zärtlichen Amoroso! — Denn Viktor, daß Du Deinem bisherigen Geschmac, ja Deiner ganzen Lebensweise zum Troß, Dich plötzlich in eine ältliche dicke Frau vertieft hast, die so häuslich und wirtschaftlich ist, daß man darüber des Teufels werden möchte, daß Du noch dazu den sehnsüchtigen, schwächenden Jüngling spielst, der, wie es irgendwo heißt, seufzet wie ein Dfen und Vieder macht auf seiner Liebe Brauen — nun, das alles will ich am Ende auch noch für Krankheit halten! — Das Einzige, was Dich einigermaßen entschuldigen könnte, und Dich poetisch darstellen, wäre der spanische Infant im Art seiner Ehre, der gleiches Schicksal mit Dir theilend, an dem Thor des Landhauses der Donna Menzia auf die Nase fiel und am Ende die Geliebte fand, die ihm unbekannt“ — „Halt,“ rief Viktor, „halt! — glaubst Du denn nicht, daß ich es vollkommen einsehe, begreife, wenn ich Dir als ein ganz alberner Geck vorkommen muß? — Doch! es ist hier noch etwas anderes, geheimnisvolleres im Spiel. — Nun laß uns trinken!“

Der Wein und Alberts lebendiges Gespräch hatte Viktor'n wohlthätig angeregt; er schien erwacht aus düst'rer Träumerei. Als nun aber endlich Albert, das volle Glas erhebend, sprach: „Nun, Viktor, theurer Infant, Donna Menzia soll leben und aussehen, wie unsere kleine dicke Hausfrau!“ Da rief Viktor lachend: „Mein, ich kann es doch nicht ertragen, daß Du mich für einen Gecken halten müßt! — Ich fühle mich im Innersten heiter und aufgelegt, Dir alles zu sagen, alles

zu beichten! — Du mußt es Dir aber gefallen lassen, von einer ganz eignen Periode meines Lebens, die in meine Jünglingsjahre fällt, zu hören, und es ist möglich, daß die halbe Nacht darüber vergeht.“

„Erzähle“ erwiderte Albert, „denn ich gewahre, daß noch hinlänglicher Wein vorhanden, um die etwa sinkenden Lebensgeister aufzufrischen. — Wär' es nur nicht so entsetzlich kalt im Saal, und ein Verbrechen, jetzt noch jemanden von den Hausleuten aufzuführen.“

„Sollte,“ sprach Viktor, „sollte Paul Tallebarth nicht dafür gesorgt haben?“ — Wirklich versicherte dieser in seiner bekannten französischen Mundart höflich flüchelnd, daß er das vortrefflichste Holz selbst klein geschnitten und bewahrt habe zum köstlichsten Kaminsfeuer, welches er sogleich anschauen werde. — „Es ist nur gut,“ sagte Viktor, „daß es mir hier nicht so gehen kann, wie einst bei einem Drogueriehändler in Meaux, wo der ehrliche Paul Tallebarth mir ein Kaminsfeuer angemacht, das wenigstens zwölfhundert Franken kostete. Der Gute hatte Sandel-Brasilholz ergriffen, zerhackt, und in den Kamin gesteckt, so daß ich mir beinahe vorkam, wie Andostosa, des bekannten Herrn Fortunatus berühmter Sohn, dessen Koch das Feuer von Spezereien anschüren mußte, als der König verboten, ihm Holz zu verkaufen.“

„Du weißt,“ fuhr Viktor fort, als das Feuer lustig knisterte und flammte, und Paul Tallebarth sich aus dem Zimmer entfernt hatte, „Du weißt, mein theurer Freund Albert, daß ich meine militärische Laufbahn bei der Garde in Potsdam begann, sonst aber von meiner Jünglingszeit wohl wenig mehr als das, da es eine besondere Gelegenheit gab, davon zu reden; mehr aber noch, weil das Bild jener Jahre nur in halbverwischten Zügen vor meiner Seele stand, und erst hier wieder in hellen Farben aufleuchtete. — Meine erste Erziehung in meines Vaters Hause kann ich nicht eben schlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade diese schienen nichts weniger darzuthun, als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wissenschaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magister, der mein Hofmeister seyn sollte, und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte. Erst in Potsdam gewann ich mit Leichtigkeit Kenntniß neuerer Sprachen, so wie ich die dem Offizier nöthigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wuth alles, was mir in die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt ich doch, da mein Gedächtniß vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse, selbst wußte ich nicht wie. — Man hat mir später die Ehre angethan, zu behaupten, es sähe ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen Dichter jener Periode in einem Zustand der Begeisterung versetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt; ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das nur erst sich entwickelt zum regen Leben. — Ich will nur Werthers Leiden, vorzüglich aber Schillers Räuber nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Fantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geiste einen Stoß giebt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen Pendelschwüngen. — Ich meine Schillers Geistersehne. Mag es seyn, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer, oder besser, unterirdischer Wunder erschlossen, in dem ich



wandelte und mich verirrte, wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung gerathen, verschlang ich mit Begierde alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten keineswegs ihre Wirkung. So machte auch der Genius von Größe auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keineswegs schämen, da wenigstens der erste Theil, der Lebendigkeit der Darstellung, und auch wohl der geschickten Behandlung des Stoffes halber, die ganze literarische Welt in Bewegung setzte. Manchen Kreist mußte ich dulden, wenn ich auf der Wache, in sich ein Buch, oder auch nur in meine mystischen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte, und erst vom Unteroffizier geholt werden mußte. Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher. — Es begab sich nehmlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken, und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Lustorts vor Potsdam, einsam, wie es meine Gewohnheit war, lustwandelte. Da schien es mir, als vernehme ich aus dem Dickicht eines kleinen Wäldchens, das seitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klageklänge, und dazwischen in einer mir unbekannt Sprache heftig ausgestohrene Reden. Ich glaubte jemanden hilflos bedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendroths eine große breitschultrige Figur, die in einem gemeinen Soldatenmantel gehüllt, auf dem Boden ausgestreckt lag. Ganz nahe hingutreten erkannte ich zu meinem nicht geringen Erschrecken den Major D'Malley von den Grenadiern. „Mein Gott,“ rief ich aus, „sind Sie es, Herr Major? — in diesem Zustande? — Sind Sie krank — kann ich helfen?“ Der Major betrachtete mich mit starrem, wildem Blick, und sprach dann mit barischem Tone: „Welcher Teufel führt Euch her, Lieutenant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht, schert Euch nach der Stadt!“ — Die Leichenblässe, die auf D'Malleys Gesicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich gewisse Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlassen, sondern nur mit ihm zusammen nach der Stadt zurückkehren würde. „So?“ sprach der Major ganz gelassen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, und versuchte, sich aufzuwaschen, worin ich ihm, da es ihm schwer zu werden schien, willigstand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er es oft that, wenn er noch des Abends sich hinaus ins Freie machte, über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu seyn, einen gemeinen sogenannten Commisimantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen, und den Offiziershut mit verirrter goldener Tresse auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Pistole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er schnell, und steckte sie, um sie meinen Blicken zu entziehen, in die Tasche des Mantels. Auf dem ganzen Wege nach der Stadt sprach er keine Sylbe mit mir, sondern hieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in seiner Matiersprache (er war Irländer von Geburt), die ich nicht verstand. Vor seinem Quartier angekommen, wuschte er mir die Hand, und sprach mit einem Ton, der in der That etwas unbeschreibliches, nie gehörtes hatte, so daß er noch in meiner Seele wiederklingt: „Gute Nacht, Lieutenant! — Der Himmel beschütze Euch, und gebe Euch gute Träume.“ — Dieser Major D'Malley war wohl einer der allerwunderlichsten Menschen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein paar etwas excentrische Engländer ab, die mir vorgekommen, so wußte ich keinen Offizier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erscheinung mit D'Malley zu vergleichen. Ist es wahr, was viele Reisende behaupten, daß die Natur sich eben nirgends solch

ganz besonderer Prägstoffe bedient, als in Irland, weshalb denn jede Familie die artigsten Cabinettsstückchen aufzuweisen hat, so konnte der Major D'Malley billiger Weise für einen Prototypus seiner ganzen Nation gelten. Denke Dir einen baumstarken Mann von sechs Fuß Höhe, dessen Bau man gerade nicht ungeschickt nennen kann, aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur scheint zusammengewürfelt wie in jenem Spiel, in dem Figuren aus einzelnen Theilen, deren Nummer die Würfel bestimmen, zusammengefügt werden. Die Adlernase, die sein geschliffnen Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber sind die vorberstehenden Giasaugen beinahe widrig, so tragen die hohen schwarzen buschigen Augenbraunen den Charakter der komischen Maske. — Sehr seltsam hatte des Majors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewohl das selten geschah; dagegen war es als ob er lache, wenn ihn die Wuth des wildesten Zorns übermannte: aber dieses Lachen hatte so etwas Grauenhaftes, daß die ättesten im Gemüth handfestesten Bursche sich davor entsetzten. Eben so selten als D'Malley lachte, eben so selten ließ er sich aber auch hinreißen vom Zorn. Ganz unmöglich schien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform passen sollen. Die Kunst des geschicktesten Regiments Schneiders scheiterte an des Majors unförmlicher Gestalt; der nach dem genauesten Maaß zugeschnittene Rock schlug schnöde Falten, hing ihm am Leibe, als sey er aufgehängt zum Ausbürsten, während der Degen an den Seiten schlotterte und der Hut in so seltsamer Richtung auf dem Kopfe saß, daß man schon auf hundert Schritte den militärischen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pebantischen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört scheinen mußte: D'Malley trug — keinen Dops. Freilich möchte auch dieser an den wenigen grauen Ködchen, die sich am Hinterhaupte kräufelten, schwer gehaftet haben, da sonst der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, so glaubte man, er müsse jeden Augenblick vom Pferde fallen, secht er, jeden Augenblick vom Gegner getrossen werden; und doch war er der beste Reiter, Fechter, überhaupt der geübteste, gewandteste Gymnastiker, den es nur geben konnte. — So viel, um Dir das Bild eines Manne zu geben, dessen ganzes Treiben geheimnißvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwurf, bald hilflosbedürftig erschien, und jeder Controle seiner Obern, jedem Dienstzwange entzogen, durchaus that, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meistens so excentrisch, oder vielmehr so spleenisch toll, daß man um seinen Verstand besorgt werden konnte. — Man sprach davon, daß der Major zu einer gewissen Zeit, in welcher Potsdam mit seinen Umgebungen der Schauplatz seltsamer, in die Geschichte des Tages eingreifender Mystification war, eine wichtige Rolle gespielt habe, und noch in Verbindungen stehe, die das Unbegreifliche seiner Stellung erzeugten. — Ein sehr verrufenes Buch, das damals (ir' ich nicht unter dem Titel: Excorporationen) erschien, und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, näherte jenen Glauben; und auch ich, von dem mystischen Inhalt jenes Buchs angeregt, fühlte mich desto mehr geneigt, D'Malley für eine Art Armenier zu halten, je länger und näher ich sein wunderliches, wohl könnt' ich sagen spukhaftes Treiben beobachtete. Dazu gab er mir nehmlich selbst Gelegenheit, indem er seit jenem Abende, als ich ihn krank, oder auf andere Weise erschütteret, im Walde antraf, eine ganz besondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, so daß es ihm Bedürfnis schien, mich täglich zu sehen. — Dir die ganz absonderliche Art dieses Umgangs zu beschreiben, Dir manches zu erzählen, was das Urtheil der Burschen, welche keck behaupteten, der Major sey ein Doppelt-



gänger und stehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu rechtfertigen schien, alles dessen bedarf es nicht, da Du bald den unheimlichen Geist, der bestimmt war, auf verstörende Weise einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirst.

„Ich hatte die Schloßwache, und dort besuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von L., der noch mit einem jungen Offizier aus Berlin nach Potsdam gekommen. Im traulichen Gespräch saßen wir beim Glase Wein, als, beinahe war es schon Mitternacht, der Major D'Malley eintrat. „Ich glaube Euch allein, Lieutenant,“ sprach er, indem er meine Gäste verdrießlich anblickte, und wollte sich wieder entfernen. Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß sie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ D'Malley es sich gefallen, bei uns zu bleiben.

„Euer Wein,“ rief D'Malley, als er ein Glas nach seiner Weise schnell hinuntergeschürzt, „Euer Wein, Lieutenant ist der schönste Kräher, der je eines christlichen Kerls Gedärme zerrissen; laßt sehen, ob dieser hier von einer bessern Sorte!“

Damit holte er aus der Tasche des Commismandels, den er über das Hemde gezogen, eine Flasche und schenkte ein. Wir fanden den Wein vortrefflich, und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

Selbst weiß ich nicht, wie sich das Gespräch auf magische Operationen, und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, dessen ich zuvor gedachte. Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewisser spöttelnder Ton eigen, den nicht jeder gut vertragen mag. In diesem Tone begann er von militärischen Geisterbannern und Hexenmeistern zu sprechen, die zu jener Zeit ganz allerliebste Dinge zu Stande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müsse. „Wen meint,“ rief D'Malley mit drohender Stimme, „wen meint Ihr, Hauptmann? — Meint Ihr etwa mich, so wollen wir das Geisterbannen bei Seite stellen; daß ich mich aber auf das Entgeistern verstehe, könnt' ich Euch beweisen, und dazu bedarf ich statt eines sonstigen Talismans nur meines Degens, oder eines guten Pistolentaufs.“

Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgeleget, als mit D'Malley Handel anzufangen: er versicherte daher artig eintenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indessen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig gewesen. Im Ernst wollte er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut thun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen, und so auch seinerseits dem dummen Aberglauben zu steuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter passe. — Der Major lehnte sich über den ganzen Tisch, stützte den Kopf auf beide Häufte, so daß seine Nase kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlig entfernt war, und sprach dann, ihn mit seinen hervorstehenden Augen starr anblickend, sehr gelassen: „Hat Euch, mein Gönner! der Herr auch nicht etwa mit einem sehr durchdringenden Geist erleuchtet, so werdet Ihr, hoff' ich, doch einzusehn vermögen, daß es die thörichte, einbildischste, ja, ich möchte sagen, verruchteste Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unserm geistigen Prinzip sey alles abgeschlossen, und es gebe keine geistigen Naturen, die anders begabt, als wir, oft nur sich selbst aus jener Natur allein die momentane Form bildend, sich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja die nach irgend einer Wechselwirkung strebend, hineinschlüchten könnten in das Thongebälde, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann, daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue, noch auf der Parade lernt, sehr unwissend seyd, und nichts gelesen habt.

Hättet Ihr aber nur etwas weniges in tüchtige Bücher geguckt, kenntet Ihr den Carbanus, den Justinus Märtyr, den Lactanz, den Cyprian, den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Trisemestus, den Nossius, den Dorneus, den Theophrastus, den Pladd, den Wilhelm Postel, den Mirandola, ja nur die cabalistischen Juden, Joseph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jenseit Euren Horizont übersteigen, und von denen Ihr daher auch gar nicht reden solltet.“

Damit sprang D'Malley auf, und ging mit starken gewaltigen Schritten auf und ab, so daß die Fenster und die Gläser zitterten.

„Unerschrocket,“ versicherte der Hauptmann etwas betreten, „unerachtet er des Majors Gelehrsamkeit noch in Ehren halte, unerachtet er gar nicht in's Breite stellen will, daß es höhere geistige Naturen gebe und geben müsse; so sey er doch fest überzeugt, daß irgend eine Verbindung mit einer unbekanntem Geisterwelt durchaus gegen die Bedingung der menschlichen Natur, mithin unmöglich sey, und alles, was als Beweis des Gegentheils gelten solle, auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhe.“

D'Malley blieb, als der Hauptmann schon einige Secunden geschwiegen, plötzlich stehen und begann: „Hauptmann, oder (sich zu mir wendend) Ihr, Lieutenant, thut mir den Gefallen, und setzt Euch hin und schreibt ein Heldengedicht, eben so herrlich, so übermenschlich groß, wie die Ilias!“

Wir erwiderten Beide, daß uns das wohl nicht gelingen werde, da Keinem der homerische Geist inwohne.

„Ha, ha,“ rief der Major, „seht Ihr wohl Hauptmann! Weil Euer Geist unfähig ist, göttliches zu empfangen und zu gebären, ja weil Eure Natur nicht einmal von der Beschaffenheit seyn mag, sich auch nur zur Erkenntniß zu erheben, deshalb mühet Ihr eigentümlich läugnen, daß aus irgend einem Menschen sich dergleichen gestalten könne. — Ich sage Euch, jener Umgang mit höheren geistigen Naturen ist bedingt durch einen besondern physischen Organismus; und wie die dichterische Schöpfungskraft, so ist auch jener Organismus eine Gabe, mit der die Günst des Weltgeistes seinen Kussling ausstattet.“

Ich las in des Hauptmanns Gesicht, daß er im Begriff stand, irgend etwas spöttisches dem Major zu entgegen. Um es nicht dazu kommen zu lassen, nahm ich das Wort, und machte dem Major bemerklich, daß, so viel ich wüßte, doch die Cabalisten gewisse Formen und Regeln aufstellten, um zu jenem Umgange mit unbekanntem geistigen Wesen zu gelangen. Noch ehe der Major aber antworten konnte, sprang der Hauptmann von Wein erhitzt auf, und sprach im bittern Ton: „Nun was hilft hier alles Schwätzen; Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major! Ihr wollt uns glauben machen, daß, Ihr, aus besserm Stoffe geschaffen, als unser eins, den Geistern gebietet! — Erlaubt, daß ich Euch so lange für einen bethöreten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure psychische Kraft zu Tage legt.“

Der Major lachte wild auf, und sprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbannern, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? Das steht Euerem kurzfristigen Sinne wohl an! — Doch! — Es soll Euch vergönnt seyn, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, das Ihr nicht abnet, und das Euch verderblich erfassen kann! — Ich warne Euch indessen vorher, und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüth nicht stark genug seyn könnte, Manches zu ertragen, das mir ein ergebnisses Spiel dünkt.“

Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sey, es mit allen Geistern und Teufeln aufzunehmen, die



D'Malley zu beschwören im Stande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbstäquinociums, und zwar Schlag zehn Uhr, in dem dacht vor dem \*\*\* er Nore gelegenen Wirthshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten ins Zimmer und rief mit donnernder Stimme: „Incubus! — Incubus! Nehmahmihab Seebim!“ — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und stand da in voller Uniform.

In demselben Augenblick mußte ich heraus, da die Boche ins Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden. „Ich blieb,“ — sprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger frommer Jüngling, den ich allein fand, — „ich blieb nur zurück, um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen zu warnen! — Fern von mir sollen seine fürchterlichen Geheimnisse bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Akt zu seyn, der vielleicht uns allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich seyn kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jezt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber — haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach die Flaschen aus der Tasche zog, die kaum groß genug waren, eine einzige zu fassen? — daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet da stand?“ — Es war dem so, wie der Lieutenant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbeugten.

Am dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr Nachts waren wir, so wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirthshause. Der Lieutenant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„In der That,“ rief dieser, als es schon halb eilt Uhr worden, und D'Malley sich nicht blicken ließ, „in der That, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mit sammt seinen Geistern und Teufeln!“ „Das thut er nicht,“ sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und D'Malley stand unter uns, ohne daß jemand bemerkte, wie er herein gekommen. — Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er ausschlagen wollte.

Der Major, wie gewöhnlich in seinem Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gebente, sein Versprechen zu erfüllen, noch Zeit sey, ein paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt sey, und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Soho,“ rief der Hauptmann, „das ist wohl Guer Schwörungsbuch, Major?“ — „Allerdings,“ erwiderte D'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf, und laschte in demselben Augenblick so unmaßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn so ganz toll lächerlich behalten könne.

„Nein,“ sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, „nein, das ist zu arg! — Major, was zum Teufel wollt Ihr denn Guern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen?“ — Freunde, Kameraden, schaut doch nur her!“

Du kannst Dir, Freund Albert, unser tiefes Erstaunen denken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war,

als — Pepsier's französische Grammaire! — D'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, steckte es in die Manteltasche, und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien, als sonst jemals: „Sehr gleichgültig kann es Euch seyn, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Versprechen zu erfüllen, welches in nichts anderm besteht, als Euch sündlich meine Gemeinschaft mit der Geisterwelt darzutun, die uns umgiebt, ja in der unser höheres Seyn bedingt ist. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft solcher armseliger Krücken bedarf, als da sind: „Besondere mythische Formeln, Wahl einer besondern Zeit, eines abgelegenen schauerlichen Orts, deren sich armselige kabbalistische Schüler in nutzlosen Experimenten zu bedienen pflegen?“ — Auf offenem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweisen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine besondere Zeit, und wie Ihr gleich sehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht schauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eureshalben dem erzeigen wollte, der in gewisser Art diesmal Guer Gast seyn soll. — Gäste empfängt man gern im Puzzimmer zur gelegendsten Stunde.“

Es schlug eilt Uhr; der Major nahm die Fackeln, und gebot uns zu folgen.

Er schritt so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort, und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußsteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt. Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, stand der Major still, und mahnte uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns sonst leicht im Dickicht des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es quer durch im dicksten Gestrüppe, so daß bald dieser, bald jener mit der Uniform oder mit dem Degen hängen blieb, und sich mit Mühe losmachen mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten. Mondesstrahlen brachen durch das finstere Gewölde, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinschritt. Es wurde finstler und finstler; der Major rief uns zu, still zu stehen, weil er jeden einzeln hinabführen wolle. Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt, und trug mich mehr, als daß ich ging, hinunter in die Tiefe. „Bleibt,“ flüsterte D'Malley mir zu, „bleibt hier ruhig stehen, bis ich den Lieutenant gebracht, dann beginnt mein Werk.“

Ich vernahm in der undurchdringlichen Finsterniß die Athemzüge eines dicht neben mir Lebenden. „Bist Du es, Hauptmann?“ rief ich. „Allerdings,“ erwiderte der Hauptmann, „gieb Licht, Bettor, es läuft alles auf dumme Taschenpielererei hinaus; aber es ist ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich sähe wieder beim Punschnapf, denn mir beben alle Glieder vor Frost, und wenn Du willst, auch vor einer gewissen kindischen Bangigkeit.“

Mir ging's nicht besser, wie dem Hauptmann. Der rauhe Herbstwind piff und heulte durch die Mauern, und ein seltsames Flüstern und Rechen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgeschrecktes Nachtgeschrei rauschte und flatterte um uns her, während ein leises Wiseln dicht über den Boden wegzuschleichen schien. — Wahrlich, wir beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unseres Aufenthalts wohl dasselbe sagen, was Cervantes vom Don Quixote sagt, als er die verhängnißvolle Nacht vor dem Abenteuer mit den Walkmühlen überleht: „Ein minder beherzter hätte alle Fassung verloren.“ — An dem Wellenplätzchen eines nahen Bässers, und an dem Heulen der Hunde, ge-



wahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne von der Lederfabrik befinden mußten, die bei Potsdam dicht an dem Strom gelegen ist. Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die sich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: „Nun sind wir beisammen, und es kann vollbracht werden, was begonnen!“ — Mitteft eines chemischen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht und steckte sie in den Boden. Es waren sieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallenen Kellergewölbe. D'Malley stellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, so daß er bis an den Gürtel nackt da stand, schlug das Buch auf, und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubthiers, als dem Ton eines Menschen gleich zu lesen: „Monsieur, prêtez-moi un peu, s'il vous plaît, votre canif. — Oui, Monsieur, d'abord — le voilà — je vous le rendrai — „Nein,“ unterbrach Albert hier den Freund, „nein, das ist zu arg!“ — Das Gespräch vom Schreiben, aus Pepliers Grammaire, als Beschwörungsformel! — Und Ihr lachtet nicht laut auf, und das ganze Spiel hatte nicht auf einmal ein Ende?“ — „Jeh,“ fuhr Viktor fort, „ich komme nun zu einem Moment, von dem ich in der That nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn Dir darzustellen. Mag Deine Fantasie meine Worte beleben! — Immer entschlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm stärker brauste, und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit seltsamen, im Fluge wechselnden Gebilden belebte. — Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirne tropfte; mit Gewalt errang ich Fassung — da püß ein schneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen stand ein Etwas“ —

„Wie,“ rief Albert, „ein Etwas, was meinst Du, Viktor?“ — eine entsetzliche Gestalt?“

„Es scheint,“ sprach Viktor weiter, „es scheint heillosen Unsinn, wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich wahrte. — Genug, in demselben Moment stieß das Grausen der Hölle seine spigen Eisbolche mir in die Brust, und ich verlor die Besinnung. — Am hellen Mittag fand ich mich wieder entkleidet auf meinem Lager ausgestreckt. Alle Schauer der Nacht waren verschwunden, ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund schlief in dem Lehnstuhl. So wie ich mich nur regte, erwachte der Lieutenant, und bezeugte die lebhafteste Freude, als er mich ganz gesund fand. Von ihm erfuhr ich, daß er, so wie der Major sein düstres Werk begonnen, die Augen zugebrückt, und sich bemüht, dem Gespräch aus Pepliers Grammaire fest zu folgen, und durchaus sich an nichts weiter zu kehren. Dessen ungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angst erfasst, er indessen die Besinnung nicht verlor. Dem gräßlichen Pfeifen (so erzählte der Lieutenant) folgte ein wildes wüßtes Gelächter. Nun schlug der Lieutenant unwillkürlich die Augen auf, und wahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen, und im Begriff stand, den Hauptmann, der entseht am Boden lag, auf die Schultern zu laden.“

„Nehmt Euch Eures Freundes an,“ rief D'Malley dem Lieutenant zu, gab ihm eine Fackel, und stieg mit dem Hauptmann herauf. Jetzt redete der Lieutenant mich, der ich regungslos da stand, an, indes vergeblich. Ich schien vom Starrkrampfe ergriffen, und nur mit der äußersten Anstrengung brachte mich der Lieutenant herauf ins Freie. Plötzlich kehrte nun der Major zurück, packte mich auf die Schultern, und trug mich fort, wie erst den Hauptmann. Tiefes Entsetzen faßte aber den

Lieutenant, als er, aus dem Walde herausgekommen, auf dem breiten Wege einen zweiten D'Malley wahrte, der den Hauptmann trug. Still für sich betend, besägte er aber jenes Entsetzen, und folgte mir, fest entschlossen, mich, möge sich begeben, was da wolle, nicht zu verlassen, bis vor mein Quartier, wo D'Malley mich absetzte, und sich davon machte, ohne ein Wort zu reden. Mit Hilfe meines Bedienten (das war damals schon mein ehrlicher Galenspiegel, Paul Talsbart) brachte mich nun der Lieutenant auf mein Zimmer und ins Bett. Mein junger Freund schloß seine Erzählung damit, daß er mich auf das rührendste beschwor, jede Gemeinschaft mit dem furchtbaren D'Malley zu vermeiden. Den Hauptmann hatte der herbeigerufene Arzt in jenem Wirthshause vor dem Thore, wo wir uns versammelt, sprachlos vom Schläge getroffen gefunden. Er genas zwar, blieb aber untauglich für den Dienst, und mußte seinen Abschied nehmen. Der Major war verschwunden; die Offiziere sagten, er sey auf Urlaub. Mir war es lieb, daß ich ihn nicht wieder sah, da mit dem Entsetzen, das sein saftres Treiben mir verursacht, eine tiefe Erleuchtung in meine Seele gekommen war. Meines Verwandten Unglück war D'Malley's Werk, und blutige Rache zu nehmen schien eigentlich meine Pflicht. —

Geraume Zeit war vergangen; das Bild jener verhängnißvollen Nacht verblaßt. Die Beschäftigungen, die der Dienst erfordert, unterbrückten meinen Hang zu mystischer Schwärmerei. Da fiel mir ein Buch in die Hände, dessen Wirkung auf mein ganzes Wesen mir selbst ganz unerklärlich dünkte. Ich meine jene wunderbare Erzählung Cazotte's, die in einer deutschen Uebersetzung *Le ufe l'Amor* benannt ist. — Die mir natürliche Niedrigkeit, ja ein gewisses kindisches, scheues Wesen in der Gesellschaft hatte mich entfernt gehalten von dem Frauentzimmer, so wie die besondere Richtung meines Geistes jedem Aufwallen roher Begierde widerstand. Ich kam mit Recht behaupten, daß ich ganz unschuldig war, da weder mein Verstand, noch meine Fantasie, sich bis jetzt mit dem Verhältnis des Mannes zum Weibe beschäftigt hatte. Jetzt erst wurde das Mysterium einer Sinnlichkeit in mir wach, die ich nicht geahnet. Meine Pulse schlugen, ein verzehrendes Feuer durchströmte Aeron und Adern bei jenen Scenen der gefährlichsten, ja grauenenvollsten Liebe, die der Dichter mit glühenden Lebensfarben darstellte. Ich sah, ich hörte, ich empfand nichts als die reizende Biondetta, ich unterlag der wollüstigen Quaal wie Alvarez. —

„Halt,“ unterbrach Albert hier den Freund, „halt — nicht ganz lebhaft erinnere ich mich des Diabolo amoureux von Cazotte; aber so viel ich weiß, dreht sich die Geschichte darum, daß ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel von einem mystischen Kammeraden verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel herauf zu beschwören. Als er die Baumformel gesprochen, streckt ein scheuslicher Kameelstopp mit langem Halse aus einem Fenster sich ihm entgegen, und ruft mit gräßlicher Stimme: „Che vuoi!“ — Alvarez, so ist ja der junge Gardeoffizier geheißen, befehlt dem Geistes in der Gestalt eines Wachtelhündchens, und dann eines Pagen zu erscheinen. Es geschieht, bald aber wird aus diesem Pagen das reizendste und zugleich verliebteste Mädchen, das den Beschwörer ganz und gar bestrickt. Doch wie Cazottes gar hübsches Märlein endet, das ist mir entfallen.“ —

„Das,“ fuhr Viktor fort, „das thut vor der Hand gar nichts zur Sache, Du wirst wohl daran erinnern werden bei dem Schluß meiner Geschichte, — halt! — meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnißvollen zu Gute, das ich erfahre, wenn Cazotte's Märchen mir bald ein Zauberspiegel dünkte, in



dem ich mein eignes Schicksal erblickte. — War nicht D'Malley für mich jener mystische Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit seinen Künsten ver-  
setzte? —

Die Sehnsucht, die in meiner Brust glühte, das furchtbare Abenteuer des Alvarez zu bestehen, erfüllte mich mit Grausen; aber selbst die Schauer dieses Grauens ließen mich erbeben vor unbeschreiblicher Wollust, die ich nie gekannt. Oft regte es sich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß D'Malley wiederkehren, und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingeben, in meine Arme liefern würde, und nicht tödten konnte die sinnlichste Hoffnung und den tiefen Weisheit, der dann wieder wie ein Dolch meine Brust durchfuhr. Die seltsame Stimmung, die mein aufgeregter Zustand erzeugte, ließ allen ein Räthsel, man hielt mich für gemüths-krank, man wollte mich aufheitern, zerstreuen; unter dem Vorwand eines Dienstgeschäftes schickte man mich nach der Residenz, wo die glänzendsten Birkel mir offen standen. War ich aber jemals scheu und blöde gewesen, so verursachte mir jetzt Gesellschaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern, einen erschreckenden Widerwillen; da die reizendste mir nur Biondettas Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhn schien. Als ich nach Potsdam zurückgekommen, stieß ich alle Gemein-  
schaft meiner Kameraden, und mein liebster Aufenthalt nur jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Bege-  
benheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekostet. Dicht bei den Ruinen stand ich und war von einer dunkeln Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Gestrüpp hinein zu arbeiten, als ich plötzlich D'Malley erblickte, der langsam herausschritt und mich gar nicht zu gewahren schien. Der lange verhaltene Zorn wollte auf; ich stürzte los auf den Major, und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er sich meines Veters halber mit mir schlagen müsse. „Das kann sogleich gesche-  
hen,“ sprach der Major kalt und ernst, warf den Man-  
tel ab, zog den Degen, und schlug mir den meinigen beim ersten Gange mit unwiderstehlicher Gewandtheit und Schärfe aus der Hand. „Wir schießen uns,“ schrie ich in wilder Wuth, und wollte meinen Degen auftrafen, da hielt mich D'Malley fest, und sprach mit mildem, ruhigen Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: „Sei dein Thor, mein Sohn! Du siehst, daß ich Dir im Kampfe überlegen bin; ehe könntest Du die Lust ver-  
wenden, als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, Dir feindlich gegenüber zu stehen, da ich Dir mein Leben verdanke, und wohl noch etwas mehr.“ — Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit sanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall niemand anders Schuld sey als er, der Hauptmann selbst, da er sich, alles Warnens unerschrocken, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachsen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, genöthigt durch unzeitigen verhöhnenden Spott. — Selbst weiß ich nicht, was für eine seltsame Zauberkraft in D'Mal-  
leys Worten, in seinem ganzen Benehmen lag; es ge-  
lang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, sondern mich auch so anzuregen, daß ich ihm willkürlich das Geheimniß meines innern Zustandes, des zerrüttenden Kampfs meiner Seele, aufschloß. „Die besondere,“ sprach D'Malley, als er alles erfahren, „die besondere Constellation, die über Dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal ge-  
braut, daß ein albernes Buch Dich auf Dein eigentliches inneres Wesen aufmerksam machen sollte. Uebere nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede ist, der sich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was Du der Wirkung jener lästern Wiber des Dichters zu-  
schreibst, ist nichts, als der Drang zur Vereinigung mit einem geistigen Wesen aus einer andern Region, die

durch Deinen glücklich gemischten Organismus bedingt ist. Hättest Du mir größeres Vertrauen bewiesen, Du ständest längst auf einer höhern Stufe; doch nehme ich Dich noch jetzt zu meinem Schüler an.“ — D'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeister bekannt zu machen. Ich verstand wenig von dem, was er sprach, indessen lief alles so ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Unbinnen, Salamandern und Gnomen hin-  
aus, wie Du sie in den Unterredungen des Comte de Cabalis finden kannst. Er schloß damit, daß er mir eine besondere Lebensweise vorschrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfrist zu meiner Biondetta gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthon werde, sich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugefal-  
ten. Mit derselben Hitze, wie Alvarez, versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld, und alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen. Der Major schwieg einige Augenblicke nach-  
denklich vor sich hinstarrend, dann erwiederte er: „Es ist gewiß, daß ein Elementargeist um Gure Gunst buhlt; das kann Euch fähig machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach andere Jahre lang streben. Ich will Euer Ho-  
roskop stellen; vielleicht giebt sich Gure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen sollt Ihr mehr erfahren.“ — Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnißvoll seliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelaf-  
sen. Endlich am späten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach, und forderte mich auf, ihm zu folgen. „Es geht nach den Ruinen?“ so fragte ich. „Mit nichten,“ erwiederte D'Malley lächelnd; „zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, schauerlichen Orts, noch einer fürchterlichen Beschwörung aus Papesters Grammaire. Ueberdem darf auch mein Incubus keinen Theil haben an dem heu-  
tigen Experiment, das Ihr eigentlich unternimmt, nicht ich.“ Der Major führte mich in sein Quartier, und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verschaffen, mittelst dessen mein Ich dem Elementargeist erschlossen werde, und dieser die Macht erhalte, sich mir in der sichtbaren Welt kund zu thun, und mit mir Umgang zu pflegen. Es sey das Etwas, das die jü-  
dischen Sabbalisten Teraphim nannten. Nun schob D'Malley einen Bücherschrank zur Seite, öffnete die da-  
hinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinett, in dem ich, außer allerlei seltsamen unbekanntem Geräth, einen vollständigen Apparat zu chemischen, oder wie ich beinahe glauben möchte, zu al-  
chimistischen Experimenten gewahrte. Auf einem klei-  
nen Heerde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Heerde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinsetzen und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dieß gethan, als der Major schnell, ehe ich's mir versah, mich mit einer Lanzette unter der lin-  
ken Brust ritzte, und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Firole auffing. Dann nahm er eine hell spiegel-  
artig polirte Metallplatte, goß eine andere Firole, die eine rothähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Firole darauf aus, und brachte mittelst einer Zange die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grausen an, und ich zu gewahren glaubte, daß auf den Kohlen sich eine lange, spitze, glühende Zunge emporschlägelte, und be-  
gierig das Blut von dem Metallspiegel wegleckte. Der Major befaßt mir nun, mit fest fixirtem Sinn in das Feuer zu schauen. Ich that es, und bald wurd' es mir zu Muthe, als säh' ich, wie im Traum, verworrene Gestalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen fest hielt, durcheinander blühen. Doch



plötzlich fühlte ich in der Brust, da, wo der Major meine Haut durchriß, einen solchen stechenden, gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. „Gewonnen, gewonnen!“ rief in demselben Augenblick D'Malley, erhob sich von seinem Sitze, und stellte ein kleines etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem sich der Metallspiegel geformt zu haben schien, vor mir hin auf den Heerd. „Das,“ sprach der Major, „ist Euer Teraphim! Die Gunst des Elementargeistes gegen Euch scheint ungewöhnlich zu seyn; Ihr dürft nun das Feuerkerze wagen.“ Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, dem, ungeachtet es zu glühen schien, nur eine wohlthuende Wärme entströmte, drückte es an die Wunde, und stellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Baron die verhüllende Decke herabgezogen. „Spannt,“ sprach D'Malley zum inbrünstigsten Verlangen, welches Euch, da der Teraphim wirkt, nicht schwer werden kann, und sprecht mit dem süßesten Ton, dessen Ihr mächtig, das Wort“ — In der That, ich habe das seltsam klingende Wort, das mir D'Malley vorschrieb, vergessen. Kaum war aber die Hälfte der Sylben über die Lippen, als ein häßliches, toll verzerrtes Gesicht aus dem Spiegel mich hämisch anlachte. „Alle Teufel der Hölle, wo kommst Du her, verfluchter Hund!“ so schrie D'Malley hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte meinen Paul Tallebarth, der in der Thüre stand und dessen schönes Antlitz sich in dem magischen Spiegel reflektirt hatte. Der Major fuhr wüthend los auf den ehrlichen Paul; doch ehe ich mich dazwischen werfen konnte, blieb D'Malley dicht vor ihm regungslos stehen, und Paul nützte den Augenblick, sich weitläufig zu entschuldigen, wie er mich gesucht, wie er die Thüre offen gefunden, wie er hereingetreten, u. s. w. „Hebe Dich hinweg, Schlingel!“ sprach endlich D'Malley gelassen, und da ich hinzufügte: „Geh' nur, guter Paul, gleich komme ich nach Hause,“ so machte sich der Eulenspiegel ganz erschrocken und verblüfft von dannen.

Ich hatte das Püppchen fest in der Hand behalten, und D'Malley versicherte, wie nur dieser Umstand es bewirkte, daß nicht alle Mühe umsonst geblieben. Tallebarths unzeitiges Dazwischentreten habe indessen die Vollendung des Werks auf lange Zeit verschoben. Er rieth mir, den treuen Diener fortzujagen; das konnte ich nicht über's Herz bringen. Uebrigens belehrte mich der Major, daß der Elementargeist, der mir seine Gunst geschenkt, nichts geringeres sey, als ein Salamander, wie er es schon vermuthet, als er mein Horoskop gestellt, da Mars im ersten Hause gestanden. — Ich komme wiederum zu Momenten, die Du, da sie keines Ausdrucks fähig, nur ahnen kannst. Vergessen war Teufel Amor, war Blondetta; ich dachte nur — an meinen Teraphim. Stundentlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tisch gestellt, anschauen, und die Liebesgluth, die in meinen Adern strömte, schien dann, gleich dem himmlischen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüsterner Begier wuchs es empor. Doch eben so schnell zerrann die Gestalt, als ich sie dachte, und zu der unennbaren Quaal, die mein Herz durchschnitt, gesellte sich ein seltsamer Jörn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armseliges Spielwerk, von mir zu werfen. Wer indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder, wie ein elektrischer Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe selbst vernichten. Gesehen will ich offen, daß meine Sehnsucht, unerachtet sie einem Elementargeiste galt, sich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenstände der Sinnwelt, die mich umgab, richtete, so daß meine erregte Fantasie

bald dieses, bald jenes Frauenzimmer dem spröden Salamander unterschob, der sich meiner Umarmung entzog. — Ich erkannte zwar mein Unrecht, und beschwor mein kleines Geheimniß, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener seltsamen Kräfte, die sonst meine tiefste Seele in glühender Liebe bewegte, ja an einer gewissen unbezaglichen Veere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, statt mich ihm zu nähern. Und doch spotteten die Triebe des in voller Kraft blühenden Jünglings meines Geheimnisses, meines Widerstrebens. Ich erbeute bei der leisesten Berührung irgend eines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Schaam erröthen fühlte. — Der Zufall führte mich aufs Neue nach der Residenz. Ich sah die Gräfin von L., das anmutigste, reizendste und zugleich erbetungsfüchtigste Weib, das damals in den ersten Zirkeln Berlins prangte; sie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr sehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Knege zu verlocken, ja, sie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erschließen, ihr mein Geheimniß zu entdecken, ja ihr das geheimnißvolle Bildlein, das ich auf der Brust trug, zu zeigen.

„Und,“ unterbrach Albert den Freund, „und sie lachte Dich nicht wacker aus, schalt Dich nicht einem höherten Jüngling?“

„Nichts,“ fuhr Viktor fort, „nichts von allem dem. Sie hörte mich mit einem Ernst an, der ihr sonst gar nicht eigen, und als ich geendet, beschwor sie mich, Thränen in den Augen, den Teufelskinsten des berühmten D'Malley zu entsagen. Meine beiden Hände süßend, mich mit dem Ausdruck der süßesten Liebe anblickend, sprach sie von dem dunkeln Treiben der kabbalistischen Adepten so gelehrt, so gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchsten Grad stieg aber mein Erstaunen, als sie den Major den ruchlosesten, abscheulichsten Verräther schalt, da ich ihm das Leben gerettet, und er mich dafür durch seine schwarze Kunst ins Verderben toden wollte. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, sey nehmlich D'Malley im Begriff gewesen, sich zu erschießen, als ich dazwischen getreten, und den Selbstmord gehindert, der ihm dann leid geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, so schloß die Gräfin, der Major gestürzt in psychische Krankheit, so wolle sie mich daraus erretten, und der erste Schritt dazu sey, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere. Ich that das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die schönste Art von einer unnützen Quaal zu befreien glaubte. Die Gräfin müßte das nicht gewesen seyn, was sie wirklich war, hätte sie nicht den Liebhaber lange Zeit schmachten lassen, ohne den brennenden Durst der Liebe zu stillen. So war es mir auch gegangen. Endlich sollte ich glücklich seyn. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Eierterpforte des Palastes, und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe selbst ausgeschmückt zu haben schien. Hier sollte ich die Gräfin erwarten. Halb betäubt von dem süßen Dufte des feinen Räucherwerks, der im Zimmer waltete, bebend vor Liebe und Verlangen, stand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzstrahl mein innerstes Wesen ein Bild!“

„Wie,“ rief Albert, „ein Bild und keine Augen dazu? und Du sahst nichts? — wohl wieder eine gestaltlose Gestalt!“

„Magst,“ sprach Viktor weiter, „magst Du das unbegreiflich finden, genug — keine Gestalt, nichts gesahrete ich, und doch fühlte ich den Blick tief in meiner



Brust, und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die D'Malley verwundet. In demselben Augenblick gewahrte ich auf dem Sims des Kamins mein Bildlein, faßte es schnell, stürzte heraus, zehot mit drohender Gebehrde der erschrockenen Dienerin, mich herabzuführen, rannte nach Hause, weckte meinen Paul, und ließ packen. Der frühesten Morgen traf mich schon auf dem Rückwege nach Putzdam. — Mehrere Monate hatte ich in der Residenz zugebracht, die Kameraden freuten sich meines unerhofften Wiedersehens, und hielten mich den ganzen Tag über fest, so daß ich erst am späten Abend heimkehrte in mein Quartier. Ich stellte mein liebes wiedergewonnenes Bildlein auf den Tisch, und warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerstehen vermochte, angstkräftig auf mein Lager. Bald kam mir aber das träumerische Gefühl, als umflöße mich ein strahlender Glanz! — Ich erwachte, ich schlug die Augen auf: mitleidig glänzte das Gemach in magischem Schimmer. — Aber — o Herr des Himmels! — An demselben Tische, auf den ich das Püppchen gestellt, gewahrte ich ein weibliches Wesen, die den Kopf in die Hand gestützt, zu schlummern schien. Ich kann Dir nur sagen, daß ich nur eine zartere, anmuthigere Gestalt, wie ein lieblicheres Antlitz träumte; Dich, den wunderbaren, geheimnißvollen Zauber, der dem holden Bilde entsaßte, in Worten auch nur ahnen zu lassen, das vermag ich nicht. Sie trug ein seidnes feuerfarbenes Gewand, das knapp an Brust und Leib angeschlossen, nur bis an die Knöchel reichte, so daß die zierlichen Füßchen sichtbar wurden. Die schönsten, bis an die Schuttern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Titian, schmückten goldene Spangen; in dem braunen, ins röthliche spielenden Haar, funkelte ein Diamant. —

„Ei,“ sprach Albert lachend, „Deine Salamandrin hat keinen sonderlichen Geschmack — röthlich braunes Haar, und dazu sich in feuerfarbene Seide zu kleiden.“

„Spotte nicht,“ fuhr Viktor fort, „spotte nicht, ich wiederhol' es Dir, daß von geheimnißvollem Zauber bezaubert, mir der Athem stockte. Endlich entfloß ein tiefer Seufzer der bedängerten Brust. Da schlug sie die Augen auf, erhob sich, näherte sich mir, faßte meine Hand! — Alle Gluth der Liebe, des brünstigsten Verlangens, zuckte wie ein Blitzstrahl durch mein Inneres, als sie meine Hand leise drückte, als sie mir mit der süßesten Stimme zulispelte: Ja! — Du hast gestezt, Du bist mein Herrscher, mein Gebieter, ich bin Dein!“ „Du Du Götterkind — himmlisches Wesen!“ so rief ich laut, umschlang sie, und drückte sie an meine Brust. Doch in demselben Augenblicke zerschmolz das Wesen in meinen Armen. —

„Wie,“ unterbrach Albert den Freund, „wie um tausend Himmelswillen — zerschmolz?“ — „Zerschmolz,“ sprach Viktor weiter, „in meinen Armen; anders kann ich Dir mein Gefühl des unbegreiflichen Verschwindens jener Holden nicht beschreiben. Zugleich erlosch der Schimmer, und ich fiel, selbst weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand. Es würde Dich ermüden, wenn ich von dem seltsamen Verhältnisse mit dem geheimnißvollen Wesen, das nun begann und mehrere Wochen fort dauerte, mehr sagen sollte, als daß in jeder Nacht der Besuch sich auf dieselbe Weise wiederholte. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte dem träumerischen Zustande nicht widerstehen, der mich besiel, und aus dem mich das holde Wesen mit einem Kusse weckte. Doch immer länger und länger weilte sie bei mir. Sie sprach Manches von geheimnißvollen Dingen, mehr horchte ich aber auf die süße Melodie ihrer Rede, als auf die Worte selbst. Sie litt und erwiderte die süßesten Liebesfugungen. Glaubte ich inder-

sen im Wahnsinn des glühendsten Entzückens den Gipfel des Glücks zu erreichen, so entschwand sie mir, indem ich in tiefen Schlaf versank. — Selbst bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Wesens; ja ein Flüstern, ein Seufzen vernahm ich manchmal dicht bei mir in der Gesellschaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer sprach, so daß alle meine Gedanken sich auf meine holde geheimnißvolle Liebe richteten, und ich stumm und starr blieb für das, was mich umgab. Es geschah, daß einst ein Fräulein in einer Gesellschaft sich mir verschämt näherte, um mir den im Pfänderspiel gewonnenen Kuss zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, schallenden Kuss auf meinem Munde glähen, und zugleich lispelte eine Stimme: „Nur mir gehören Deine Küsse.“ Ich und das Fräulein, beide waren wir etwas erschrocken, die Uebrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieser Kuss galt mir indessen für ein Zeichen, daß Aurora (so nannte ich die geheimnißvolle Geliebte) sich nun halb ganz und gar in Leben gestalten, und mich nicht mehr verlassen werde. Als die Hohe in der folgenden Nacht mir wieder erschien auf die gewöhnliche Weise, beschwor ich sie in den rührendsten Worten, wie die hellbernde Gluth der Liebe und des Verlangens sie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu seyn für immer in sichtbarer Gestalt. Sie wand sich sanft aus meinen Armen, und sprach dann mit mildem Ernst: „Du weißt, auf welche Weise Du mein Gebieter wurdest. Dir ganz anzugehören, war mein seligster Wunsch; aber nur halb sind die Ketten gesprengt, die mich an den Thron fesseln, dem das Volk, dem ich angehöre, unterwürdig ist. Doch je stärker, je mächtiger Deine Herrschaft wird, desto freier fühle ich mich von der quaalvollen Sklaverei. Immer inniger wird unser Verhältniß, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber ist. Wolltest Du, Geliebter, voranreiten dem waltenden Schicksal, manches Opfer, mancher Dir bedenklich scheinende Schritt wäre vielleicht noch nöthig.“ — „Nein,“ rief ich, „nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt giebt es für mich, um Dich zu gewinnen ganz und gar! — Nicht länger leben kann ich ohne Dich, ich sterbe vor Ungeduld, vor namenloser Pein!“ Da umschlang mich Aurora, und lispelte mit kaum hörbarer Stimme: „Bist Du selig in meinen Armen?“ „Es giebt keine andere Seligkeit,“ rief ich, und drückte, ganz Gluth der Liebe, ganz Wahnsinn des Verlangens, das holde Weib an meine Brust. Brennende Küsse fühlte ich auf meinen Lippen, und diese Küsse selbst waren melodischer Wohlklang des Himmels, in dem ich die Worte vernahm: „Könntest Du wohl um den Preis meines Besitzes der Seligkeit eines unbekanntem Jenseits entsagen?“ — Eiskalte Schauer durchbeben mich, aber in diesen Schauern raste stärker die Begier, und ich rief in willkürloser Liebeswuth: „Außer Dir keine Seligkeit — ich entsage!“

Ich glaube noch jetzt, daß ich hier stockte. „Morgen Nachts wird unser Bund geschlossen,“ lispelte Aurora, und ich fühlte, wie sie verschwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte sie stärker an mich, vergebens schien sie zu ringen, und indem ich bange Todesseufzer vernahm, wählte ich mich auf der höchsten Stufe des Liebesglücks. — Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführerische Biondetta, erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich gethan in der verhängnißvollen Nacht. Ich gedachte jener heillosen Beschwörung des entsetzlichen D'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes — ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels, ich glaubte mich verloren. — Im Innern zerrissen, sprach



ich auf, und rannte ins Freie. Auf der Straße kam mir der Major entgegen, und hielt mich fest, indem er sprach: „Nun, Lieutenant, ich wünsche Euch Glück. In der That, für so feck und entschlossen hält' ich Euch kaum gehalten; Ihr überflügelte den Meister.“ — Von Wuth und Schaam durchglüht, nicht fähig ein einziges Wort zu erwidern, machte ich mich los, und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich vernahm das Hohnlachen des Satans. — In dem Walde, unfern von jenen verhängnißvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Gestalt, die unter einem Baume gelagert, sich einem Selbstgespräche zu überlassen schien. Ich schlich behutsam näher, und vernahm die Worte: „Er ist mein, er ist mein — o Seligkeit des Himmels! — auch die letzte Prüfung überstand er! — Sind die Menschen denn solcher Liebe fähig, was ist dann ohne sie unser armseliges Seyn!“ — Du erräthst, daß es Aurora war, die ich fand. Sie schlug den Schleier zurück; die Liebe selbst kann nicht anmuthiger seyn. Die sanfte Blässe der Wangen, der in süßer Schwermuth verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloser Lust. Ich schämte mich meiner dunkeln Gedanken; — doch in dem Augenblicke, als ich hinsürzen wollte zu ihren Füßen, war sie verschwunden, wie ein Nebelbild. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein Räuspern im Gebüsch, aus dem denn auch bald mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Tallebarth, hervortrat. „Kerl, wo führst Dich der Teufel her?“ fuhr ich ihn an. „Ei nun,“ versetzte er, indem er das lächelnde Fragegesicht zog, das Du kennst, „ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht, aber begegnet mag er mir wohl seyn. Der gnädige Herr Lieutenant war so früh ausgegangen und hatte die Pfeife vergessen und den Tabak — da dacht' ich, so am frühen Morgen in der feuchten Luft — denn meine Ruhme in Genthin pflegte zu sagen“ — „Halt's Maul, Schwäger, und gib her!“ so rief ich, und ließ mir die angezündete Pfeife reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, als Paul aufs neue ganz leise begann: „Denn meine Ruhme in Genthin pflegte immer zu sagen, dem Wurzelmannlein sey gar nicht zu trauen, so ein Kerlchen sey doch om Ende nichts weiter, als ein Incubus oder Ghezim, und stiehe einem zuletzt das Herz ab. — Nun, die alte Kaffeeliese hier in der Dorfadt — ach, gnädiger Herr Lieutenant, Sie sollten nur sehen, was die für schöne Blumen und Thiere und Menschen zu gießen weiß. — Der Mensch helfe sich, wie er kann, pflegte meine Ruhme in Genthin zu sagen — ich war gestern auch bei der Liese und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mokka — Unser eins hat auch ein Herz — Becker's Dörchen ist ein schmuckes Ding; aber sie hat so was besonderes in den Augen, so was salamandrisches.“ — „Kerl, was sprichst Du?“ rief ich heftig. Paul schwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: „Ja — die Liese ist dabei eine fromme Frau — sie sagte, nachdem sie den Kaffeefag beschaut: mit der Dörte habe es nichts auf sich, denn das salamandrische in den Augen komme vom Pregelbacken oder dem Tanzboden, doch sollte ich lieber ledig bleiben; aber ein gewisser junger gnädiger Herr sey in großer Gefahr. Die Salamander seyen die schlimmsten Dinge, deren sich der Teufel bediene, um eine arme Menschenseele ins Verderben zu locken, weil sie gewisse Begierden — nun! man müsse nur standhaft bleiben, und Gott fest im Herzen behalten — da erblickte ich denn auch selbst in dem Kaffeefage ganz natürlich, ganz ähnlich, den Herrn Major D'Malley.“

Ich hieß den Kerl schweigen, aber Du kannst Dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei diesen seltsamen Reden Paul's, den ich plötzlich eingeweiht fand

in mein dunkles Geheimniß, und der eben so unerwartet Kenntnisse von kabbalistischen Dingen kund that, die er wahrscheinlich der Kaffeewahrsagerin zu verdanken hatte, — ich brachte den unruhigsten Tag meines Lebens zu. Paul war Abends nicht aus der Stube zu bringen, immer kehrte er wieder, und machte sich etwas zu schaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitternacht geworden, weichen mußte, sprach er leise, wie für sich betend: „Trage Gott im Herzen, gedenke des Heils Deiner Seele, und Du wirst den Lockungen des Satans widerstehen!“ —

Nicht beschreiben kann ich, wie diese einfachen Worte meines Dieners, ich möchte sagen auf furchtbare Weise, mein Inneres erschütterten. Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich versank in jenen Zustand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgend eines fremden Prinzips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magische Schimmer. Aurora, in vollem Glanze überirdischer Schönheit, stand vor mir, und streckte schönheitsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenstrahl leuchteten in meiner Seele Paul's fromme Worte. „Lass ab von mir, verführerische Ausgeburt der Hölle!“ so rief ich; da ragte aber plötzlich riesengroß der entsetzliche D'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle sprühte, durchbohrend, heulte er: „Sträube Dich nicht, armes Menschlein, Du bist uns verfallen!“ — Dem fürchterlichen Anblicke des schrecklichsten Gespenstes hätte mein Muth widerstanden — D'Malley brachte mich um die Sinne, ich stürzte ohnmächtig zu Boden.

Ein starker Knall weckte mich aus der Betäubung, ich fühlte mich von Mannesarmen umschlungen, und versuchte, mich, mit Gewalt der Verzweiflung, loszuwinden. „Gnädiger Herr Lieutenant, ich bin es ja!“ so sprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der sich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. — Ich ließ ihn gewähren. Paul wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, wie sich alles begeben, endlich versicherte er geheimnißvoll lächelnd, daß er wohl besser gewußt, zu welcher gottlosen Bekanntschaft mich der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Liese habe ihm alles entdeckt. Nicht schlafen gegangen sey er in voriger Nacht, sondern habe seine Wächte scharf gehalten, und an der Thüre gelauscht. Als er nun mich laut aufschreien und zu Boden stürzen gehört, habe er, unerachtet ihm gar grausig zu Muthe gewesen, die verschlossene Thüre gesprengt, und sey eingedrungen. „Da,“ so erzählte Paul ungefähr in seiner närrischen Manier: „da standen der Herr Major D'Malley vor mir, großlich und scheußlich anzusehen, wie in der Kaffeeliese, und grinset mich schrecklich an, aber ich ließ mich gar nicht irre machen, und sprach: „Wenn Du, gnädiger Herr Major, der Teufel bist, so halte zu Gnaden, wenn ich Dir feck entgegen trete als ein frommer Christ, und also spreche: hebe Dich weg, Du verfluchte Satans Major, ich beschwöre Dich im Namen des Herrn, hebe Dich weg, sonst knalle ich los.“ Aber der Herr Major wollte nicht weichen, sondern grinsete mich immerfort an, und wollte fogar häßlich schimpfen. Da rief ich: „Soll ich losknallen? soll ich losknallen?“ Und als der Herr Major immer noch nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war alles verflöhen — beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr Major Satans und die Mamsell Beetzgeb!“ —

Die Spannung der verflohenen Zeit, die letzten entsetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Als ich genas, verließ ich Potsdam, ohne D'Malley weiter zu sehen, dessen weiteres Schicksal mir auch unbekannt geblieben. Das Bild jener verhängnis-



vollen Tage trat in den Hintergrund zurück, und verlosch endlich ganz, so daß ich die volle Freiheit meines Gemüths wieder gewann, bis hier!" —

"Nun," fragte Albert, gespannt von Neugierde und Vertrauen, „hier hast Du diese Freiheit wieder verloren? Ich begreife in aller Welt nicht, wie hier!" —

"D," unterbrach Viktor den Freund, indem sein Ton etwas feierliches annahm, „o mit zwei Worten ist Dir alles erklärt. — In den schlaflosen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überstand, erwachten alle Lebensströme jener herrlichsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Es war meine glühende Sehnsucht selbst, die sich gestaltete — Aurora — sie erschien mir wieder verklärt, geläutert in dem Feuer des Himmels; kein menschlicher D'Malley hat mehr Macht über sie — Aurora ist — die Baronesse!" — „Wie? — was?" rief Albert, indem er ganz erschrocken zurückfuhr. — „Die kleine, rundliche Hausfrau, mit dem großen Schüsseltunde, ein Elementargeist, ein Salamander!" — murmelte er dann vor sich hin, und verbiß mit Miße das Lachen. —

"In der Gestalt," fuhr Viktor fort, „ist keine Spur der Ähnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnißvolle Feuer, das aus ihren Augen blüht, der Druck ihrer Hand." — „Du bist," sprach Albert sehr ernst, „Du bist recht krank gewesen, denn die Kopfwunde, die Du erlittest, war bedeutend genug, um Dein Leben in Gefahr zu setzen; doch jetzt finde ich Dich so weit hergestellt, daß Du mit mir fort kannst. Recht aus innigem Herzen bit' ich Dich, mein theurer, innig geliebter Freund, diesen Ort zu verlassen, und mich morgen nach Aachen zu begleiten." „Meines Brüdchens," erwiderte Viktor, „ist hier freilich länger nicht. — Es sey darum, ich gehe mit Dir — doch Aufklärung — erst Aufklärung!" —

Am andern Morgen, so wie Albert erwachte, verkündete ihm Viktor, daß er in einem seltsamen, gespenstischen Traum jenes Beschwörungswort gefunden, das ihm D'Malley vorgesprochen, als der Theraphim bereitet worden. Er gebente zum letztenmale davon Gebrauch zu machen. Albert schüttelte bedenklieh den Kopf, und ließ alles vorbereiten zur schnellen Abreise, wobei Paul Salzschütz unter allerlei närrischen Redensarten die freudigste Thätigkeit bewies. „Bachermannthö," hörte ihn Albert für sich murmeln, „es ist gut, daß den irischen Däsel Fuß der Däsel Wör längst geholt hat, der hätte hier noch geholt!" —

Viktor fand, wie er es gewünscht hatte, die Baronesse allein auf ihrem Zimmer mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Er sagte ihr, daß er nun endlich das Haus verlassen wolle, wo er so lange die edelste Gastfreundschaft genossen. Die Baronesse versicherte, daß sie nie einen Freund bewirthet, der ihr theurer gewesen. Da faßte Viktor ihre Hand, und fragte: „Waren Sie jemals in Potsdam? — Kannten Sie einen gewissen irischen Major?" — „Viktor," fiel ihm die Baro-

nessen schnell und heftig ins Wort, „wir trennen uns heute, wir werden uns niemals wiedersehen, wir dürfen das nicht! — Ein dunkler Schleier liegt über meinem Leben! — Lassen Sie es genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ein düstres Schicksal mich dazu verdammt, beständig ein anderes Wesen zu scheinen, als ich wirklich bin. In dem verhassten Verhältnisse, worin Sie mich gefunden, und das mich geistige Quaal erdulden läßt, deren mein körperliches Wohlseyn spottet, büße ich eine schwere Schuld — doch nun nichts mehr — leben Sie wohl!" — Da rief Viktor mit starker Stimme: „Rehelmiachmiheal!" und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die Baronesse bewusstlos zu Boden. — Viktor, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ganz außer sich, gewann kaum Fassung, die Dienerschaft herbei zu klingeln; dann verließ er schnell das Zimmer. „Fort, auf der Stelle fort," rief er dem Freunde Albert entgegen, und sagte ihm mit wenigen Worten, was geschehen. Beide schwangen sich auf die vorgeführten Pferde und ritten von dannen, ohne die Rückkunft des Barons abzuwarten, der auf die Jagd gegangen.

Alberts Betrachtungen auf dem Ritt von Lüttich nach Aachen haben gezeigt, mit welchem tiefen Ernst, mit welchem herrlichen Sinn, er die Ereignisse der verzehnjährigen Zeit aufgefaßt hatte. Es gelang ihm, auf der Reise nach der Residenz, wohin beide Freunde nun zurückkehrten, seinen Freund Viktor ganz aus dem träumerischen Zustande zu reißen, worin er versunken, und indem Albert alles Angeheure, welches die Tage des letzten Feldzuges geboren, nochmals vor Viktors Blicken in den lebendigsten Farben aufgehen ließ, fühlte sich dieser von demselben Geiste befeelt, der Alberten einwohnte. Ohne daß Albert sich jemals auf lange Widerlegungen oder Zweifel eingelassen, schien Viktor selbst sein mystisches Abenteuer bald für nichts höheres zu achten, als für einen langen, bösen Traum. —

Es konnte nicht fehlen, daß in der Residenz die Weiber dem Dorsien, der reich, von herrlicher Gestalt, für den hohen Rang, den er bekleidete, noch jung, und dabei die Liebenswürdigkeit selbst war, gar freundlich entgegen kamen. Albert meinte, daß er ein glücklicher Mensch sey, der sich die Schönste zur Gattin wählen könne; da erwiderte Viktor aber sehr ernst: „Mag es seyn, daß ich mystifizirt, auf heillosse Weise unbekanntem Zwecken dienen sollte, oder daß wirklich eine unheimliche Macht mich verlocken wollte; die Seligkeit hat es mich nicht gekostet, wohl aber das Paradies der Liebe. Nie kann jene Zeit wiederkehren, da ich die höchste irdische Lust empfand, da das Ideal meiner süßesten, entzückendsten Träume, die Liebe selbst, in meinen Armen lag. Dahin ist Liebe und Lust, seitdem ein entsetzliches Geheimniß mir die geraubt, die meinem innigsten Gemüthe wirklich ein höheres Wesen war, wie ich es auf Erden nicht wiederfinde!" —

Der Dorsien blieb unvermählt. —



## Allotria.

Kann mag Mandem die Mittheilung nachstehender zwei Späße, Scherzstücke, oder wie man sie sonst nennen will, gerechtfertigt erscheinen, ja mir selbst schienen sie, bei der bisher von mir beobachteten Bistat gegen den Berühmten, nicht wohl öffentlicher Auffassung werth, weshalb sie auch bisher in meinem Pulte ruheten. Nur jenen mich bezaubernden enthusiastischen Verehrern Hoffmann's, die sich für das kleinste von ihm hinterlassene Blatt interessirten, und mich darum bestärkten, wurden sie verwiesen. Unter diesen aber waren achtbare Stimmen, die da meinten, alles von Hoffmann Vorhandene sey Reliquie und öffentlicher Bekanntmachung werth, gerade in diesen seltenen Späßen liege etwas Charakteristisches, sein Zehn und Zehnten in geschäftsfreien Stunden kame dadurch recht zur Anschauung, und die persönlich mit ihm Bekannten würden auf's Neue an den zwar ungelungenen, aber immer liebenswürdigen Humor erinnert, mit dem er so manchen Abend in Berlin sich und andere ergötzt. Hinzugefügt ward noch, daß, wenn sein Anstand genommen werde, die tollsten Dinge spielende seiner Fantasie, die er in gesellschaftlichen Kreisen zu schreiben zu Papier gebracht, durch den Griffel zu vervielfältigen und zu veröffentlichen, kein Grund vorhanden sey, das Geschiehe — wäre es auch noch so grotesk — zu unterdrücken. — Dieser Grund vorzüglich, im Verein mit dem Wunsch der Verlagsbehandlung dieser neuen Ausgabe Hoffmann'scher Schriften, bestimmte mich, nur als eine Probe der noch vorhandenen Kleinigkeiten dieser Art, nachstehende zwei mitzutheilen.

Neber die Entstehung derselben, und ähnlicher, sind jedoch noch einige Worte zu sagen.

Nr. 1. wurde zu Bug, dem Lieblingsorte Hoffmann's, bei einem Glase Punsch niedergeschrieben, nachdem jeder der anwesenden Fremde und sonstigen Gäste, ihm ein paar Worte gesagt, die der Reihenfolge nach, zu einem Ganzen sich verbindend, wiedersehen mußten.

Nr. 2. ist ein Bruchstück eines Scherzes, wie Hoffmann und ich ihn öfters an langen Winterabenden trieben, wenn Wein oder Punsch die Köpfe bereits so eingenommen hatte, daß nur das Groteske, Toll's, noch geübt ward. Ein Bogen Papier wurde gefaltet, und vor es von uns zuerst zur Hand bekam, schrieb Expositionsnummern zu einem Roman oder Drama nieder. Nachdem eine oder ein paar Seiten flüchtig heruntergeschrieben, ward es dem Andern zugeschieden, der nach ganz flüchtigem Ueberblick dann fortfuhr, es dem Dritten zur Fortsetzung wider hinstellend u. s. f. — Die Frauen saßen sträubend oder nahnend dabei, und ihnen ward, wenn wie den Scherz satt hatten, das Niedergeschriebene vorgelesen. Das hier mitgetheilte Bruchstück ist aus Hoffmann's Bruder. *Honni soit qui mal y pense!*

Hamburg, 4 September 1838.

S. Fund.

## I.

## Die Folgen eines Sauschwanzes.

An einem schönen Abende gingen wir, uns zu zerstreuen, nach Bug. Kaum hatten wir uns hingesezt, als ein Mädchen in die Stube trat und nach einem leichten Gruß sich ebenfalls zu uns hinsezte. Die Züge tiefer Schwermuth lagen auf ihrem Gesichte, — sie weinte, und zog ein Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war, und welches sie inbrünstig an die Brust drückte. Es gelang uns, ihr Vertrauen zu gewinnen, — sie entfaltete das Papier, und siehe da, es war ein kleiner niedlicher Sauschwanz darin enthalten, den ein scheidender Liebhaber, — der rüstigste Fleischerknecht des Städtchens, ihr zum ewigen Andenken gegeben hatte. „O Pankraz! Pankraz!“ rief sie voll wehmüthiger Begeisterung, ergriff eine Flasche Brantwein, lüftete den Pfropf und that einen tüchtigen Schluck. Rasch sprang sie dann auf den Tisch, drehte sich in den Douren der Anglaise zwischen Krügen und Gläsern, die alle zerprangen, bis auf das theuer erkaufte Wetterglas, das Striegel, der Wirth, durch eine geschickte Wendung, die Mütze vorhaltend, vor den Sprüngen der

Bacchantin rettete. Die Gäste brummten und summten wie tausend Maikäfer, — unmutig schob der Canonikus Seubert seine in Hühner sauce gefüllene Bratwurst fort, und besprühte sehr den Doktor Spier, der über den Tisch gelehnt mit der Brille gewisse Aussichten suchte, die des Mädchens schneller Tanz darbot. Sie versuchte sich durch einen schnellen Sprung über ihn weg zu retten, — sie springt zu Kunz, — trifft ihn, — wirft ihn, — Er — Mädchen, Speier, Bratwurst liegen am Boden.

„Halt! Halt! wollt Ihr denn in die Ewigkeit hineinplumpen mit gebrochenem Genick und Wein, und höchst einfältig beschmiert mit Hühnersauce und Brantwein!“ erschallt eine Stimme vom Ofen herab, und siehe da, es ist Hoffmann, der sich im Tumult in ein Hutfuttermal retirirt hat und nun daraus lustig die Tumultuanten haranguirt. Mit Hilfe des Doktor Durov kommt alles wieder auf die Beine: „Gätten wir den unseligen Sauschwanz, so wär allen geholfen,“ spricht der Süße, „doch verordne ich dem Mädchen ein aromatisches Klystier, welches mir jedesmal dienlich, so oft ich vom Schiller'schen Trauerspiel zu sehr in Ergrastete gerathen.“ „Si da habe ich Herrn Scheuring's Klystierspritze noch in der Schublade,“ spricht Striegel, macht sie auf, und bringt ein Futtermal hervor, das er vergebens zu öffnen strebt. Seubert — Gutow — Kunz — drei Canonici — verschiedene Administratoren springen herbei, — man zieht, — immer länger und länger wird das Futtermal, — ist kein Futtermal, — es ist ein Tubus aus Rübinger's Apparat mit endlosen Zügen, — sie ziehen und ziehen — bis zur Kirchturmhöhe dehnt sich immer wachsend und wachsend das tolle Instrument; — plötzlich wird der Amtmann Will durch einen Perpendikelschlag an Striegel's hölzerner Uhr getroffen, — er stürzt — die Reihe wankt — fällt, — der Tubus fährt in seine alte Form zurück, und wie mit Blumen bestreut Hoffmann vom Ofen herab die wie todt daliegende Gesellschaft mit Papierschneideln, welche er in seinem Hutfuttermal fand. Der Professor Klein hatte Schelling's Weltkreis, in der er nach Bug promenirend gelesen, aus der Tasche verloren, das Mädchen und ziehen — beide greifen darnach, als Spaminondas hereintrat, die Weltkreise beschliffelte, den Sauschwanz aber zwischen die Zähne nahm und davon lief.

„Sie kennen doch, meine Herren, den guten deutschen Pudel mit dem griechischen Namen? — Wie aus einem Traume erwachte das Mädchen, — die Sonnenambule, nicht mehr affigirt von dem magnetischen Sauschwanz, setzte sich um in eine gewöhnliche Köchin, und indem sie an Seuberts Bratwurst roch, meinte sie, das sey ein ekles Fressen, worauf sie Striegel zur Thür hinauswarf. Der Administrator Beck ergriff die Lichtscheere, sagte gedankenvoll und ernst: „Was sind wir Menschen!“ puchte das Licht aus, — und gab so dieser höchst tragischen als wahren Erzählung einen angenehmen Schluß. —



II.

Bruchstück aus:

**Moderne Welt, — moderne Leute.**

*Lebensdramatische in verschiedenen Aufzügen und Verwandlungen.*

Actus I.

Vierte Scene.

*(Wüste Gasa.)*

Rochus Pumpernickel von Hamlet verfolgt.

Hamlet. Rochus! Rochus! Du siehst aus, als hätte irgend einer von den Tagelöhnern der Natur einen Menschen gemacht, und er wäre ihm nicht gerathen. Dein Nothaufschlag geht über die Grenze des Natürlichen, und Dein Blumenstrauß kann nur den Unverständigen zum Lachen reizen; aber dem Vernünftigen muß er um so anstößiger seyn, da er weiß, daß es gar keine Blumen mehr gibt, seitdem Ophelia mir in Grebus den Hintern gewaschen!

Rochus. He! He! gestrenger Herr! Mit Verlaub, wer sehn Sie?

Hamlet. Hamlet, der Däne bin ich. Meinen Untergang hat Shakespeare der Welt verkündigt, und darum leb' ich ewig! Es war eine Zeit, wo Schröder mich prägte, eine gestickte Weste, Chapeaubas-Hut und Degen zu tragen, doch Schlegel gab mir das Schwert und die Halskrause wieder, und so schreite ich stolz einher, wie Du mich hier siehst, o schlechter Rochus!

Rochus. Ihnen da mag aber eben beschweben kein Mensch mehr sehen! Sie seynd aus dem Alterthum und gefallen längst den Leuten nicht mehr!

Hamlet. (Entrüstet.) Vermaledeites Fastnachtsgeschicht!

Rochus. Was stichelt der schwarze Herr! Sieht er die Faust hier, die wird ihm gleich eine Papa Eegmüller'sche Melodie um die Ohren spielen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll!

Hamlet. Ha! Zunge Du! Komm, zeig mir was Du thun willst! Willst Du fechten, willst Du fasten, willst Du Dich selbst zerreißen, willst Du Essig trinken, ein Krokodill verschlingen? Ich thue es auch! Laertes! Laertes! Kampf! Tod! Pumpernickel! — Du Schweigst? — ich bitte Dich, geh' in ein Nonnenkloster, und das bald!

Fünfte Scene.

*(Verwandlung in ein Nonnenkloster.)*

Choral der Nonnen.

Dies iræ, Dies illa  
Solvat Sæclum in favilla!

*(Rochus unter den Nonnen intonirt den Choral.)*

Hamlet (in der Kirche) zieht eine Dose aus der Westentasche, nimmt eine Dose Schwedensger, nies't, — eine Säule plagt — Pulverdampf — Gehe!

Judex ille cum sedebit  
Nil inultum remanebit.

Magister Dyl (aus der Säule). Nun bitt' ich aber eine vernünftige Christenseele, mögte man hier wirklich nicht an Spukereien glauben! Komm' ich ganz friedlich her, um des jungen Hamlets Hige mit des guten Kammacher's Pumpernickel friedlichem Sinn auszusprechen, muß der böse Geist mir auf einmal eine Säule über das Haupt bereiten. Was bin ich? Magister! Keine Säule! Nun, wir wollen's für dieß Mal gut seyn lassen!

*(Er ist ein Leinwandstück aus der Tasche, klopft aus: „Wüßte Sachsen" eine Pfeife die er an der ewigen Lampe anzündet und spricht:)*

Ecces quam bonum — oder was ich eigentlich sagen wollte — Herr Pumpernickel hatte so Unrecht nicht — denn eigentlich habe ich einen solchen Prinzen noch gar nicht gesehen, dagegen erinnere ich mich, daß es Pumpernickel wirklich giebt, indem ich etwelchen in Westphalen genossen. Da nun das Theater das Natürliche repräsentiren soll, gleichsam die Natur selbst oder eigentlich die Moral — —

*(Saharias Werner vom Chor herab, schreubert einen Schwärmer in Dyl's hochstehende Hofen. Es knallt, — Dyl steigt auf.)*

Sechste Scene.

*(Verwandlung des Klosters in ein Schreibpult.)*

*(Die drei Genien aus der Bauverfäße — Kopebus und die Gefahren der Jugend kommen aus dem Schreibpult herab.)*

Drei Genien (singen): Bald prangt die Morgenröthe u. so. w.

*(Der Sauber verschwindet, die Flöte verwandelt sich in eine Kante, wovon Kopebus in die)*

Siebente Scene.

*(Scheren)*

gerührt wird. — Vieles Eis. — Die Gefahren der Jugend greifen aus. Die Tugend erhascht sie beim Hofsbaue, und alles verwandelt sich in ein Dysteri.

Achte Scene.

*(Sprengtheater in Minkeln. — Garderobe. — Scherri, obliegt auf dem Tisch. — Signor Krizzi, als Achilles, im Streit mit dem Theaterdiner.)*

Briggi. Briccone maledetto — datemi un ove — ove — Ein Ei — schaff'n ein Ei — id' heißer sey — a che vedo was id', was id' sieh' — ein Ei — Kom fu mir Du Ei — (Egerist das Ei, will es anschlürfen. — Ei verwandelt sich in America, und wird von Kolumbus entdeckt.)

Neunte Scene.

*(America, Kartoffelfeld u. s. w.)*

Text zu einer Sammlung grotesker Darstellungen.

Das, was herzliches Lachen erregt, ist immer willkommen, zumal in einer Zeit, in der man gern hinaustritt aus der trüben Umgebung, um einzugehen in das fantastische Reich, wo der Scherz regiert und wo der Ernst selbst zur komischen Maske wird. Der Zeichner und Herausgeber dieser Blätter glaubt daher gerade jetzt mit einem Werke, das nur in jenem fantastischen Kreise lebt, und es nur mit seinen Bewohnern zu thun hat, hervortreten zu dürfen.

Wie nun das Publikum dieses Werk aufnimmt, davon wird es abhängen, ob diesem ersten Hefte der Sammlung grotesker Gestalten noch mehrere folgen sollen, die dann nur immer fantastisch komische Darstellungen liefern und sich auf groteske Gestalten der hiesigen Bühne keineswegs einschränken würden.

Nro. I. Pasquin aus dem Singspiel Michel Angelo, nach Herrn Unzelmann's Darstellungen.

Pasquin, ein furchtsamer Hase und dabei höchst abergläubisch, ist durch die Statue eines Dämons, die der Meister in der Werkstatt aufstellte, genirt; wenigstens geht er nicht gern so vorbei, daß die Krallenpfote über seinem Kopfe schwebt, und verdeckt den Teufelskopf mit einem Tuche, um die gräßlichen Augen nicht zu sehen. Wie vom Blis gerührt wird er aber, als der hinter der Statue versteckte Michel Angelo, der den Ueberlästigen aus dem Zimmer jagen will, dumpfe Worte



hervorruft. — „Mich dünkt der Teufel spricht,“ schreit Pasquin; erstarrt, die Augen verglast, steht er an dem Boden gewurzelt, — er zieht sich zusammen, er will sich in sich selbst verfricken — nur die Hände zucken krampfhaft — kurz der hölzerne Teufel jagt ihm einen panischen Schrecken ein. Dieß drückt mit Beziehung auf die Scene die Randzeichnung aus. Pan schreckt überlästige Leute, die ihn bei einer Schäferin unterbrechen, mit vorgehaltener gräßlicher Maske zurück.

Nro. 2. Der Schneider aus dem Ballette: Die Lustbarkeiten im Wirthsgarten, nach Herrn Veske's Darstellung.

Sonntag ist es nicht, denn sonst würde man ganz anders gepußt seyn; der etwas übermüthige Zug um den Mund, der geniale Wurf des Hütes und der läppige Hemdekragen deuten nehmlich offenbar auf das Besizthum eines bessern Rocks, (vielleicht Kila mit gelbem Futter) und es würde die Wette gelten, ob man Sonntags nicht sogar weiße Strümpfe trägt und sich frisirt und pudert. — Es ist aber Montag, zum Fulldress daher zwar kein Anlaß, aber doch in einem ganz geschmackvollen Kleidchen mit blasrothem Kragen und dunkelrother Weste, führt man die Schöne in den Wirthsgarten. Nun geht's zum Tanz, man weiß zu leben, man weiß sich auszuzeichnen. So tanzt nur ein Schneibergeßelle! — Er streckt mit sanfter Biegung die Arme verlangend nach seiner Tänzerin aus und wird eben mit dem rechten Fuß einen Pas ausführen, der die Welt in Erstaunen setzt.

Die Kleidung unferes Elegants erhebt außerordentlich

seinen sehr schlanken Wuchs. In England rechnet man nach einem Sprüchworte neun solcher schlanken Leute auf einen Mann, — das ist in der Randzeichnung zu sehen. Ein tüchtiger Mann wippt neun schlankte Leute empor! —

Nro. 3. Doktor Bartholo, aus dem Singspiel: Figaro's Hochzeit, nach Herrn Kafeligens Darstellung.

Seit dem schrecklichen Worte: „Ich bin der Graf Almaviva!“ hat der Herr Doktor sein Rosinchen aufgegeben; die Liebe wich endlich aus dem zusammengeschrumpften Herzen, aber nun erfüllt Rache seine Brust. An den Grafen Almaviva reicht er nicht heran, wäre das Tippee der Staatsperrücke auch noch höher. Aber Figaro, war der es nicht, der dem Grafen den Weg bahnte? Den Figaro, den Spießbuben, den wird er fassen, diesem wird er einen Prozeß an den Hals hängen, der ihn verdirbt. — Der Herr Doktor ist mit seiner Gientin, der Dame Marzellina, auf dem Schlosse des Grafen angekommen, in seinem besten Ornat, in hochgehürnter, schneeweißer Knotenperrücke, spanischem Mantel, Federhut und Degen, schreitet er gradwärtlich in den Zimmern einher und tödtet den Schelm, den Figaro, schon zum voraus mit flammenden Wüthen, die er ihm verächtlich über den Rücken zuwirft. — Der Herr Doktor spreizt sich wie ein stattlicher Haushahn auf dem Miste und bedenken nicht, daß ihr Gegner ein schlauer Fuchs ist. Dieß Verhältniß der streitenden Theile drückt die Randzeichnung aus.\*

Hoffmann.

\* Diese Randzeichnungen sind hier weggelassen.

## Datura fastuosa.

(Der schöne Stechapfel.)

### Erstes Kapitel.

Das Glashaus des Professors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius, Gretchen und die alte Professorin. Kampf und Entschluß.

In dem Glashause des Professors Ignaz Helms stand der junge Student Eugenius, und betrachtete die schönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erste milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenlosen Himmels, strahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenster. Die Blumen, die noch in grüner Wiege schlummerten, rührten sich wie im ahnenden Traum, und trieben die saftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Kefeda, die immerblühende Rose, der Schneeball, das Weitschen, erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den süßesten, lieblichsten Düften, und hin und wieder flatterten schon Vögelein, die sich schüchtern hervorgewagt aus dem warmen Nest, hinan, und pickten an die Scheiben, als wollten sie sehnüchtig den schönen bunten Krüßling herauslocken, der in dem Hause verschlossen.

„Armer Helms,“ sprach Eugenius mit tiefer Weh-

muth, „armer alter Helms, alle diese Pracht, alle diese Herrlichkeit schaust Du nicht mehr! — Deine Augen schlossen sich für immer, Du ruhest in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, Du bist unter all Deinen lieben Kindern, die Du so treulich begießt und pflegtest, und keines, dessen frühen Tod Du beklagst, ist gestorben, und nun erst verstockest du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die Du nur zu ahnen vermochtest.“

In dem Augenblick klapperte und handthierte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar sehr unter den Blumen und Pflanzen umher.

„Gretchen, Gretchen!“ rief Eugenius, „machst Du denn? ich glaube beinahe, Du begießt schon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit, und verdirbst, was ich sorglich gepflegt.“ — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius,“ sprach sie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „schätzen Sie doch nur nicht, seyn Sie doch nur nicht böse. Sie wissen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hause kein Thau, kein Regen erquickt, schätzen



mich verschmachtet an, und ich müsse ihnen Speise und Trank reichen.“ — „Naschwerk,“ fiel ihr Eugenius in die Rede, „Naschwerk, Gretchen, verderbliches Naschwerk ist ihnen das jetzt, woran sie erkranken und sterben. Ueberhaupt, Du meinst es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber es fehlt Dir ganz an botanischer Kenntniß, und Du gibst Dir, meines sorgfamen Unterrichtes unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist, denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ordnung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag' einmal, Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden?“ — „Ja!“ rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!“ — „Siehst Du,“ sprach Eugenius weiter, „siehst Du nun wohl, Gretchen, daß Du nicht einmal Deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt Du sagen.“

„Galanthus nivalis,“ sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!“ rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm, aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen seyn könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind!“ — „Bist Du es nicht mehr, Gretchen?“ fiel ihr Eugenius in die Rede. „Hi nein,“ erwiderte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rühmet man sich doch wohl nicht mehr zu den Kindern.“ — „Und doch,“ sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe!“

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite, und machte sich mit den Töpfen zu schaffen, die dort auf dem Fußboden standen, sich zu ihnen nieder-tauernd.

„Sei nicht böse, Gretchen,“ fuhr Eugenius sanft fort, „bleibe immer das gute, fromme, liebe Kind, das Vater Helms der bösen Verwandin entriß, und dann sammt seiner edlen Frau so hielt, als wär's die eigne Tochter.“ — „Doch, Du wolltest mir etwas erzählen!“

„Ach,“ erwiderte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das ist wohl wieder albern's Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünschen, will ich nur alles ganz ehrlich gestehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen so vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Nöschen ein. Ich und sie, nun, Sie wissen es ja, Herr Eugenius, wir waren sonst ein Herz und eine Seele, und spielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her seyn — war Nöschen so ernst, so sonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen, und sagte, ich sollte sie nicht mehr Nöschen nennen, sondern Fräulein Rosalinda. — Ich that das, aber seit dem Augenblicke wurde sie mir immer fremder und fremder — ich hatte mein liebes Nöschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich sie plötzlich mit fremdem, stolzem Namen anreden sollte.“

„Um,“ sprach Eugenius, „es ist zuweilen etwas in Deinen Worten, Gretchen, was ganz seltsam und sonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was Du sagen willst, und versteht doch eigentlich nicht, was Du gesprochen. Aber das thut der herrlichen botanischen Wissenschaft nicht den mindesten Abbruch, und wenn auch Dein Nöschen jetzt Fräulein Rosalinda geworden, darfst Du doch Dich wohl um die Namen Deiner Lieblings, wie sie in der vornehmen, studirten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Rüge meinen

Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, sieh' aber nach den Hyacinten. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht. Aus der Perruque carrée scheint nicht viel werden zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im December so stolz blühte, ist schon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor sicut läßt sich hübsch an. Den Hugo Grotius, den magst du tapfer begießen, der muß noch tüchtig ins Wachsthum.“

Indem Gretchen, die auf's neue hoch erröthet, als Eugenius sie sein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Lust, zu thun begann, was ihr geheßen, trat die Professorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte sie darauf aufmerksam, wie herrlich schon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der selige Herr Professor beinahe noch höher geschätzt, als die Amaryllis formosissima, weshalb er sie denn auch ganz besonders hege und pflege, seinem theuren Lehrer und Freunde zum steten Andenken.

„Sie haben,“ sprach die Professorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüth, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen seinen Schülern, die denn so nach und nach ins Haus gekommen sind, hat mein verstorbener Mann so geschätzt, so väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch so verstanden, keiner ist seinem Innersten so verwandt gewesen, keiner so in das recht wahre und eigenthümliche seiner Wissenschaft eingedrungen, als Sie. „Der junge Eugenius,“ pflegte er oft zu sagen, „ist ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächse, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter seiner Pflege. Ein feindliches, störrisches, ruchloses Gemüth, das ist der Satan, der das Unkraut säet, welches wild aufwuchert, und vor dessen giftigem Hauch die Gotteskinder absterben.“ — Gotteskinder nannte er ja seine Blumen.“

Dem Eugenius standen die Thränen in den Augen.

„Ja, liebe hochverehrte Frau Professorin,“ sprach er, „diese fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen soll dieser schöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, so lange noch ein Hauch des Lebens in mir ist. — Wenn Sie es erlauben, Frau Professorin, so will ich jetzt, wie es der Herr Professor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen, neben dem Glashause, beziehen, dann hab' ich alles besser im Auge.“

„Eben,“ erwiderte die Professorin, „eben fiel es mir recht schwer auf's Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieser Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verstehe mich wohl auch recht gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen, und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau, wie ich, mag die so rührig seyn, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Herr Eugenius!“

„Wie!“ rief Eugenius voller Schreck, „wie, Sie wollen mich verlassen, Frau Professorin?“

„Geh,“ sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen, ins Haus, und hole mir einmal das große Umschlagetuch, es ist doch noch recht kühl.“

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrener, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das einmal ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genöthigt bin. Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr, Sie haben kaum das vier und zwanzigste erreicht, ich könnte füg-



lich Ihre Großmutter seyn, und ich meine, daß dieß Verhältniß unser Beisammenseyn heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil böshafter Verläumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede hämischer Neckerrei bloß stellen würden. Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen, darum ist es nöthig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlassen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterstützen, wie meinen Sohn, und würde dieß auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das sind und bleiben meine Kinder.“

Eugenius stand da ganz stumm und starr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie sein feinerer Aufenthalt bei der Professorin irgend etwas Anstößiges haben, wie dieß Stoff zur üblen Nachrede geben könne. Aber der bestimmte Wille der Professorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis seines ganzen Lebens galt, in dem alle seine Freuden wohnten, verlassen, der Gedanke, daß er nun von seinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, scheiden solle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menschen, denen ein kleiner Kreis, in dem sie sich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wissenschaft oder der Kunst, welche das Eigenthum ihres Geistes worden, den schönsten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens suchen und finden; denen das kleine Reich, worin sie heimathlich sind, die fruchtbare Dase in der großen unwirthbaren freudenleeren Wüste scheint, für die sie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil sie sich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menschen eben ihrer Gesinnung halber in gewisser Art immerdar Kinder bleiben, daß sie ungeschickt, linksch, ja in dem steifen Gewande einer gewissen kleintlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engberzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphtasflamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns, und ihr stilles harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt, und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde, denn dafür müsse er jeden andern Det halten, welcher er auch sey.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen.

„Eugenius,“ sprach sie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhältnissen, wie sie bis jetzt bestanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!“

„Es ist,“ fuhr sie fort, als Eugenius sie verwundert anblickte, „es ist gar nicht möglich, daß ein Gemüth,

wie das Ihrige, auch nur das mindeste Mißverständnis hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, daß der Vorschlag, den ich Ihnen so eben machte, keinesweges ein augenblicklicher Einfall, sondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung ist. — Sie sind mit den Verhältnissen des Lebens unbekannt, und werden sich nicht sobald, vielleicht nie darin zu schicken lernen. Sie brauchen selbst in dem engsten Kreise des Lebens Jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfnisses abnimmt, der für Sie bis in das Kleinste hinein sorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz sich selbst und der Wissenschaft leben können. Das aber vermag niemand besser als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich seyn und bleiben im strengsten Sinne des Wortes, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau. — Gewiß ist Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter drüber nachdenken, da, hat der Segen des Priesters uns auch verbunden, in keiner Hinsicht sich in unserm Beisammenseyn etwas ändern wird, es sey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erst in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weilt, wie Sie zu meinem Sohn. Mit desto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius! den Vorschlag, der manchem Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung verichten, und Ihnen desto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbequemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten.“

Gretchen kam hinein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will,“ sprach die Professorin, „ich will durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund! — entscheiden Sie erst dann, wenn Sie sich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sie entschließt, beschlafen müsse.“

Damit verließ die Professorin das Glashaus, und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts herrlicheres, wohltuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kund gethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wohl an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, das ganz stilles, frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rath der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Deliriren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwinden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis des Professors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Grobnichte ins Haus — ein ganz hübsches artiges Mädchen — die aber so wenig seine Aufmerksamkeit erregte,



daß er, als sie einige Zeit weggeblieben, und es bald darauf küß, sie werde zurückkommen, und einen jungen Doktor vom Orte heirathen, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank, und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden Segen erhalten wolle. — Nun geschah es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er sonst so oft im Hause gesehen, ein ganz anderes, höheres Wesen schien ihm die englische Braut. Sie war in weißem Atlas gekleidet. Eng umspannte das reiche Gewand den schlanken Leib, und stieß dann herab in breiten Falten. Durch kostbare Spitzen schimmerte der blendende Busen, das kastanienbraune, zierlich aufgestochene Haar schmückte reizend der bedeutsame Myrthenkranz. Eine süße fromme Begeisterung strahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels schien über sie hingegossen. Der alte Helms schloß die Braut in seine Arme, dann that die Professorin ein gleiches, und führte sie dem Bräutigam zu, der mit der Inerunst des höchsten Entzückens das Engelskind stürmisch an seine Brust drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den sich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geschah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unermessbares Weh durchschnitt seine Brust, und doch dünkte ihm, es sey ihm nie wohlher gewesen. — „Wie, wenn nun die Braut sich Dir nahte, wenn Du sie auch an Deine Brust drücktest?“ — Dieser Gedanke, der ihn plötzlich traf, wie ein elektrischer Schlag, schien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenlose Angst, die ihn erdrücken wollte, war ja selbst die glühendste Sehnsucht, das dürstendste Verlangen, es möge sich das Begeben, was sein ganzes Ich auflösen müßte in vernichtender Schmerzluft.

Jetzt erst bemerkte ihn der Professor, und sprach ihn an: „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unser junges glückliches Ehepaar. — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünschen, das ist wohl ziemlich.“

— Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die kalte Braut nahte sich, reichte ihm mit der anmuthigsten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wissen, was er that, an die Rippen drückte. Aber nun schwanden ihm auch die Sinne, er hielt sich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm sprach, er fand sich erst wieder, als das junge Paar längst das Zimmer verlassen, und der Professor Helms ihn ein wenig ausschalt, wegen seiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verstumme, und wie ein lebloses Wesen erscheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltfam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erschüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in seinem Innern zerfloß zum wirren Traum.

Die Gestalt der holden englischen Braut, wie er sie damals in dem Zimmer des Professors Helms gesehen, war es nun, die ihm plötzlich in regem glühendem Leben vor Augen stand, und alles namenlose Weh jenes Augenblicks preßte auf's neue seine Brust zusammen. Aber es schien ihm, als sey er selbst der Bräutigam, und die Schönste breite die Arme aus, daß er sie umfange, und an seine Brust drücke. Und da er im Uebermaß des höchsten Entzückens auf sie losstürzen wollte, hörte er sich festgekettert, und eine Stimme rufe ihm zu: „Wor, was willst Du beginnen, Du gehörst nicht mehr

Dir selbst an, Du hast Deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe und Lust blüht Dir mehr auf, denn in den Armen des eisigen Winters bist Du erkarrt zum Greise.“ — Mit einem Schrei des Entsetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als sähe er die Braut, und hinter ihm siehe die Professorin, und bemühe sich mit eiskalten Fingern ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geschmückte schöne Braut nicht schauen möge. — „Hinweg,“ rief er, „hinweg, noch ist meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erkarrt in den Armen des eisigen Winters!“ — Mit der glühendsten Sehnsucht flammte ein tiefer Abscheu auf, gegen die Verbindung mit der alten sechzigjährigen Professorsfrau.

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas zerstört aussehen; die Professorin erkundigte sich sogleich nach seinem Befinden, bereitete ihm selbst, da er über Kopfschmerz und Mattigkeit klagte, einen stärkenden Trank, und pflegte und hätschelte ihn, wie ein verzärteltes krankes Kind.

„Und,“ sprach Eugenius zu sich selbst, „und all' diese mütterliche Liebe und Treue sollte ich lobnen mit dem schwärzesten Undank, in wahnfümmiger Beshörtheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von schöner Sinneslust Verblendeter stürzen sollte ins Verderben? — Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Fest, unwandelbar fest steht mein Entschluß!“

Noch an demselben Abend wurde die alte beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

## Zweites Kapitel.

*Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch der Ehelichen. Der Stivikampf um der Braut willen. Verheißte Rahmmissl und eingetroffene Hochzeit. Mimosa pudica.*

Eugenius war eben beschäftigt, einige Kopfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hineintrat. — So wie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen, und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte wohl auch ein anderer gethan, der weniger empfänglich für alles Bizarre, als der joviale lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlichster Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des seligen Professors erschlossen, und sogar gedußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Professors, von indischem mit den buntesten Blumen jeder Art besäeten Zeuge, eben eine solche hohe Mühe auf dem Kopf, auf deren Vorderseite gerade ein glühendes Liliun bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglingsgesicht in dieser Maske aus, wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre,“ rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt, „ich glaube, es spuke hier, und der selige Professor wandie, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüten! —



Sage, Eugenius, wie kamst Du zu dieser Maske?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältnis erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafrocke zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge gefertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nehmlich auf das genaueste nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige seltene Nachtmügen, die ein vollständiges Herbarium vivam ersetzten. Diese wolle er jedoch aus geheimer Ehrfurcht nur an besonderen Festtagen aufs Haupt setzen. Selbst der jetzige Anzug sey aber schon deshalb höchst merkwürdig und schön, weil der verstorbene Professor eigenhändig mit unauslöschbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut, den richtigen Namen bemerkt, wie Sever sich durch näheres Beschauen des Schlafrockes und der Mütze überzeugen könne, so daß solch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in seiner sauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. *Lilium bulbiferum*, *Pitcairna angustifolia*, *Cynoglossum omphalodes*, *Daphne mezereum*, *Gloxinia maculata* u. a. m. Sever wollte auf's neue ausbrechen in Lachen, doch plötzlich wurde er sehr ernst, schaute dem Freunde tief ins Auge, und sprach: „Eugenius! — Wäre es möglich — wäre es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders seyn, als ein possenhaftes albernes Gerücht, das der böse Leumund Dir und der Professorin zum Hohn ausstreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man sagt, Du würdest die Alte heirathen?“

Eugenius erschrak ein wenig, dann versicherte er aber mit niedergeschlagenen Augen, daß allerdings wahr sey, was man spreche.

„So hat mich,“ rief Sever in vollem Eifer, „so hat mich das Schicksal zur rechten Stunde hergebracht, Dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an dessen Rande Du stehst! — Sage, welch' ein heillosen Wahnsinn hat Dich ergriffen, daß Du Dein Selbst in der schönsten Zeit verkaufen willst für ein schnödes Handgeld?“ — So wie es dem Sever zu geschähe pflegte bei solcher Gelegenheit, er sprudelte auf, erhigte sich selbst immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünschungen ausstieß gegen die Professorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf setzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, still zu schweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrausende Hitze hatte dem Eugenius seine ganze Haltung wieder gegeben. Er setzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältnis auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache sich von Hause aus gestaltet, und schloß endlich mit der Frage: „Welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Professorin eben ganz unbedingt sein Lebensglück machen werde?“

„Armer Freund,“ sprach Sever, der nun auch wieder ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverständnissen hast Du Dich versponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die fest geschürzten Knoten zu lösen, und dann, erst aus den Banden gerettet, wirst Du den Werth der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!“ „Nimmermehr,“ rief Eugenius, „mein Entschluß steht fest. Du bist ein unfeliger Weltling, wenn Du zweifeln kannst an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigste aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!“

„Höre,“ sprach Sever, „Du nennst Dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil bist Du es wirklich, und dieß giebt mir Welterfahren das Uebergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als Du. Magst Du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich Dich versichere, daß Du von Deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst, in der ganzen Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur Dein Glück, aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrthum befangen. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des andern. Was sie selbst lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestalt ist ihnen der Prototypus, nach dem Sie das, was in des andern Brust verschlossen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Professorin kenne in all ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß Sie nie heftiger Leidenschafts fähig war, daß Sie jenes Flegma von jeher besaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübsch erhält, denn in der That noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Flegma selbst war, wissen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nebst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herrliche Gemüthlichkeit in sich trugen, so muß es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Stubierstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit Dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie Dir Flegma genug vertraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. D, es ist kein Zweifel, die Alte wird Dich pflegen, Dich hätscheln, ich bitte mich im voraus bei Dir zu Galte auf den herrlichsten Mocca-Kaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit Dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fibiubus anzünde, den sie aus zum Feuerode verdamnten Collektaanen des Selligen zugeschnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wann nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?“

„Du meinst,“ unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen — Krankheit!“

„Ach meine,“ fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glasfenster einmal ein paar Augen hineinblicken von deren feurigem Strahl die Kruste schmilzt, die Dein Inneres überdeckt, und der Vulcan bricht los in verderblichen Flammen!“

„Ich verstehe Dich nicht!“ rief Eugenius.

„Und,“ sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider solche Strahlen schützt kein botanischer Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. — Und — abgesehen von dem, was sich in der Art Verderbliches ereignen kann, so lastet von Hause aus in diesem wahnsinnigen Bündniß der ärgste aller Flüche auf Dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüthe des Lebens erkrankt und absterbt — es ist der Fluch des Lächerlichen.“

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbegreiflichkeit wirklich gar nicht recht, was der Freund sa-



er wollte; er war im Begriff, sich so viel möglich belehren zu lassen über die unbekante Region, von der Sever schwatzte, als die Professorin hineintrat.

Aber Sever's Antlitz zuckten tausend ironische Hältsen, ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch, als die Professorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, willkommen als den Freund ihres Eugenius, da war weggeiligt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Wesen und Verhältnisse im Leben von denen der gemeine Weltjinn nichts wisse, nichts ahne.

Es sey hier gesagt, daß die Professorin beim ersten Anblick jeden seltsam wohltuend ansprechen mußte, dessen Sinn nicht verschlossen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albrecht Dürer's Matrone spricht; denn einer solchen Matrone glich die Professorin ganz und gar.

Als Sever verschluckte das spize Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und selbst dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Professorin ihn wirklich einlud, da gerade die Besperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen.

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, von der Geistlichkeit der alten Frau, der besondere Zauber der edelsten Frauenwürde, der über ihr ganzes Wesen verbreitet, hatte ihn so befangen, daß er in seiner höchsten Uebergung mankte; ja, daß er wider seinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That schuldig seyn in dem widersinnigen Verhältnis mit der Alten; das war ihm beinahe unheimlich und grauenvoll.

Doch! — wohl geschieht es im Leben, daß eine aussergewöhnliche böse Ahnung eintritt im nächsten Moment, und so begab es sich denn auch, daß sich schon am andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, dessen Sever erwähnt wie in feindlicher Vermuthung.

Eugenius seltsamer Bräutigamsstand war bekannt geworden, und so konnte es nicht fehlen, daß, als er am andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch besuchte, ihn alle mit lachenden Gesichtern anblickten. Da noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinauf eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun scholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe süße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen, u. s. w.

Dem Eugenius stieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Burtsche aus der Reihe zu: „Grüß' Deine Braut, die alte.“ — Er stieß ein gasstiges Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furchen des Borns und der Wuth in Eugenius, mit gehaltener Faust schlug er seinem Widersacher ins Gesicht, daß er rücklings überstürzte. Er raffte sich auf, und erob gegen Eugenius den dicken Anorensstock, mehrere hatten ein Gleiches, da sprang aber der Senior der Landemansschaft, zu der beide, Eugenius und der Burtsche, der ihn beschimpft, gehörten, dazwischen, und rief laut: „Halt! seyd Ihr Straßenbuben, daß Ihr Euch hier prägen wollt auf offenem Markt? — Es geht Euch dem Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer seine Braut ist. Seine Braut hat aber Marcell verunstaltet, hier in unsrer aller Gegenwart auf offener Straße, und zwar so plebejisch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Mar-

cell weiß nun, was er zu thun hat; rührt sich aber jetzt einer, so hat er es mit mir zu thun.“ Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm, und geleitete ihn nach Hause. „Du bist,“ sprach er dann zu Eugenius, „Du bist ein braver Junge, Du konntest nicht anders handeln. Aber Du lebst zu still, zu eingezogen, man sollte Dich beinahe für einen Tuchmäuser halten. Mit dem Schlaggen wird es nun nichts seyn; fehlt es Dir auch nicht an Muth, so hast Du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell ist einer unserer besten geübtesten Schläger, der setzt Dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht seyn, ich schlage mich für Dich, ich fedte Deine Sache aus; Du kannst darauf bauen.“ Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst Du wohl,“ sprach Sever, „siehst Du wohl, wie meine Prophezeiungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?“

„D schweige,“ rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein ganzes Wesen ist zerrissen! — Gott im Himmel! — welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Zühorn! — Ich sage Dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hät' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!“

„Nun,“ sprach Sever, „die bitteren Erfahrungen treten ein.“

„Bleibe weg,“ fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit Deiner gepriesenen Weltklugheit. Ich weiß es, Drkane giebt es, die plöglig hineinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange sorgliche Mühe schuf. — D mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, tobt, vor meinen Füßen lägen.“

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn.

„Du, der Du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, Du willst Dich schlagen?“ So fragte Sever ganz erstaunt; Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Muth und Entschlossenheit das erste werden, was ihm an Geschicklichkeit abginge. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigste dem Geschickten unterliegen müsse, Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzusetzte, daß er im Stoßen vielleicht geübter sey, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat Recht, Du bist ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod sollst Du nicht gehen, ich bin Dein Secundant, und werde Dich schützen, wie ich es nur vermag.“

Reichenblasse lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus seinen Augen flammte ein düstres Feuer, und seine ganze Haltung war fester Muth, die Ruhe der Entschlossenheit selbst.

Nicht wenig erstaunte Sever, und eben so der Senior, als Eugenius sich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem sein Gegner beim ersten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geschickter Stoß in die Brust, daß er zusammenstürzte.

Eugenius sollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch sey. Marcell, den man für todt gehalten, erhobte sich wieder, und nun erst, da der Wundarzt erklärte,



Rettung sey möglich, begab sich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hause. „Ich bitte Dich,“ rief Sever, „ich bitte Dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That zu träumen glaub' ich, wenn ich Dich betrachte. Anstatt des friedlichen Eugenius siehet ein gewaltiger Mensch vor mir, welcher stöhnet wie der vortrefflichste Senior, und eben so viel Muth und Gelassenheit hat als dieser.“ — „O mein Sever,“ erwiderte Eugenius, „gäbe der Himmel, Du hättest Recht, möchte alles nur ein böser Traum seyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfasst, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Nacht schleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finstern wilken Geistern.“

„Und,“ fuhr Sever fort, „und diese finstre wilde Geister, die jedes Paradies zerstören, was sind die andern, als die Mißverständnisse, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beschwöre Dich, laß ab von einem Entschluß, der Dich verderben wird! — Ich sprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirst Du ihn empfinden. Du bist brav, entschlossen, und es ist vorauszu sehen, daß Du, da nun einmal es unmöglich ist, das Lächerliche Deines Verhältnisses mit der Alten zu vertilgen, Dich wohl noch zwanzigmal schlagen wirst Deiner Braut halber. Aber je mehr Dein Muth, Deine Treue sich bewähren mag, desto schärfer wird die Raue werden, mit der man Dich und Deine Thaten übergießt. Aller Glanz Deines studentischen Helmbüchens verbleicht in der absoluten Philisterei, die die alte Braut über Dich bringen muß.“

Eugenius hat den Sever, von einer Sache zu schweigen, die unabänderlich in seinem Innern fest stehe, und versicherte nur noch auf Befragen, daß er seine Fechtkunst lediglich dem verstorbenen Professor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der ältern Zeit, ungemein auf diese Kunst, und überhaupt auf das, was in studentischer Sprache „Comment“ heißt, gehalten. Weinade jeden Tages habe er, schon der Bewegung halber, sich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müssen, wobei ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden besucht, hinlängliche Uebung gekommen.

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Professorin ausgegangen und nicht zu Mittage, sondern erst am Abende nach Hause kommen werde, da sie gar Vieles in der Stadt zu besorgen. Ihm fiel dieses deshalb ein wenig auf, weil es ganz aus der Gewohnheit, aus der Lebensweise der Professorin lag, das Haus auf so lange Zeit zu verlassen.

Vertieft in ein wichtiges botanisches Werk, das ihm eben erst zur Hand gekommen, saß Eugenius in dem Studierzimmer des Professor Helms, das nun das seine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnisvolle, das sich am Morgen begeben, beinahe vergessen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald darauf trat die Professorin in Eugenius Zimmer. Er erstaunte nicht wenig, sie in dem vollen Staat zu sehen, den sie nur an hohen Festtagen anzulegen pflegte. Das schwere faltenreiche Kleid von schwarzem Moor, reichlich mit schönen Brasbanter Spitzen besetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben solche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Gestalt der Professorin ein gar herrliches, ehrfürchtgebietendes Ansehen.

Eugenius sprang auf von seinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erscheinung trat, selbst wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in seiner Seele hervor, und unwillkürlich aus der tiefsten Brust rief er: „O mein Gott!“

„Ich weiß,“ sprach die Professorin mit einem Ton, der in erkünstelter Ruhe nur zu sehr die tiefste Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat sich auch einmal meinethalber schlagen müssen, als ich seine Braut, ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheiratet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß niemands Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders seyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu fassen, was sich auf jener dunkeln Seite des Lebens begiebt, die ihr, will sie Weib seyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschiffet hat, erzählt, und nicht weiter forschen! — Noch von anderm ist hier aber die Rede. — Ach, so sollte man, — ist die Sinnentrost der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst nicht mehr verstehen, sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Fabel des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach! — als mein Helms sich um meinethalber Schlag, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, man nannte mich schön — man benedete ihn. — Und Sie — Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott beaeifert. — Nein, das darf, das soll nicht seyn! — Ich werde Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müssen uns trennen!“

„Nimmermehr,“ schrie Eugenius, indem er die Professorin zu Füßen stürzte, und ihre Hände an seine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht versprigen für meine Mutter?“ — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nehmlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückseliger,“ fuhr er dann plöselich auf, „ist nicht alles zerstört, all mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon todt — in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängniß.“

„Seyn Sie ruhig,“ sprach die Professorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „seyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr, der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rektor zugebracht. Er hat sich mit dem Senior ihrer Landsmannschaft, mit den Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfalle zugegen waren, besprochen.“ — „Das ist keine gemeine alberne Kauferei,“ sprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders ertragen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich hab' nichts erfahren, und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen.“

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in dem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verberrlichen Schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes



Wurmeln und leises Richern vernehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend im Saal lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck wüthend war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine raube Stimme auf der Straße: „Wollt ihr, so werde ich Euch beistehen in dem saubern Zündchen, das Ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird sich dann auch keiner weisern, mit mir ein Zündchen zu machen, so lange, als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann!“

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius, aus dem Fenster blickend, erkannte im Larenenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand, und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verließen.

„Ich weiß nicht,“ sprach die Professorin, als die vier alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Wohnung beigeohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unserm Gretchen ist, warum sie geweint hat, wie im trostlosten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um sie kümmern. Kann! — mein Gretchen bleibt mein liebes liebes Töchterlein!“ — So sprach die Professorin, und schloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja,“ sprach Eugenius, „Gretchen ist unser liebes gutes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen.“ Damit zog er sie zu sich hin, und drückte, was er sonst bei Liebe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos sank Gretchen in seinen Armen zusammen.

„Was,“ rief Eugenius, „was hast Du, Gretchen? — Bist Du denn eine kleine Mimosa<sup>1</sup>, daß Du zusammenfährst, wenn man Dich anrührt?“

„Das arme Kind ist gewiß krank, der feuchte kalte Dampf in der Kirche hat ihr nicht wohl gethan,“ so sprach die Professorin, indem sie der Kleinen die Stirne reich mit starkem Wasser. Gretchen schlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer, und meinte, es sey ihr möglich gewesen, als bekäme sie einen Stich ins Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber.

### Drittes Kapitel.

Einzel Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Ferrigno. Bald. Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgenraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltenen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors, und stürzte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Die geschloßene Pflanze sieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dieß Zimmer trat sich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag, und die er an dem Fibiubus anzündete, den ihm Gretchen hinreichte. Unter freundslichem Gespräch wurde es acht Uhr, dann stieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Zwickhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis elf Uhr. Dann kleidete er sich an, und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die ge-

hörige Würze, daß der Broten Saft und Kraft habe zu „Ganz,“ rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte, wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitere gute Gemüth meines Seligen!“ — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwägig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längst bekannt, doch wieder auf's neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors geleert wurden. Der Nachmittag gleich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr Abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius ertheilte dann ein Paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Professorin, dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen, um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich, und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors, von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche einfache Leben fort, aus dem sich Eugenius nicht hinaussehnte, in dem ihm sein ganzes Wirken und Seyn eingeschlossen schien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsstoff sich im Innern gebären, wenn der Geist, seinen eigenen Organismus verkennend, im unseligen Mißverständnis, den Bedingungen des Lebens widerstrebt. Krankheit zu nennen war nemlich die hypochondrische Selbstgenügsamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erstarrte, und die, immer mehr ihm seine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer seinem engen Kreise lag, kalt, schroff, scheu erscheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Gesellschaft seiner Gattin Mutter das Haus verließ, so kam er aus aller Berührung mit seinen Freunden; Besuche vermied er auf das sorgfältigste, und selbst Sever's, seines alten treuen Freundes, Gegenwart beängstete ihn so sichtlich, daß dieser auch weghlieb.

„Es ist nun einmal so mit Dir gekommen, Du bist und mußt nun todt seyn für uns. — Ein Erwachen würde Dich erst recht tödten.“

So sprach Sever, als er das letztemal den verlorenen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe sagen wollen.

Die Spuren des geistigen Verkränkels zeigten sich auch bald auf Eugenius todtbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloschen, er sprach die matte Sprache des Engbrüstigen, und sah man ihn in dem Ehrenleide des verstorbenen Professors, so mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus seinem Rock, und selbst wieder hineinwachsen. Vergebens forschte die Professorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, sich körperlich krank fühle, und des Arztes bedürfe; er versicherte indessen, daß er sich niemals wohlher gefühlt.

Eugenius saß eines Tages in der Gartenlaube, als die Professorin hineintrat, sich ihm gegenüber setzte, und ihn stillschweigend betrachtete. Eugenius schien, in ein Buch vertieft, sie kaum zu bemerken.

„Das,“ begann endlich die Professorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!“

<sup>1</sup> Mimosa pudica. — Stimmpflanze. Die vielfach gefingert gefiederten Blätter gehen oder legen sich bei der geringsten Berührung zusammen.



Eugenius fuhr, beinahe erschreckt durch den fremdartigen scharfen Ton, in dem die Professorin jene Worte sprach, von seinem Sitze auf.

„Eugenius,“ fuhr die Professorin sanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen sich der Welt ganz und gar, es ist Ihre Lebensweise, die Ihre Jugend verflöhert! Ich, meinen Sie, sollte nicht tabeln, daß Sie in klösterlicher Einsamkeit sich einschließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wissenschaft leben, aber es ist dem nicht so. Fern sey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre schönsten Jahre einem Verhältnis opfern sollten, das Sie mißverstehen, indem Sie dieß Opfer bringen. Mein Eugenius, hinaus sollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann.“

Eugenius versicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreise, der seine einzige Heimath sey, liege, einen innern Abscheu hege, daß er sich wenigstens unter den Menschen beängstet, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wisse, wie er es anfangen solle, hinauszutreten aus seiner Einsamkeit.

Die Professorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, sagte ihm nun, daß der Professor Helms eben so, wie er, das einsame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demüthet sehr oft, und in seinen jüngern Jahren beinahe täglich, ein gewisses Kaffeehaus besucht, in dem sich meistens Gelehrte, Schriftsteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So sey er stets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mittheilungen reichlich geerndet für seine Wissenschaft. Ein gleiches solle Eugenius thun.

Hätte die Professorin nicht darauf bestanden, schwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, sich wirklich hinauszuwagen aus seiner Klausur.

Das Kaffeehaus, dessen die Professorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der schriftstellerischen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu besuchen pflegten, so daß in den Abendstunden ein buntes Gemüth in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie seltsam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erstenmal sich in diesem Gewühle befand. Doch fühlte er seine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand sich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Reckheit, irgend eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakszimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke, und den mannigfachen Gesprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, bliß er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verrieth. Er stand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen, je mehr er sich deshalb mühte, je mehr er in Dize gerieth und Zorn, desto wunderlicher wurde das deutlich, das er herausstotterte. Endlich rief er auf spanisch: „Der Mensch tödtet mich mit seiner Dummheit.“ Eugenius verstand das Spanische sehr gut, und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden, und erbot sich, den Dolmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes

Glück halte, auf jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wohl die herrlichste sey, die es gebe. Er rühmte Eugenius Aussprache, und schloß damit, daß die Bekanntschaft, die er der Gunst des Zufalls verdanke, fester geknüpft werden müsse, welches nicht besser geschehen könne, als bei einem Glase des geistigen feurigen Weins, der auf dem vaterländischen Boden wachse.

Eugenius erröthete über und über, wie ein verschämtes Kind; als er indessen ein paar Gläser von dem Zeres getrunken, den der Fremde hatte bringen lassen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die sein Inneres durchströmte, eine ganz besondere Lust an des Fremden lebensheiterem Gespräch.

„Er möge,“ begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick stillschweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun gestehe, daß bei dem ersten Blick er sich über sein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Gesicht, seine ganze Bildung, stehe nehmlich mit seiner bis zum Hohen altfränkischen Kleidung in solch wunderlichem Widerspruch, daß er ganz besondere Beweggründe vermuthen müsse, die ihn nöthigten, sich auf die Weise zu verunstalten.“

Eugenius erröthete aufs neue, denn einen flüchtigen Blick auf seinen zimtfarbenen Kermel, mit den goldbesponnenen Knöpfen auf dem Aufschlag, werfend, fühlte er selbst lebhaft, wie seltsam er abstechen müsse gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode schwarz gekleidet, mit der feinsten, blendend weißen Wäsche, mit dem Brustnadelbrillant, die Eleganz selbst schien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer seinem Charakter läge, jemanden seine Lebensverhältnisse abzufragen, indessen stöße ihm Eugenius ein solches hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge, verfolgten Gelehrten halte. Sein blaßes abgehärmttes Gesicht spräche dafür, und das altfränkische Kleid sey gewiß das Geschenk irgend eines alten Wägens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten bei Seite zu setzen, und so offen zu seyn, als er es gegen den innigsten bewährtesten Freund seyn würde.“

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bitteren Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständnis, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden, veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältnis, er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sey auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage mdaer fortbauern, so lange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam alles angehört, dann sprach er mit bedeutendem, scharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie, und glaubte in dieser Einsamkeit, die Andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wagen des Lebens hoch auf, und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzurissen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kleiner Schwimmer, mich hoch empor, und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das



ihnen, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hinein tönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage!“ sprach Sever, „sage mir um des Himmels willen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehaus? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu siehst Du ganz erregt, erhist aus, als hättest Du ein Glas Wein zu viel getrunken!“

Eugenius erzählte, wie alles gekommen, wie die Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch!“ rief Sever, „was doch die alte Professorin für einen Scharfsinn hat für's Leben! In der That, sie sieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen! — O der klugen weisen Frau!“

„Ich bitte Dich!“ erwiderte Eugenius, „schweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich so eben verließ.“

„Des herrlichen Mannes?“ unterbrach Sever den Fremden. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Berg. Er ist übrigens ein Spanier und Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, der seit Kurzem angekommen, und das schöne Landhaus vor der Stadt bezogen hat, das sonst, wie Du weißt, dem bankrott gewordenen Bankier Wertens gehörte. — Doch, das wirst Du schon alles wissen von ihm selbst.“

„Mit nichten!“ erwiderte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen.“

„Das ist!“ sprach Sever lachend weiter, „das ist der wahre Weltbürger, wackerer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies, und ist ganz gewiß ein Epigone, denn so oft ich ihn sah, fiel mir an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich ihn schon auf ganz besonderen Wegen. — Hüte Dich — nimm Dich in Acht, o mein frommer Professor!“

„Nun merk' ich wohl!“ sprach Eugenius voller Unmuth, „daß Du es darauf abgesehen hast, mich durch Deine lieblosen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber Du sollst mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern spricht, die ist es, der ich allein traue, der ich allein folge.“

„Füge es!“ erwiderte Sever, „füge es der Himmels, daß Deine innere Stimme kein falsches Drakel seyn mag!“

Eugenius vermochte erst selbst nicht zu begreifen, wie es geschehen können, daß er dem Spanier in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft sein ganzes Inneres erschlossen, und hatte er der Macht des Augenblicks die seltsame Aufregung zugeschrieben, in der er sich befunden, so mußte er nun, da das Bild des Fremden in seiner Seele unverwischet fest stand, es sich selbst geschehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Wesen des Fremden sich kund that, mit wahrer Zauberkräft auf ihn gewirkt, und eben dieses Wesen schien

ihm die Ursache des seltsamen Mißtrauens zu seyn, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius sich wieder auf dem Kaffeehaus einfand, schien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, sey es gewesen, daß er gestern Eugenius Vertrauen nicht erwidert, und nicht auch von seinen Lebensverhältnissen zu ihm gesprochen. Er nenne sich Fermino Valies, sey Spanier von Geburt, und zur Zeit Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen, und mit dem er hergekommen. Das Alles habe er schon gestern von einem seiner Freunde Namens Sever erfahren, erwiderte Eugenius. Da flammte ein glühendes Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen, und verschwand eben so schnell. Dann sprach er mit stehendem Blick und beinahe bitter höhnenem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich schwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird sagen können, als ich selbst.“ — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl seinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachsen, verführt durch die böshafte Arglist mächtiger Verwandten, in ein Kloster gegangen, und Gelübde gethan, gegen die sich später sein Innerstes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloser Marter, hoffnungslos hinzusiechen, habe er dem Drange nicht widerstehen können, sich in Freiheit zu setzen, und sey, als die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit dazu dargelassen, entflohen aus dem Kloster. Lebendig, mit den glühendsten Farben, schilderte nun Fermino das Leben in jenem strengen Orden, dessen Regel der ersinderische Wahnsinn des höchsten Fanatismus geschaffen, und um so greller sich dagegen das Bild ab, das er von seinem Leben in der Welt aufstellte, und das so reich und bunt war, wie man es nur bei einem geistvollen Abentheurer voraussetzen kann.

Eugenius fand sich wie von Zauberkräften umfangen, er glaubte, in dem magischen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Gestalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte seine Brust die Sehnsucht, selbst dieser Welt anzugehören. Er gewahrte, daß seine Verwunderung über manches, vorzüglich aber diese, jene Frage, die er unwillkürlich dazwischen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schaamröthe ins Gesicht trieb. Ihm kam der niedererschlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrschaft gewann über den unerfahrenen Eugenius. So wie nur die gewöhnliche Stunde schlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehaus, und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es sich selbst auch nicht gestehen, vor der Rückkehr aus heiterer Welt in die häusliche Ginde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er sich bis jetzt mit seinem neuen Freunde bewegt, geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich auf's Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich früher entsetzt haben würde. — Matt und abgespant, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit, fühlte er sich dann am Morgen, und erst wann die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt, kamen alle Geister des



wildverflörten Lebens in ihm zurück, die unwiderstehlich ihn forttrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder fortzulaufen wollte nach dem Kaffeehause, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Professorin entgegen, und in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannet wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem sich tiefer Bedrüb mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jüngling vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung erhöhe, und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es seyn, daß die Alte, die Bedingungen des Jüngenlebens zu sehr nach der Sitte älterer frömmere Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Straßpredigt das richtige Maas überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bitteren Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Gange überlassen, in ihm erregte. Wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Straßpredigt endlich schloß mit einem kalten beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!“ da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geliebet, mit erneuter Stärke zurück. „Armseliger Schulknabe! — wirst Du nie der Buchruthe entrinnen?“ — So sprach eine Stimme in seinem Innern! — Er rannte von dannen.

#### Viertes Kapitel.

Der Garten des Großen Angelo Meza. Eugenius Entzücken und Gretchen's Schmerz. Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmuth, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüth verschließt gern sich in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkürlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balsamische Dünste entgegenströmten. Er schaute hinein, und blieb im tiefsten Erstaunen festgewurzelt stehen.

Ein mächtiger Zauber schien die Bäume, die Gebüsche der entferntesten verschiedenen Zonen dieber versetzt zu haben, die im buntesten Gemisch der seltsamsten Farben und Gestaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entsprossen. Die breiten Gänge, die den magischen Wald durchschnitten, saßen fremde Gewächse, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und selbst Blumen, die er wohl gezogen im eigenen Treibhause, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er sie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinschauen bis zu einem großen runden Platz, in dessen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Krystallstrahlen hoch in die Höhe spritzte. Silberpfauen stolzirten daher, Goldfasane

badeten sich in dem Feuer der Abendsonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine *Datura fastuosa* (schöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in solch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Gestalt dachte, die dasselbe Gewächs in seinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Professorin, und allen Unmuth vergeßend, dachte Eugenius eben: ach! — könnte die gute Mutter solch' eine *Datura* in den Garten bekommen! — Da schwebten, wie von den Abendlüften getragen, süße Akkorde eines unbekanntes Instruments aus den fernem Zaubergebüschen, und leuchtend stiegen die wunderbaren Himmelsöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag, es war eine spanische Romange, die die Verborgene sang.

Aller süße namenlose Schmerz der innigsten Wehmuth, alle Gluth inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Knie gesunken, und hatte den Kopf fest angebrückt an die Stäbe des Gitters.

Dritte, die sich dem Gitterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden.

Unachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken sprach sie mit leiser schüchternere Stimme: „Guten Abend, Herr Eugenius!“ — „Was ist Dir,“ rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Bekommenheit auffiel, „was ist Dir, Gretchen? — Schau mich doch an!“

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus dem Augen.

„Was ist Dir, liebes Gretchen,“ wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen,“ sprach Eugenius in der schmerzlichsten Theilnahme, „um des Himmels willen, was hast Du, was ist Dir geschehen, mein liebes Gretchen? — Du bist krank, sehr krank! — Komm, setz Dich, vertraue mir alles!“

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr, und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!“

Dem Hofenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief, der Schmerz schien gebrochen, und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmuth, sie zu durchdringen.

„Ich bin,“ lächelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes einfältiges Ding, und es ist alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch,“ rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so — doch ist es so!“

„So fasse,“ sprach Eugenius ganz bestürzt, „so fasse Dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was Dir denn Böses geschehen, was Dich so tief erschüttert hat.“



Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie Eugenius Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten, und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was Besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sey, und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein richtiges Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach diesem jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, alles, alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem Herr Eugenius recht gut sey; Recht aus der Seele, habe sie erwidert: O ja, recht von Herzen! Da sey der Fremde nicht an sie herangerreten, und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen nieder schlagen müssen. Noch mehr! recht frisch und unerschämmt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: „Du niedliche hübsche Kleine, ja recht gut seyn, recht gut seyn,“ und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sey die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sey, und als sie erwidert: ja, es sey die Mutter, recht böhnisch gerufen: „Ei, die schöne Frau! Du bist wohl eifersüchtig, Kleine?“ — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge geklopft, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber,“ sprach nun Eugenius, „aber in diesem Aem, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das Dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können.“  
„O Herr,“ brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandeln, die überall Unkraut unter den Weizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! O gütiger Gott! der Fremde, er war der Teufel, der —“

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überascht, niemand anders gewesen seyn konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun Kleinmüthig: ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe!

Da strömte alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlossen, wortkarg, ja gewöhnlich so ernst und finster sey, daß sie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr sie seines Unterrichts würdige, der ihr ach so lieb, ja wohl das Beste gewesen, was sie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den schönen Gewächsen und Blumen habe — ach! daß er gesehn auf die so herrlich blühenden Balsaminen, die sie allein so sorgsam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenstrom ersiekte Gretchens Worte.  
„Seh ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in Dir aufkommen, mein gutes Kind!“ — So wie Eugenius diese Worte sprach, fiel sein Blick auf Gretchen, die sich von der Bank, auf der sie gesessen, erhoben, und als gestreuten sich plötzlich Zaubernebel, die ihn gebieten

det, gewährte er nun erst, daß nicht ein Kind, daß eine sechszehnjährige Jungfrau in der höchsten Anmuth des entfaltenen Jugendreizes vor ihm stand. — In seltsamer Ueberraschung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich sich ermannend, sprach er leise: „Seh ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden,“ und schlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abscheu gegen den Fremden, des Jünglings Brust auf besondere Weise bewegt, so war eben deshalb sein Groll gegen die Professorin gestiegen, der er in seiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuschrieb.

Als er nun zur Professorin hineintrat, und diese ihn anreden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt, und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valies geurtheilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maßstab einer alten Professorsfrau zu klein sey für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!“ rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht,“ sprach Eugenius verbrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht!“

„Ja!“ rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius! Schon hat der Böse Macht über Sie, schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinobzureißen in den Fluß ewigen Verderbens! — Eugenius! lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken, es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört!“

„Soll ich,“ unterbrach Eugenius die Professorin erbittert, „soll ich begraben seyn in diesen oden Mauern? — soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmlosen Bergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?“

„Nein,“ rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein, aber“ — In dem Augenblick trat Gretchen hinein, und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wolle, alles sey bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster. keines Wortes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten.

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

„Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund  
Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein moirischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entflohen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem luftgefüllten Gemüth.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Banquiers Doerteen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sey. Gütig wolle ihn heute Abend sein Freund Fermino



Balles hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur schauen, was er sonst nur aus Beschreibungen und Bildern gekannt. Weitläufig sprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büsche, nannte ihre Namen, gab sein tiefstes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie das heimatliche Klima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächse, und versicherte, daß alles in diesem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich sey, daß er z. B. in seinem Leben keine solche Datura fastuosa gesehen, wie sie im Garten blühe. Der Graf müsse geheimnißvoller Zaubermittel mächtig seyn, denn gar nicht zu begreifen wäre sonst, wie dieß Alles in der kurzen Zeit, während der Graf sich hier aufhalte, habe bewerkstelligt werden können. Dann sprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebirgschen entschwebten, und erschöpfte sich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in seiner Freude, in seinem Entzücken nicht, daß er allein sprach, und daß die Professorin und Gretchen stumm und in sich gekehrt da saßen.

Als er die Mahizeit geendet, sprach die Professorin, indem Sie sich von ihrem Sitz erhob, sehr ernst und gelassen: „Sie befinden sich in einem sehr aufgeregten bedrohlichen Zustande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit so vielem Eifer beschreiben, und dessen Wunder Sie bösen Zauberkraften des unbekanntes Grafen zuschreiben, hatte schon seit vielen, vielen Jahren dieselbe Gestalt, und diese seltsame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Gestaltung, ist das Werk eines fremden Kunstreichen Gärtners, der in Dverteens Diensten stand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paar mal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künstlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengesetzte, in abentheuerlicher Mischung zusammenzubringen, beklemme ihm das Herz.“

Eugenius zählte die Minuten; endlich sank die Sonne, und er durfte sich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verberbens ist geöffnet, und der Diener steht bereit, das Opfer zu empfangen!“ so rief die Professorin im Schmerz und Zorn; Eugenius versicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verberbens gesund und unverfehrt zurückzukommen hoffe.

„Der Mensch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz schwarz, ganz abscheulich ausgesehen,“ meinte Gretchen.

„Wohl gar,“ sprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer selbst, oder wenigstens sein erster Kammerdiener gewesen seyn? Gretchen, Gretchen! fürchtest Du Dich noch vor dem Schornsteinfeger?“ Gretchen schlug erdöthend die Augen nieder, Eugenius entfernte sich schnell.

Vor lauter Bewunderung der botanischen Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu sich selbst kommen.

„Nicht wahr,“ sprach Fermio Balies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die Du nicht kanntest? Hier sieht es anders aus, als in Deinem Professors Garten.“

Es ist zu bemerken, daß der enger geschlossene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte.

„D sprich,“ erwiderte Eugenius, „sprich nicht von dem armseligen öden Plätzchen, wo ich, einer Kranken, mühsam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloses Leben hingeschmachtet habe! — O diese Pracht — diese Gewächse, diese Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!“

Fermio meinte, daß wenn Eugenius sich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermio) sehr gern vermitteln werde, jener Wunsch leicht erfüllt werden könne, in so fern es ihm möglich, sich von der Professorin wenigstens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch,“ fuhr Fermio fort mit spöttelndem Tone, „doch das ist wohl nicht möglich. Wie sollte solch ein junger Ehemann, als Du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe schwärmen, und sich nur einen Augenblick seine Seligkeit rauben lassen. — Ich habe heute Deine Frau gesehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glauces munteres Weiblein. — Es ist doch erstaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie Dir bei den Umarmungen Deiner Sara, Deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier sind von krügerer Einbildungskraft, und daher kann ich an Dein Eheglück gar nicht denken, ohne in Flammen zu gerathen! — Du bist doch nicht eifersüchtig?“

Der spitze tödende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Brust. Er dachte an Severes Warnungen, er fühlte, daß, ließ er sich darauf ein, über sein eigentliches Verhältnis mit der Professorin zu sprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber aufs neue stand es auch klar vor seiner Seele, daß ein falscher, täuschender Traum ihn, den unersahenen Jüngling, um sein Leben betrogen. Er schwieg, doch die brennende Nothe, die sein Gesicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung seiner Worte verrathen.

„Schön,“ sprach Fermio Balies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „schön ist es hier und herrlich, es ist wahr, aber nenne darum Deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in Deinem Garten fand ich gestern etwas, was alle Pflanzen, Gewächse, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anderes im Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei Dir hauset. Wie alt ist die Kleine?“

„Sechzehn Jahre glaub' ich,“ stotterte Eugenius. „Sechzehn Jahre!“ wiederholte Fermio, „sechzehn Jahre! — hier zu Lande das schönste Alter! — In der That, als ich das Mädchen sah, wurde mir manches klar, mein lieber Freund Eugenius! Euer kleiner Haushalt ist wohl recht idyllisch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte ist zufrieden, wenn Männelein bei guter Laune bleibt — sechzehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unschuldig seyn mag?“

Alles Blut gäherte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel,“ fuhr er den Spanier zornig an, „sündlicher Frevel ist Deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beslecken vermag.“

„Nun, nun,“ sprach Fermio, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun, nun, er eifere Dich nur nicht, mein junger Freund! der reinste klarste Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigsten auf, und diese Bilder — doch ich merke, daß Du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher.“

In der That malte sich auf Eugenius Gesicht bitterer Anmuth, der ihn ganz verfürte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermio, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieser Fermio als ein satanisches Prinzip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meeresschwellen



schwellende Akkorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme erkönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmuth in des Jünglings Brust entzündet.

„Herr des Himmels!“ rief der Jüngling, indem er offart stehen blieb.

„Was ist es?“ fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an, mit Blicken, die in sein Inneres dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und, als könne nun erst alle süße Wehmuth der gepressten Brust entleeren, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint,“ sprach Fermino lächelnd, „Dich scheint der Gesang sehr zu ergreifen!“

„Woher,“ rief Eugenius begeistert, „woher diese Liebe des Himmels? — Keiner Sterblichen Brust kann der Himmlis seyn.“

„Doch,“ sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landesfittie Romanzen singend, und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge wandelt.“

Ganz unermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm, aus dem dunkeln Gebüsch, so, daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der lüppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Wesens, der volle laute Silberklang der tiefen Stimme, alles dieses verrieth, daß sie unter heiterem südlichen Himmel geboren.

Werblicher mögen solche Reize seyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrenen Jüngling ist jener unbeschreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Wesen, der auf schon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu diesem Ausdruck gefell sich denn auch jene geheimnißvolle Kunst, vermöge der das in sich entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck so zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmonisches Ganzes jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieser Hinsicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe selbst, so mußte es wohl geschehen, daß ihre Erscheinung den schon durch den Gesang aufgelegten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino stellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neu erworbenen Freund, der das Spanische vollkommen verstehe und spreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker sey, weshalb ihm hier der Garten unermessliches Vergnügen gewähre.

Eugenius stammelte einige unverständliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechselten. Gabriela sagte den Jüngling scharf ins Auge, dem zu Muth war, als müsse er hinsinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing sich in des Jünglings Arm, indem sie mit hoher Anmuth erklärte, daß sie auch ein wenig von der Botanik verstehe, über manches wunderbare Gewächs aber gern belehrt seyn wolle, und daher darauf bestehen müsse, daß Eugenius nochmals den Garten besuche.

Während vor süßer Angst wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde seine Brust, als die Gräfin nach dieser, jener seltsamen Pflanze fragte, und er sich in wissenschaftlichen Erklärungen ergehen konnte. Er fühlte den süßen Hauch der Gräfin

an seiner Wange spielen; die elektrische Wärme, die sein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloser Lust, er konnte sich selbst nicht mehr in der Begeisterung, die ihn plötzlich umgeschaffen zu einem ganz andern Wesen.

Immer dichter, immer schwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit seyn werde, den Grafen in seinen Zimmern aufzusuchen. — Eugenius, ganz außer sich selbst, drückte der Gräfin Hand stürmisch an die Lippen, und schritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die seine Brust noch nicht gekannt.

### Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geschenk. Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufrubr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war schon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmuth, wie damals geschmückt, aufs neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie,“ sprach das Bild mit süßer Stimme, „wie, Du wohnst Dich fern von mir? — Du zweifelst, daß ich Dein bin? — Du glaubst, daß das Glück Deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit blühenden Myrthen, ist die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!“

Glücklich, wie ein Hauch, glitten Gretchens Bize über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu empfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Hoferei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfassen, da bannte ihn ein eisiger Starrkrampf fest, so daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängstliche Todesseufzer ausstoßend.

Mühsam wandte sich der Brust des Jünglings ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja so ängstlich!“

So rief eine laute Stimme, Eugenius fuhr auf aus dem träumerischen Zustand, die helle Sonne schien ihm ins Gesicht. Es war die Hausmagd, die gerufen, und die ihm nun sagte, daß der fremde spanische Herr schon da gewesen, und mit der Frau Professo rin gesprochen, die sich unten im Garten befände, und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius sehr besorgt gewesen, da sie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee stehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete sich schnell an, und eilte hinaus, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum gesetzt, mit aller Gewalt bekämpfend.

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Professorin im Garten antraf, wie sie vor einer wunderbar herrlichen Datura fastuosa stand, und hingebung über die großen trichterförmigen Blumen den süßen Geruch wohlgefällig einsoh.

„Si,“ rief sie dem Eugenius entgegen, „si, Sie Langschläfer! — Wissen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund schon hier gewesen ist, und Sie zu sprechen ver-



langt hat? — Nun, an Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan, und auf meine böse Abmahnung zu viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenius, diese herrliche *Datura fastuosa* hat er aus dem Garten des Grafen beschaffen lassen, weil er von Ihnen gehört, daß ich diese Blume sehr liebe. — Also haben Sie doch in Ihrem Paradiese der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die schöne *Datura* soll auch recht gepflegt werden.“

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken sollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerksamkeit, die er bewiesen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er sich über ein Verhältniß erlaubt, daß er nicht kannte.

Die Professorin sagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die sich heute in dem ganzen Wesen der Professorin aussprach, wirkte wie ein heilender Balsam auf des Jünglings wundes zerrissenes Gemüth. Es war ihm, als sey sein Gefühl für die Gräfin von solch hoher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Liebe, die sich auf irdischen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dieß Gefühl entweicht durch den leiseften Gedanken an sinnliche Lust, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren sollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geschehen, sich heiter und froh zeigte, und die Alte war in diesem Augenblicke viel zu unbefangen, um die seltsame Spannung zu bemerken, die sich in jener Heiterkeit aussprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Professorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von seinem sonderbaren Wesen.

„Ach,“ sprach die Kleine, „ach, er ist uns nicht mehr so gut, als sonst, und stellt sich nur so freundlich, damit wir nicht nach dem fragen sollen, was er uns verschweigen will.“

Eugenius fand seinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauses mit dem Filtriren verschiedener Flüssigkeiten beschäftigt, die er dann einfüllte in Flaschen.

„Ich arbeite,“ rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in Deinem Fache, wiewohl auf andere Weise, als Du es wohl jemals gethan haben magst!“

Er erklärte nun, wie er sich auf die geheimnißvolle Bereitung gewisser Substanzen versehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächse, Sträucher, Pflanzen etc. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles so wunderbar herrlich emporkeime und gedeihe. Darauf schloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Flaschen und kleiner Schälchen erblickte.

„Hier,“ sprach Fermino, „hier erblickst Du eine ganze Sammlung der seltensten Geheimnisse, deren Wirkung ganz fabelhaft zu seyn scheint.“

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.

„Lasse,“ so sprach Fermino weiter, „lasse zum Beispiel ein paar Tropfen von diesem Saft in das Wasser fallen, womit Du die *Rosa centifolia* aus einer Gießkanne dem sanften Regen gleich ansprengst, und Du wirst über die Pracht erstaunen, mit der die Knospen sich entfalten. Noch wunderbarer scheint aber die Wirkung dieses staubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume gestreut, mischt es sich mit dem Blumenstaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in seiner Natur zu än-

dern. Bei manchen Blumen, wie zum Beispiel bei der *Datura fastuosa*, ist dieß Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch desselben eine vorzügliche Behutsamkeit. Eine halbe Messerspitze genügt, die ganze, ja auch nur die Quantität des in dieser Pflanze verschlossenen Pulvers, würde aber den stärksten Menschen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenschlages, so daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit diesem geheimnißvollen Pulver ein Geschenk. Die Versuche, die Sie damit anstellen möchten, werden nicht misslingen, doch seyn Sie behutsam und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödlichen Kraft dieses unbedeutend scheinenden farb- und duftlosen Staubes gesagt habe.“

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verschlossene Fiole hin, die dieser, die Gräfin Gabriella im Garten gewährend, gedankenlos einsteckte.

Es genügt zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt, und so den unlosbaren Dursch der intrinsigsten Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verheerenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriella sah, galten ihm für das Leben, sein Haus schien ihm ein süßes obers Gefängniß, die Professorin der böse Geist kindischer Betörung, der er hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen stillen Gram, der die Professorin verkehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blicks würdigte, für kein freundschaftliches Wort eine Antwort hatte.

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

Nach einigen gleichgültigen Worten sagte er dem Jüngling scharf ins Auge, und sprach mit seltsam schneidendem Ton: „Eugenius — Du liebst die Gräfin, und ihr Besitz ist all Dein Schen und Trachten.“

„Unglücklicher!“ rief Eugenius ganz außer sich, „Unglücklicher! mit tödtent er Hand greiffst Du in meine Brust, und vernichtest mein Paradies! — Was sage ich! — Nein! Du störst den Wahnsinnigen auf aus dem Traum seiner Betörung! — Ich liebe Gabriella — ich liebe sie, wie wohl noch kein Mensch hienieden geliebt haben mag — aber diese Liebe führt mich zum trostlosen Verderben!“ — „Das sehe ich nicht ein,“ sprach mit Kälte Fermino.

„Sie beizien,“ fuhr Eugenius fort, „sie beizien! — Ha! der armelige Bettler soll trachten nach dem schönsten Edelstein des reichen Perus! — Ein so dem kleinlichen Eland eines mißverstandenen Lebens verdorner Unglücklicher, der nichts bezieht als die, der intensivsten Sehnsucht und der trostlosen Verzweiflung offene Brust, und sie — sie — Gabriella!“

„Ich,“ sprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur Deine freilich miserabeln Verhältnisse Dich so kleinmüthig machen. Ein liebenswerthes Herz darf stolz und Eick nach dem Höchsten streben.“

„Wede,“ unterbrach Eugenius den Freund, „wede nicht trügerische Hoffnungen, die mein Eland nur noch vergrößern könnten.“

„Hm“ erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügerische Hoffnung, ob das trostlose Eland zu nennen, wenn man mit der höchsten Anbrunst, die nur in des Weibes Brust zu glühen vermag, wiedergeliebt wird.“

Eugenius wollte auffahren. „Still!“ rief Fermino,



„Mache Dir Luft in allerlei Exclamationen, wenn ich ausgesprochen und mich entfernt haben werde, aber jetzt bleibe mir ruhig an.“

„Es ist,“ sprach nun Fermio weiter, „es ist nur gewiß, daß Gräfin Gabriela Dich liebt, und zwar mit all dem zerstörenden Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in Dir, ihr ganzes Wesen gehört nur Dir an. So bist Du aber kein armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Glend des misverstandenen Lebens Verkörner; nein, in Gabriela's Liebe bist Du unendlich reich, Du stehst an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich Dir erschlossen. Wende ja nicht, daß Dein Stand Deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen seyn würde. Es giebt gewisse Verhältnisse, die den stolzen spanischen Grafen wohl sein heben Stand vergessen, und es ihn selbst auf das niedrigste wünschen lassen würden, Dich als seinen Ehemann anzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, und ich könnte Dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundlichen Geheimnisthämerei zu entgegen, manches darüber sagen, doch besser ist es, ich schweige zur Zeit. — Und um so mehr scheint dieß besser, als eben jetzt ein sehr düsteres schwarzes Gewölk an dem Himmel Deiner Liebe heraufgezogen ist. — Du kannst denken, daß ich der Gräfin sorglich Deine Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß Du vermählt bist, und zwar mit einer mehr als sechzigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet, sie ist ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung. Bald versucht sie den Augenblick, als sie Dich zum erstenmale sah, versucht Dich selbst: bald nennt sie Dich wieder mit den zärtlichen Namen, und klagt sich selbst, den Wahnsinn ihrer Liebe, an. Sie will Dich nie mehr sehen, das hat sie.“

„Heiliger Gott,“ schrie Eugenius, „gibt es für mich einen glücklicheren Tod?“

„Das hat,“ fuhr Fermio schallend lachend fort, „das hat sie beschlossen in den ersten Augenblicken der Liebesrauserei. Doch sollst Du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsstunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Büttchen der großblumigen Fackel-Nelken in unserm Gewächshause auf, die, wie Du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinwegwehen begannen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieser Blüten ertragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder besser gesagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüten durch das schnelle Aufsteigen zum höchsten Moment der Seligkeit, und eben so schnelles Himmelfahren geoffen wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich Dich verstecken werde. — Suche auf Mittel, Dich von Deinen Fesseln zu befreien, entliche dem Kerker! — Doch alles überlasse ich der Liebe und Deinem guten Stern! — Du dauerst mich mehr, als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, Dich zu Deinem Glück zu führen.“

„Kaum hatte Fermio den Jüngling verlassen, als die Professorin zu ihm trat.“

„Eugenius,“ sprach sie mit dem tiefen, niederschlagenden Ernst der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwischen uns so bleiben!“

„Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß sein Bund ja nicht unauflöslich sey, daß der Grund richtiger Scheidung ja schon in dem Misverhältniß der Jahre liege.“

„Ja,“ rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Professorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwischen uns nicht länger so bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine aberwägige Bethörung gebahr, und das mich fortreibt ins Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand.“

Die Professorin erblaste zum Tode, Thränen standen ihr in den Augen.

„Wie,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „mich, die Dich warnte, als Du die Ruhe, den innern Frieden der Seele vorzogst dem irden Treiben der Welt, mich, Deine Mutter, willst Du Preis geben dem Spott, dem Hohngelächter der Höfen? Nein! Eugenius, das willst, das kannst Du nicht! — Der Satan hat Dich verblendet! Gehe in dich! — Doch ist es nun dahin gekommen, daß Du die Mutter, die Dich hegte und pflegte, die nichts wollte als Dein zeitliches, Dein ewiges Wohl, daß Du sie verachtest, von ihr willst. Ach, Eugenius, keines irdischen Richters wird es bedürfen, uns zu scheiden. Bald wird es geschehen, daß der Vater des Lichts mich abreußt von dieser Welt des Grams und des Jammers! — Wenn ich längst von dem Sohne vergessen im Grabe ruhe, dann genieße Deine Freiheit — alles Glück, das Dir die Täuschungen des irdischen Seyns gewähren mögen.“

Ein Thränenstrom ersticke die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupstuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verflocht war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

#### Legtes Kapitel.

Es war eine dunkle schwüle Nacht. Hörbar säufelte der Athem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackel-Nelken. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen stand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erschien Fermio, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbar.

Nicht lange dauerte es, so erschien die Gräfin Gabriela, von Fermio und dem Gärtner begleitet. Sie stellten sich hin vor dem blühenden Cactus grandillo-rus und der Gärtner schien sich weitläufig auszusprechen über das wunderbare Gesträuch und über die Mühe und Kunst, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermio den Gärtner fort.

Gabriela stand, wie in süße Träume versunken, sie seufzte tief, dann sprach sie leise: „Kommt ich leben — sterben, wie diese Blüthe! — Ach Eugenio!“

Da stürzte der Jüngling hervor aus seinem Versteck und warf sich nieder vor der Gräfin.

Sie stieß einen Schrei des Schrecks aus, sie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesgläubigen umfachte sie der Jüngling und auch sie umfieng ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küsse!

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal fester an ihre Brust. „Sei frei — mein — Dich oder Tod!“ — So flüßelte sie, stieß dann



den Jüngling sanft von sich, und entfloß schnell in den Garten.

Betäubt, besinnungslos vor Entzücken fand Fermio den Freund.

„Habe,“ sprach Fermio endlich, als Eugenius erwacht schien, „habe ich Dir zu viel gesagt? — Kann man glühender, inbrünstiger geliebt seyn, als Du es bist! — Doch nach diesem begeisternden Augenblick der höchsten Liebesart muß ich, mein Freund, für Dein irdisches Bedürfniß sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigen leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es Dir doch gefallen, ehe Du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehst, etwas Stärkendes zu genießen.“

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen Operationen beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermio ihm eintröchtigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gesprächs, das beide, Fermio und Eugenius, führten, und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermio begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermio: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: sey frei, sey mein, und fasse einen Entschluß, der Dich schnell und sicher zum Ziele führt. Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir von bannen.“

Damit schlug Fermio das Gatterthor zu, und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entsezt vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Bligschlag! — Endlich lief er von bannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihm einzufürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne vollblühende *Datura fastuosa*. jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüten, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde seiner mächtig, er holte die kleine Viole hervor, die ihm Fermio Valies gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie, und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blütenkelch der *Datura fastuosa*.

Es war ihm nun, als stöbe alles um ihn her in hellem lobernden Feuer; weit von sich warf er die o, und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahegelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: was harrest Du? was weißt Du? die That ist geschehen, Dein der Triumph! — Du bist frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die Du gewonnen um den Preis Deiner Seligkeit, aber Dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens!

„Ich bin frei, sie ist mein!“ so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden, und dann schnell forttrante nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor fest verschlossen, und niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick, er über-

kletterte die hohe Mauer. Todtenstille herrschte im ganzen Garten, einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genäh, ein leises Klüffern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!“ Mit süßer Angst des heftigsten Verlangens durchbebt ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran — sah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela, freventlich sündigend, in Fermio's Armen.

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstrich gestroffenes Thier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach, aber in dem Augenblick kostete ihn auch die Gieschauer der Ohnmacht, und er sank bewusstlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!“ — So schallte es ihm in die Ohren; er schloß sich mit Miesekraft gepackt, und hinausgeschleudert durch das Thor, das klirrend sich hinter ihm schloß.

Krampfhaft klammerte er sich fest an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstößend gegen Fermio, gegen Gabriela! — Da lachte es hämisch in der Ferne, und es war, als riefte eine Stimme: *Datura fastuosa!* — Zähneknirschend wiederholte Eugenius: *Datura fastuosa*, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsstrahl in seine Seele. Er raffte sich empor, und rannte in voller Hast zurück nach der Stadt in sein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die sich tief senkte über sein gräßliches Ansehen. Die zersplitternden Glasfcheiben hatten sein ganzes Haupt zerlegt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam sein verdorbener Blick, der Ausbruch des fürchterlichsten Aufruhrs im Innern, von dem sein ganzes Wesen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend, mit wilder Stimme fragte: „Ist die Mutter im Garten gewesen? — „Gretchen,“ rief er dann noch einmal in tödtender Angst, „Gretchen, sey barmherzig — rede — sprich — ist die Mutter im Garten gewesen?“

„Ach,“ erwiderte Gretchen endlich, „ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, sie war nicht im Garten. Als sie eben hinabgehen wollte, wurde ihr so ängstlich zu Muthe. Sie fühlte sich krank, blieb oben, legte sich ins Bett.“

„Gerechter Gott!“ rief Eugenius, auf beide Knie niederfürend, und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, Du hast Erbarmen mit dem Verworfenen!“

„Aber,“ sprach Gretchen, „aber lieber Herr Eugenius, was ist denn Furchtbares geschehen?“ Doch ohne zu antworten lief Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das todbringende Gewächs aus der Erde, und zertrat die Blüten in den Staub.

Er fand die Professorin im sanften Schlummer. „Nein,“ sprach er zu sich selbst, „nein, der Hölle Macht ist gebrochen, nichts vermag die Kunst des Satans über diese Heilige!“ Dann ging er auf sein Zimmer; die göttliche Erschöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entsetzliche Bild jenes höllischen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er sein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Mache, furchtbare Mache sollte diesem Tode wegsäugen.

Mit der dumpfen, unheilsschwangern Ruhe, die dem wüthendsten Sturme folgt, und in der erst die entsetzlichsten Entschlüsse zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte sich ein paar gute Doppelpistolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, steckte es in die Tasche, und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.



Das Vorterrthor stand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeisoldaten besetzt war; er wollte eben trittreten, als er sich von hinten erfasst fühlte.

„Wo willst Du hin? was willst Du thun?“ So sprach Sever, denn der war's, der den Freund festhielt.

„Trage,“ sprach Eugenius im Ton der düstern, auf's verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainswunden auf der Stirn? glaubst Du daß ich auf dem Wege des Mordes daherschleiche?“

Sever faßte den Freund unter den Arm, und zog ihn kraft fort, indem er sprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man Dich durch die Künste der Hölle verlockt hat in die gefährlichsten Schlingen, daß ein satanischer Zauber Dich betörte, daß Du Dich rächen willst an dem schuldigen Mörder. Doch Deine Rache kommt zu spät. Eben sind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nicht seinem sauberen Helfershelfer, dem verlaunenen spanischen Mönch Germino Valies, von Regierung wegen verhaftet worden, und befinden sich auf dem Wege nach der Residenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italienische Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval sich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand.“

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe sich zu lassen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem klaren Gemüth eigen.

Bei den sanften Vorstellungen, wie es eben der irdische Erbtheil des Menschen sey, daß er oft nicht widerstehen könne der bösen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weise, und daß in dieser Rettung eben Sühne und Trost zu finden, erweichte sich der in Verzweiflung erstarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, er ließ es geschehen, daß Sever ihm die Pistolen aus der Tasche zog und abdrückte in die Luft.

Eugenius mußte selbst nicht, wie es sich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Professorin stand, durchbeht von der Angst des Verbrechens.

Die Professorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte sie beide Freunde mild an, und sprach dann zu Eugenius: „Meine bösen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — doch, o himmlischer Vater! darf ich denn von Verzeihen sprechen, da ich mich selbst anklagen muß? — Ach erst jetzt, erst in meinem hohen Alter, muß ich es einsehen, daß der irdische Mensch festgehalten ist am Irdischen durch Bande, denen er sich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht sie selbst geschlungen. Ja, Eugenius, es ist ein tödlicher Frevler, die gerechten Ansprüche des Lebens, wie sie aus der Natur unsers Daseyns entspringen, nicht gelten lassen zu wollen, und hochmüthig zu glauben, man wäre über sie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, ich will auch dafür büßen, und den Spott der Bösen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!“

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknücht von der bittersten Reue, vor dem Bette nieder und schwur, indem er die Hand der Professorin mit Küßen und Thränen bedeckte, daß er nie lassen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung seiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie sind mein guter Sohn,“ sprach die Professorin mit dem sanften Lächeln himmlischer Verkürzung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!“

Merkwürdig genug war es, daß der spanische Mönch

dem Sever gleiche Schlinge gestellt hatte, wie dem harmlosen Eugenius, der sich darin versang, während der lebenskluge, verständige Sever sich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indessen auch ein günstiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältniß des angeblichen Grafen Angelo Mora und seiner Begleitung Kunde aus der Residenz erhielt.

Beide, der Graf und Germino, waren nehmlich nichts anders, als geheime Emissare des Jesuiten-Ordens, und bekannt ist das Prinzip dieses Ordens, sich überall Anhänger und sichere Agenten zu verschaffen. Eugenius hatte die Aufmerksamkeit des Mönchs nun gewiß zuerst durch seine Kenntniß der spanischen Sprache erregt. Ganz nun der Mönch bei näherer Bekanntschaft, daß er es mit einem ganz unerfahrenen harmlosen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerstreitenden Verhältnissen lebe, so mußte er eben diesen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Eben so bekannt ist es ferner, daß der Orden sich der seltsamsten Mystificationen bediente, um Anhänger zu werben; nichts ketter aber fester als das Verbrechen, und Germino glaubte daher mit Recht sich des Jünglings nicht besser versichern zu können, als wenn er die schlummernde Leidenschaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen sollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dieß alles geschehen, begann die Professorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So, wie der verstorbene Helms, entschlummerte sie, da schon Häume und Gebüsch entlaubt waren, sanft in Gretchen's und Eugenius Armen.

Aber, als die Professorin schon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. blieb auch diese That selbst wirkungslos, so klagte sich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und sein Inneres zerfleischte die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Fassung zu bringen. Er versank in stillen, zerförenden Gram, verließ nicht sein Zimmer, sah niemanden, und genoß kaum so viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verfloßen, als eines Tages Gretchen zu ihm hereintrat in Reiskleidern, und mit bebender Stimme sprach: „Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem kleinen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —“

Sie vermochte nicht zu endigen.

Da wand sich ein ungeheurer Schmerz los aus der Brust des Jünglings, und durch diesen Schmerz leuchtete plötzlich die Kapstaflamme der reinsten Liebe.

„Gretchen!“ rief er, „Gretchen, wenn Du mich verlässest, so sterbe ich den quaalvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — sey mein!“

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es selbst zu ahnen, Gretchen längst geliebt. Halb ohnmächtig vor süßem Bangen, vor himmlischer Wärme, sank die Jungfrau dem Jüngling an die Brust.

Sever trat hinein, und sprach, als er die Seligen erblickte, ernst und feierlich: „Eugenius, Du hast den Engel des Lichts gefunden, der Dir den Frieden Deiner Seele wiedergeben wird, und stetig weist Du seyn hienieden und dort.“



## Meister Johannes Wacht.

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab wohnten, nehmlich gegen das Ende des verflohenen Jahrhunderts, lebte dafelbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörnd, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war seiner Profession nach ein Zimmermann.

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eigenen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Conuenienz, was, im beengten Leben, geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seyns feststellen wollen, ist ihr nur das vorwiegige Spiel sich weise dünkender, behörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Ueberzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gezegt und gesegnet, und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eigenes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wohl einer ihrer begünstigsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte sich des hülflosen Knaben annehmen, dem der erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschicks ausging, als der Rathszimmermeister, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es von Hunger entstellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um es selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestalt des Kindes, so daß man kaum glauben mochte, das kleine unscheinbare Wesen in der Wiege sey wirklich die farb- und formlose Puppe gewesen, aus der, wie ein schöner Schmetterling, der lebendige bildhübische goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schien, als mit dieser Annuth der Gestalt, sich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geistesfähigkeit zeigte, die den Pflegevater sowohl als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rathszimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, in so fern sie Großes und Kühnes zu

schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Reizung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger aufmerksamer Lehrmeister zu seyn, so wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einsehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichnung, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Bier und zwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermann starb, und schon damals war sein Pflegevater ein in allen Theilen seines Handwerks völlig erfahrener, durchaus geübter Geselle, der weit und breit seines Gleichen suchte. Er trat zu der Zeit, mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht, die gewöhnliche Wandererschaft an.

Genug weißt Du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig seyn, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nehmlich, nach langer Wanderung, auf der Rückkehr in die Heimath, mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Palastes beschäftigt, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit concentrirter Kraft die großen Balken in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht, und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah, und von Allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simfonsen und Duffellose gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein größliches kreisförmiges Jammergehräusch von sich, die eingebauten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen herauftragen, als in der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen, oder vielmehr dem Unwesen zu, und es mag seyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu, und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, da er so klug dreinsehe? „Ei nun,“ erwiderte Wacht ganz unbekümmert, „ei nun, mit dem besser Verstehen ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe als



es am Allerbesten, aber mich nimmts nur Wunder, daß Sie hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt."

Den eisgrauen Altgefellen verschmupfte die Lede Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich umher weg, und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit sammt seiner Maschine verhöhnt, und sich berühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf; sondern der würdige Baumeister, so wie die ehrliche Zimmermannsunst zu Bamberg, meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefressen haben, und alte erfahrene Meister rühten dessen belehren wollen. „Siehst Du nun wohl," sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, „siehst Du nun wohl, Johannes, wie Dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgeossen begriffen müssen, gegen Dich aufgebracht hat?"

„Wer kann," erwiderte Johannes mit funkelndem Blick, „wer mag es ruhig an'sehen, wenn das arme, bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für erprießliche Folgen haben wird?" — Es traf wirklich so ein.

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein vorwichtiges Wort eines jungen KiekindiWelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieser Mann war der Fürst-Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem Anblick, von seinem ganzen Wesen, in Erstaunen gesetzt. Der gezeigte Leser muß erfahren, woher dieß Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlig und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Keßlerische Capitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits gelesen, verachtete dagegen, Johannes Wacht sey der leibhaftige Verriina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Gestalt übt aber jener geheimnißvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen jeden, dem sie entgegen treten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Ueberlegenheit; aber dieß Gefühl ist keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommene Harmonie verbindet alle Theile des physischen und physischen Organismus zum ganzen, so daß die Erscheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft je. an unmaßnahlichen Anstand, jenes — man möchte sagen — bequeme, in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtseyn der wahrhaften menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand hat kein Tanzmeister und Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deßhalb recht eigentlich der vornehmste Anstand seyn, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmut, Treue und Bürgerstolz, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volkes wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene

unbesiegbaren Vorurtheile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu seyn pflegen. Der gezeigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurtheile bestanden.

Erklärt möchte nun auch hinlänglich seyn, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes biederiges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und bescheiden, und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürsten: „ob Wacht sich wohl getraue, selbst eine zweckmäßigere Maschine anzugeben, die die Lasten emporbringe," erwiderte dieser, „daß er, um eine solche Maschine herzustellen, nur eines Tages, unter Hülfe seines Kameraden Engelbrechts und einiger geschickter und williger Handlanger, bedürfte."

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es diese gutherzigen Leute gedacht, und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinde, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindenden Höhe des Daches, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven geschickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben, und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Waagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nehmlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübsche ehrfame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen gesehen, und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geaukt hatte. Mit zwei Worten, Johannes Wacht ward Meister, heirathete die ehrfame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge gelegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen, und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackeren Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger stark an Geist, unterlegen haben würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahr war dieser Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hause ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Klöhn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte



die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker proffend, empor loberten.

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nerventraktheit, in Angst und Noth lag über das Feuer, dessen dunkelrother Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinem Kameraden die Brandmauer!“

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war todt. „Sehen wir nun,“ sprachen die Bürger, „wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten, und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rath beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird.“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke, so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Muth, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verkürzten Antlitz, den Leiden seines Weibes und seines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es ist nun vornehmlich, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermannen. Du, Bruder, bist ja mein wackerer thätiger Werkmeister, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn so lange schließ' ich mich in mein Kämmerlein.“

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf der Hausthür seine leise, wehmüthige, tief ins Herz dringende Klage: „O mein Weib, o mein Johannes!“

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren, Ihr kennt meinen Johannes nicht, schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Rathschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überleben, und jeder irdische Trost würde ihn nur verlegen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz.“

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden seyn, und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr, trat Meister Wacht ganz unvermuthet hinaus in den

Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Kerze, die Sägen sanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen sie: „Meister Wacht, unser guter Meister Wacht!“

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und ver kündigte, wie der gültige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabsandte, und wie er nun gestärkt, mit Muth und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. w. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, Lehrburschen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fest eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Art des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorzufinden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber stehenden Wand befestigt, und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Resin und Cypressen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, so wie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dieses rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „Armer Hans, zum legentlichen Erhöhen Du jenes Werkzeugs zum Wohl Deiner Brüder, aber Du ruhest im Grabe, und nimmst nicht mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!“

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schickte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen, treuherzig die Hand, und sprach: „Denk an ihn!“ — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad,“ sprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewährt hat, um mich mein großes Leid überleben zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besonders künstlichen und zusammengesetzten Handwerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. Schau her!“

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erkaunte eben so sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der viel-erfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darin finden konnte, desto mehr aber in freudiger Bewunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärte, er sich von der Unschätzbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte.

Wachts ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitfam, so geschickt auch Meister Engelbrecht seyn mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nemlich Sichelheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit



zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau legte sich in ihre Heimath, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dieß war aber nur mit dem ältesten, Sebastian, thunlich. Dieser war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bosartige zu gränzen schien, so wie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des älteren; ein kleines hübsches schwächliches Hübchen, dem die Milde und Herzengüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeit des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, so wie erster und älterer Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist, so wie den unabweidenden Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurtheile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nehmlich die vollkommenste Uebersetzung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtslehrsamkeit versteht, nichts anderes als künstlich ergrübete Menschenfagung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben siehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesamt, wo nicht geradezu für stete Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Schwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Robesten aus dem gemeinsten Wolfe gleich. Daß er für's Andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen seyn, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschneit, den Sohn seines treuesten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; so mußte, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtslehrsamkeit, und sein Vorurtheil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er an Jahren gereift, dessen ganze Schwachheit einzusehen im Stande.

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto mehr mit ausgelassenem totem Wesen. Da er aber Rücksicht seines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Geiß, so wie an der Nettigkeit seiner Arbeit nie aussetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufsteigenden Jugend bei, vergaß sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Härter abtaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und

Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majoren geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt.

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern statt, von denen die älteste Kettel, die jüngere aber Nanni geheissen.

In aller Eil kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen, in Bamberg herrschenden Meinung, der Vorname Nanni der allerhöflichste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann. Fragst Du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „Wie heißen Sie, mein süßer Engel?“ so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarzseidenen Schürze zupfen, und etwas eröthend, freundlich lächeln: „Nun, Nanni, Ihr Gnaden!“

Kettel, Wachts älteste Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen schwarzen Augen, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, fest hineinschaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rücksicht ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Frau Basen, putzte sich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, auch der ausgeleitetsten Köchin weit und breit, konnte der Hasen- und Gänsefeder so schmachhaft gerathen, über die Salzen herrschte sie nach freier Willkühr, wie z. B. Mirschig, Reesköhl, bereitete Kettels kunstreiche Hand ohne Gleichen, da ein seiner untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entscheiden ließ, und ihre Krapsen spotteten der wohlgerathensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden, und meinte einmal, es sey unmöglich, daß der Fürst-Bischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Kettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Festtage, dem Fürst-Bischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter, und verhinberte unter herzlichem Lachen, die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Kettel eine tüchtige Wirthschafterin, eine perfekte Köchin, und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmutig bewegt bei irgend einem Anstoß, so wie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbernen spielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Kettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine seltsam nuancirte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier sehn, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reiches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konn-



te, ohne dem jungen Mann und seiner Kettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verweigern, damit er Gelegenheit fände, sich um Kettels Zuneigung zu bewerben. Kettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: „Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst.“

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Für's erste war der Mann natürlicher Weise Katholik, für's zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Kettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf, und wußte seine Beobachtungen schlaue und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack, und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise herunter schluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Kettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte. Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sey ein mäßiger nüchternere Mann, und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genügte ihm ein Löffchen Suppe und ein Stücklein Dörsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht seyn, da es so in geringer Quantität genossen mehr sättige und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sey er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Gierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um sechs Uhr Abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labfal. Man kann denken, mit welchen Blicken Kettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte noch das Aergste geschehen. Es wurden bairische Dampfknäuel aufgetragen, die hoch — hoch angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Knäuel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücke. Kettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung bairischer Dampfknäuel unbekante Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren, und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Kettel hielt von dem Augenblick an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne; Meister Wacht widersprach ihr keinesweges, und der wilde Wilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte Kettel auf immer verloren.

Hat der kleinen Kettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt, ganzes Wesen der holden amuthigen Nanni vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten

Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dieß Antlitz, dieß Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treues Ebenbild.

Die Mutter war Rücksichts der sartersten Weiblichkeit, Rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was dem Meister Wacht als Mann charakterisirte.

Weniger ernst und fest als die Mutter, mochte die Tochter seyn, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Hartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verfeinerten Organisation zuzuschreiben, und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelikeit steigert, sie für's Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Nahrung ansehen, und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüth eben nicht eigen.

Es konnte seyn, daß Meister Wacht die zarte Nanni von Hause aus ein wenig verzärtelte, wodurch aber immer oft in süßliche Empfindelikeit ausartende Hartheit aussonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr leicht zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge, und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmuthig ausah.

Ganz geschwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgeben könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen gefühnlosen Kopfsuz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte. Eine glatte an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ — ein schwarzes, nicht zu breites, an die Stirne festschließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später war dieses Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte, und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Thurmbaube emporstieg. Eine Schleife, die, vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite, den angespannten Flügeln eines Adlers gleich, saß gerade über dem Nackengrübchen. In den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher ledigen Bamberger Introyable stand diese Tracht selten und anmuthig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichensolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit freischender Stimme im Namen des Verstorbenen, wie z. B. „der Herr u. s. w., die Frau u. s. w. läßt sich die letzte Ehre ausbitten,“ auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Bolten und die jungen Madels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt, und der Wind sich in die große Schleißen fest, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfsuz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken.

So widerwärtig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stanke angehören sollte, den er



bester, so ließ er dieß doch den Knaben, so wie später dem Jüngling, keinesweges entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der stille fromme Jonathan sich nach vollendetem Tagwerk jedesmal bei ihm einfand, und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkoren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann, als ihr Meister.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgeossen und auch die Herren vom Rath antraf und nach seiner Art mit festem Geiste die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den Spinnrocken wacker schurrern, während Kettel die Wirtschaftsrechnung fertig schrieb, über die Vereitung neuer unerhörter Schiffseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was diese, jene Frau Bos ihr heute vertrat. Und der Jüngling Jonathan?

Der saß mit Nanni am Tisch, und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und so geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog, und der schönen empfindsamen Nanni mit leiser süßespielender Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönzschicht des jungen Domizellar erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Köfel, war ein schöner Geist, und lebte und webte in Göthe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle alles überstrahlende Meteore am Horizont des literarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalds eine gleiche Tendenz zu entdecken, und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, mit sich ganz zu assimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweife seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammenreihete, vortrefflich fand, und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattfam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathan's ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog, und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisiert wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“  
Wie flossen Nanni's Thränen, wenn der lebensdürstige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekante Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selbst sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen, und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten, so wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stückes wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei solch gleichgestimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlobernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständnis seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren.

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet, und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbehte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick, nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, durchbohrte: „Was,“ rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdrönten, „was, Du elender Taugenichts, die Natur hat Deinen Körper vernachlässigt, aber Dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst Du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise, und so das Messer gegen Deine eigene Mutter kehren? Mit dem Recht willst Du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Waage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselte, und Dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme Dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lägerischen Menschenfahrungen willst Du Dein Hirn anfüllen, und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon Du Dich mädest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus Deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — Du heissest Engelbrecht — nein, wenn ich Dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sey, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinruft, und so die Menschen verführe, den jungen lägerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegeohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — ich verstoße!“

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!“ rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn Du ihn verstoßest, so verstoßest Du auch mich, mich Deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt.“

Dhnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Kettel sprangen herbei, und brachten die Dhnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer seyn die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachs' Antlig kund that. Statt der Flammerröthe überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „Das war es also!“ — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb, und halb zurückgewandt, den Weibern zurief: „Spart nicht kölnisches Wasser und die Haren sind bald dorüber.“



Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzensleid die Familie versenkt war. Rettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht angst und bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen.

Die arme Nanni erholte sich bald wieder, und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen, und sprach auch mehrmals vom Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten notwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht im Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Betherungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehen, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Theilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien.

„Mein lieber junger Freund,“ sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm, und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist dieses aber gelungen, so traben sie den geebneten Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Borns des Alten unerachtet, dürfet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben.“

„Doch ehe wir über Euren, in der That anmüthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Ihr seyd um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich dinire erst um vier Uhr im Seehof.“

Auf dem kleinen Tisch, an dem Beide, der Domizellar und der Advokat saßen, war in der That ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugiesischer Zwiebeln garnirt, ein kaltes gepicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffel, ein Teller mit strasburger Gänseleberpastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen selbst.

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt, und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das schönste und reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern, wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wiethschäftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, der gewöhnlich ranzig schmeckt, und alle Speisen verdirbt.

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Krystallflasche

edler Champagner von der nicht moussirenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgelassen hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor, schenkte ihm Wein ein, und langte dann selbst tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen Theil des Menschen al pari stünde. Das ist eine gottlose abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann, oder ironischer Mystifikant, seinen eigenen Willen durchsetzt.

Das geschah eben jetzt.

Dem instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, so wie mehr strasburger Pasteten verzilgt, als einem jungen schmerzgefüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme sein ganzes Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen gleichen, welche schmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft, und sich zierlich den Mund gepugt hatte, sich in Positur setzte, und in folgender Art begann:

„Für's erste, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht so thöricht seyn zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seyd, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als, Peter hat um Grette gefreit, und Grette und Peter sind Mann und Weib worden.“

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da Ihes der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegevater ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auersereine Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache, Ihr seyd Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetisches Prachtstück, im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmet die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empanat Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seyd Ihr in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Euer tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt Acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Bortreffliches erzeugen lassen.“

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebeschmerz sich ein seltsames sehr unangenehmes Gefühl bemischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will, doch dieses Gefühl verlaßt bald. Damit Ihr mich aber versteht!



Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater fattsam abgeprügelt und zum Hause herausgerworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdelein in Ihre Kammer sperrt, und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausknecht zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejischen Häufte vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen, (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig) so muß diese aufgegährte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der rein poetische Liebeschmerz sich sehe. Ihr seyd garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergeht Euch jetzt ganz der Poesie."

"Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, lest, dichtet, lest mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebeschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weissen Lamm auf dem Steinwege abgehengen ist, und von der der Graf Messelfädt behauptet, sie sey die Schönheit und Anmuth selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebeschmerz verwandeln. Bemerk, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand gibt, der jede Liebe, die mich erfährt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich."

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr tanauweilig, ja unerträglich seyn, wenn nun hier weitläufig und wohl gar in allerlei überaus zielichen Worten und Nebensätzen geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman, und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebehret, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideen- gange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah, und das andere, minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Muthe, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereigniß gehalten haben, und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise, wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dieß seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verkörender Unglück sey. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten fortönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen, wie in einen spiegelhellen See, er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbeflegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer feineren, edleren, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem

harten, ihr Leben durch manche Quaal erbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Muthe widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maaßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathan's ganzes Leben, so müßte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächerer, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemüthsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät.

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerschneidenden Stimmung, die er noch nie gekannt, und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Kassina, viel weniger zu irgend einem Entschlus kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er lehrte im Gasthose ein, und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Pilsenerbier auftragen.

"Ei! schönen guten Abend, ei! Welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntag-Abend. Führwahr, ich traue meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrscheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quälenden Stimme angetruhen. Es war Niemand anders, als der Herr Vicar Leberfink, seiner Profession nach ein Paktirer und Bergolber, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfink's Neukeres fiel jedem seltsam und abentheuerlich ins Auge. Er war klein, unterseht, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelhüften; dabei aber kein häßliches, gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Wäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Neuglein. Alltags ging er nach einer verjähreten, französischen Mode, hoch frisiert und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften seidnen Rock mit ungeheuren silberbespannenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Aftahosen, weiß und himmelblau fein gestreifte seidne Strümpfe und glänzend schwarz lackirte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blühten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse Lagenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine gewisse Lagenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine seltene Virtuosität der Weichen in schicklichen Momenten, z. B. beim Ueber-springen einer Gasse, ein Entrecht zu schlagen, so mußte es geschehen, daß der kleine Paktirer sich überall als eine absonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Wesen



wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Bergolber, Herr, oder besser, Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich, sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber, und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religionskultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen, und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrückte. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja, und wisse, daß man, es sey was es sey, mit ihm gerade herausprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhandler seinen schönen Garten mit dem massiven Gartenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundstücke, trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm seyn würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen, und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere, weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmuthige Günst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erheitern.

Der Meister redete sogleich das Nöthige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigenthum, lustwandeln solle. „Nun!“ rief Meister Wacht, „nun Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden, und kauderwelsches Zeug zu schwagen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „Dafür kann Rath werden!“ und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten entseztlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Anspruch des Tribunals im Innern kund thun und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dieß Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung

stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschleichen lassen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt, und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Goethe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „Es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Weisheit. Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr, — doch Dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entspringen wird!“

Jonathan verstand Wachts mythische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den Götz von Verichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Zug zu beginnen.

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine franke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde,“ sprach Meister Wacht mit dem lieblichen Lächeln, der ihm so eigen, und mit dem er alles hinzureifen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank, ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß Du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkstatt hinaus brächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, Du thust es. Du bereitest mir selbst die Butterbrotchen, das wird herrlich munden.“

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirn, küßte, herzte, hätschelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entzündete Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Vater! Vater!“

„Nun, nun,“ sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden.“

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen, und der Meister seiner mit keiner Sylbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte, und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „Wo bleibt denn unser Jonathan?“ Kettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?“ — „Seht den Affen,“ sprach Wacht mit lachendem Ton, „Christian soll gleich hinspringen, und ihn herholen.“

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in dem ersten Augenblicke, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstere drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenen heiterem Wesen, so wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns,“ sprach Meister Wacht nach Tische, „ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen.“ Es geschah.



Monsieur Pickard Leberfink schmeigte sich sehr gesittlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lactierer sich im Lobe der Speisen erschöpfte, und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Bang, habe er nicht delectatere gegessen. Da nun Meister Wacht, ein großes Schlüsselbund in der Hand, starken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nanni's Nähe. Verstohlene Seufzer, leise hingehauchte Liebesklagen, das war alles, was die Liebenden wagten.

Meister Wacht blieb vor einem schönen neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlaun Lächeln und leisen Richern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr geräumiger Pavillon gelegen, auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein, und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoss.

„Ach,“ sprach Meister Wacht mit einem Len, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, „ich stehe hier in meinem Eigenthum, der schöne Garten ist mein, er mußte mein seyn, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Besizes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen schönen duftenden Blumenbeeten sehnte.“

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust, und rief: „O! Vater, Vater! Du zerreihest mir das Herz mit Deiner Milde, mit Deiner Güte, sey barm —“ „Still, still,“ unterbrach Meister Wacht das leidende Kind, „sey nur gut, es kann sich alles fügen auf wunderbare Weise, in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden.“ — „Ja wohl, ja wohl,“ rief Nanni wie begeistert, „o ihr Bäume, ihr Büsche, ihr Blumen, ihr fernem Berge, Du schönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in Euch, ich finde mich selbst wieder, wenn Eure lieblichen Stimmen mich trösten.“

Damit sprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh vor offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in diesem Augenblicke keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eilüftig zu folgen. Monsieur Pickard Leberfink bat sich die Erlaubniß aus, Nettelchen in dem neuen Besitztum herumzuführen. Der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabschauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und küß die blauen Wolken des ächten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüste. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemüthsstimmung des Meister Wachts sehr verwundert, ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister Wacht war nicht so wohl zu irgend einem Entschlusse, als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzlichste Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan selber, verbunden zu sehen.

Es geschieht was, sprach er zu sich selbst, es muß was geschehen, wodurch das unglückliche Verstandniß aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entrisen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschicks.

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Mensch hervorruft, sich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüthe der Jugend stehenden rüfigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponire, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstossenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edeln Lactierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Besitztum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Weinade so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt, und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Schere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenrothen, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lactiert, und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Kapsel der Heesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch so wie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Ersauern, daß Stengel und Blätter vergolbet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Kettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalirte, bestand in dem ausersensken Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Kettel war über das Gebäckene ganz außer sich, und behauptete insonderheit, daß das zum Theil herrlich versilberte und vergolbete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabricirt seyn könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er selbst sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verlese, und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sey. Kettel hätte vor Ehrfurcht und Ersauern vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Ueberraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Kettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Feisig-Altshofen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpfte, und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuern Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Kettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblicke einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebeiche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner, schön lactierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen, und hielt der Kettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„Voilà le cœur de Monsieur Pickard Leberfink, que je vous offre!“



„O Semine,“ rief Nettel ganz erschrocken, „o Semine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knien Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen — bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Vester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies.“

„Nein,“ rief der wilde Liebhaber, „nein, o Margaretha, nicht eher entleigt der Sie auf das Janigste liebende Dickard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ — „Heirathen wollen Sie mich?“ sprach Nettel, „nun denn, frisch aufgestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Nettels Athernheiten noch länger ermüdet werden? für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Nettel's Brauttschaft kam ein gewisses Leben in Wacht's Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas besondres ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, der sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wacht's Haus zu besuchen, und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen seyn? er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nehmlich eine junge unbekante Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eiegrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sey eine vornehme, feine reiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen, einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didona ab nonnata; noch Andere zu einer verlausenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertsgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-Bischof fehlen; genug, die meisten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit seyn sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gabelmann zu nennen pflegen) festhielt, und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksam Gemüther, die Niemanden beggennen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er gewesen seyn? wo mag er hingehen? was mag er treiben?“ u. s. w. hatten heraus gebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtllicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß

der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekanten Abenteuerin verstrickt habe.

Meister Wacht's ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd seyn und bleiben, diese scheinbare Weirama des jungen Advokaten, als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhang der Wasen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreiste, Niemand wußte wohin.

„So geht's mit dem Lichtsinn, hin ist des vorwichtigen Herrn Paris,“ sprachen die kluge Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erstaunen aller, besorgte der alte Sichteimer selbst die Praxis seines Pflege Sohnes auf das Pünktlichste, und, einmüthig in das Geheimniß mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflege Sohnes zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit, von Thränen halberhüllter Stimme leise klagte: „Warum hat uns Jonathan verlassen?“ so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „Ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Ruhm schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen?“

Dann pflegte aber Herr Dickard Leberfink Jonathan's Paret zu nehmen, und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sey, wie die Fremde nichts Besseres seyn könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtsache an den schon weitberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondere Sogacität, durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit, die verworrenen Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels Willen still zu schweigen, da ihm lieb und weh werde, wegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte, und neue Hoffungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merklliche Beimischung von Verdruss, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über sein Abenteuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat in der frohlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb seyn, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugegetragen, hier gleich einer epibischen Novelle einzuschalten zu sehen.

Der Ungarische Graf J... im Besitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Juncigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außerdem das über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugent, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf versprach seiner Gemahlin, mittelst Testaments, sein ganzes Vermögen, auf den Fall seines Todes, zuzuwenden.

Einmal, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten, und er nach Wien in der Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, ergrüßte er dieselbe, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen, und die



Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzte habe, ein Testament zu Gunsten ihrer aufzusetzen, und den Gericht zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß in einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er stirbt, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, so wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sey. Wie es wohl zu geschehen pflegt, verschob der Graf von Tage zu Tage die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod überreife, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe, bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sey, das Testament selbst nicht ansehen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rathe gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam, und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie über an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspähen, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten Raubkammer-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchsten Grade wichtig seyn mußte.

Dieses Papier enthielt nehmlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf, zu Gunsten seiner Gemahlin, ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreussische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eifer für die Sache, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereben, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgingen und der Graf ein passionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzufahren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehen der Graf nicht erdärmlich genug beschreiben konnte, versiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinnen raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger recht geschickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch im Stande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber auf's Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise tödten und seine Gemahlin in die tiefste Verzweiflung versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preussischen Landeskollegiums sey, und daß

er mit aller Formlichkeit sein Testament dort deponiren könne, so bald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte, und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient, und war fünfzehn Jahr hindurch Meitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Kognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sey und testirt habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das Preussische Lithauen genommen, und zwar um so mehr, als in Lissit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich auf's neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Lissit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Räthsels suchen müsse. Ganz misanthropisch und voller Sorgen traf er einst an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fuhr er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauses trat. Es kam ihm so heimlich darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genäheste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur überluchtet, abgesprungen, und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter, als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländischen Geschmack, angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf B... das verhängnißvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen. Genug, Insterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preussischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischen Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin, auf das vollständigste geführt, die Publication des Testaments als ungewisselhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder im Besiz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.



Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan, und es ihn, den Meister Wacht, bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen seyn würde.

„Diese Angelegenheit,“ sprach Jonathan, „halte ich für einen wahren Glückstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.“

„Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarische Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das Schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück brabantischer Thaler zu verehren.“

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was!“ fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, „was! hab' ich's nicht gesagt? das Recht hast Du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten heraus bekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme Dich!“

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, so wie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüthe ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei seiner Rede, und zugleich Lehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: „so bald von Recht die Rede ist, gibt es kein Geld auf der Erde.“

„Es ist wahr,“ fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, „bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die Dich wohl entschuldigen können, und zum schönsten Eigennus verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen, und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mir manchmal bedünken wollen, daß Du an den Platz dort, den Du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest.“

„Ihr seyd sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater,“ sprach der junge Advokat mit vor Behmuth bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter socialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann sich das gespannte Verhältnis wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruss nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andreas geheissen, war ein treuer, ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit

einer Liebe ohne gleichen. „Meister,“ sprach dieser eines Morgens, als sie eben mit einander Balken abschürzten, „Meister, ich kann's nicht länger tragen, es löst mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meister Wacht schnell das Schürhaken fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust, und rief: „Mensch, vermagst Du aus diesem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hinein gezeichnet hat, herauszureißen, so mag das geschehen, dessen Du gedenkest!“

Andreas, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Contestationen der Art einzulassen, kroch sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzeln: „so würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkflatt von keiner sonderlichen Wirkung seyn.“ Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sey, den höchst wahrscheinlich der Graf von Köffel dirigiren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkflatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dieß außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschneigelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolber, Monsieur Picard Leberfink in allerlei bunten Farben gekleidet, und einem Frühlingssäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache untersah, daß der Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rückwärts Nanni's und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander standen, und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßen Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Hol her!“ der große Peter auf der andern Seite aber sofort zuschob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Picard stürzte; dieser stürzte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nehmlich ein hoch aufgetürmter Haufen von Holzspalttern, Gespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier schwarze und zwei chamois-farbene Füße; letztere waren aber die Gallastrümpfe des Herrn Lackierer und Vergolber Picard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich seyn, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Picard Leberfink blieb froh und freudlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.



Meister Wacht hatte abgegessen, und stieg so eben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Hoho! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „Ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamten Bürgermeisters und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlag die Hausthür eingestossen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehen stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöchernte Soldatenmütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den klebsten von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe, und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho!“ rief der Kerl, „Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den ihr um sein Erbe betrogen?“ Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majestät seines Ausern einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Nothstock vorstreckte. Da war es, als trafe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor, und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil ist, ich will es mir verschaffen trotz Dir, du alter Sündler!“

Er rannte pfeilschnell den Kautberg herab, von dem Volk verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden in der Thür stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!“ in die Stube hinein mehr schwankte als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vor's Gesicht hielt, und mit erschütternder Stimme rief: „Ewig Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!“

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte von Kautberg herab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entsetzlichen Ahnungen ergriffen, rannte der Meister hinaus nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kautbergs belogen.

Ein dichter Wolfshaufe wälzte sich vor ihm her; in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Thier sich sträubenden Sebastian, der so eben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen, und abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!“ so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz, und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die sich mühten, ihn in's Leben zurück zu rufen; drei mit der vollen Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebevolle Freundschaften sogleich den ganzen Verlauf der Sache erfahren, und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblicke angelangt, als der junge Advokat, Kraft der verschwendeten Rapsia, wieder die Augen aufschlug, und die Chirurgen vom Trepaniren sprachen. Man kann sich das Uebrige denken.

Nanni war trostlos; Kettel, trotz ihrer Brautschaft, im Trauer vorsetzt, und selbst Monsieur Picard Leberzucht versichert, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig seyn, auf dessen Caput eine Zimmermannsfaust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathans sey unersehlich.

Indessen felle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich seyn, die Ver Silberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens suchen.“

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der vom bayer'schen Militär durch das Bambergerische transportirt wurde, entsprungen, und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorfall auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verlieh unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgibt, und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächtischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterlein, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dieß Märchen aus verschiedenen Aeußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nehmlich hinaus gestürzt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte, und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter!“ schrie Sebastian wüthend, „Siehst Du bei Deinem Mammon, zählst Du, was Du geraubt hast? her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und Dir zugewandt hat. Du schwächliche Ding von geistigem lüsterne Satan!“ Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend, beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ Dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen, und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Wismuth davon die Folge war. Dießmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: „Sebastian! Brudermörder, Du mir das gethan!“ und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht.

Doch wer ermüdet die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verbläste, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verführten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meister Wachts be-



wiesen diese Gemüthsstimmung. „Also Dein Bruder sitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen Dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, Schuld daran zu seyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders seyn — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie auspugen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen.“

Vergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben seyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, in Uebermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre,“ sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, „das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dünkte, Du unternähmst den Rechtshandel, Du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich Dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, seine Augen flammten, seine Brust slog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz Anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor, und rief: „Nein, Ihr seyd nicht mehr mein Vater, Ihr seyd ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gebe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ — „Ja,“ rief Wacht, ganz Jörn und Ruth, „ja, fort aus meinen Augen, Du dem Satan Verkäufer, Du Bruder des Brudermörders!“

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geschichte wurde, als der junge Advokat sich a la Wertker todt schießen wollte, bemerkt, wie gut es sey, daß die dazu nöthigen Pistolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es eben so erspriesslich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eigenen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geraden Weges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drolung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs Neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen seyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierung seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in himmelblau und Silber glänzten, in hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Ketteldien abgemerkt, daß ein rother Fisch, rothe Stühle u. s. w., ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Anbringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth, ermas ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshaufe zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen gelesen, heftig erschütterter zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die aufrichtigsten Nachrichten von Deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangenenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte Dir daher, um das Unglaubliche Dir glaublich zu machen, haarlein alles sagen: aber die Zeit drängt.“ — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten starr ins Gesicht, der beschämt erröthend die Augen nieder schlug.

„Ja, ja,“ fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, „Du weißt nichts davon, daß Dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Aene ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust gerissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmords ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.“

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Geirangenhauises, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich Dein Bruder so sehr als ein geschickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begeben, die Stelle des Potiers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei sein stilles frommes Wesen, seine Bescheidenheit mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.“

„Das weißt Du alles nicht, darum mußte ich Dir sagen. Was weiter! Der Fürst-Bischof hat Deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden; aber wie war das alles möglich ohne Geldzuschüsse?“ — „Ich weiß,“ sprach der junge Advokat sehr leise, „ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser versorgen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug geschickt.“

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen, und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproste auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besizthum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um“ — Weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen Advokaten an seine Brust, und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat,



„mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in Deiner Brust lebendig worden, und daß ich besteho vor dem ewigen Weltgericht, wie Du dereinst bestehen wirst.“ Doch, fuhr Meister Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt, und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni — „So trag' ich,“ sprach der junge Advokat, „meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika.“

„Bleibe hier,“ rief Meister Wacht ganz begeistert von Wonne und Lust, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist Dein!“ Noch einmal umhastete der Meister den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor Dir, und möchte Dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich Dir angethan! — Doch kein Wort weiter, andere Leute warten auf uns.“

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein, und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Gehet wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrsamten Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung, doch der alte fromme Andreas sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die Schöbde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und alles weicht sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

## Die Marquise de la Pivardière.

Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt, und Sie dort, da er ihrer überbrüssig, um eine andere buhlt, mit vielen Messerschnitten ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer annehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber, allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Herzogin d'Anguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderem gesprochen wurde, als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beerdigkeit, daß nur heillose Vernachlässigung des Unrechts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geist und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: „Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortreflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?“

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung Ihr und der Gesellschaft den unaufrichtigen Unmuth entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im

Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barré's auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von St. Hermine sich ungeduldig von seinem Sitz erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreißt, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmüths zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unaussprechlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz, verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière, ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden.“

„Gimmel,“ rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!“

Auf dieß Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmüthigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle du Chateaubelin die Zierde der ersten Birkel in Paris gewesen sind.

„Und,“ sprach der Graf mit dem ins innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Birkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hülfe Ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!“

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, die der Dummheit nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ.



Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten, Sein starrer Sinn verschmähete jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig sey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und Ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls ic. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus gedekonten Dingen bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede seyn konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins trafenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Kaubigkeit eines männlichen Griffes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuziehen; es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innern, und die er in selbstsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen; daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Birkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin seiner Tochter eingefloßt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska'n mehr und mehr genähert,

wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fragenhafte Pepanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundsanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Verbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sey sie auch fünfundsanzig Jahre alt geworden, sich selbst beraten könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehefeue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgefügten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingungen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Muth angehört, ohne sie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sey, daß ihre Lage, der Besitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben festzusetzen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das von ihrem Verhältnis herbeigeführt, nothwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald im Stande seyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als den vernünftigsten, ruhigsten bewährt.

„Fräulein,“ rief die Herzogin, „Fräulein, sollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn dem ganz verschlossen seyn dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?“

Franziska versicherte, daß dieß niemals der Fall gewesen sey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urtkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Vernüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstorbes Leben.

Die Herzogin gerith ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska rüchlich auszuschelten, daß sie in einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sey und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nemlich ein armseliges verstorbes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, nein, es ist nicht möglich, Du täuschst Dich



selbst, Du giebst Dich uns schlechter, als Du wirklich bist; fremd sind Dir jene Grundsätze eines strengen, starrn Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im unglücklichsten Eigensinn Deiner innern Neigung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick Deines Lebens! — Es ist nicht möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich einzwang in Dein eisumpanzertes Herz!!

Franziska stand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: „Ja, ich will aufrichtig seyn. — Ja, es gab in meinem Leben ein Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!“

„Weh Dir!“ rief die Herzogin, „weh Dir, aber sprach!“

„Ich hatte,“ erzählte Franziska, „eben mein sechs-zehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug seyn können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten.“

„Das wart Ihr, das wart Ihr!“ unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr,“ fuhr das Fräulein fort, „was ich eben sprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.“

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen Franziska! wie einen leisen Seufzer. — Unwillkürlich schaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Inneres wie ein glühender Dösch, — mich ergreift ein namenloser Schmerz, — es ist mir, als müße ich sterbend niedersinken, aber der Tod sey das höchste seligste Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von süßer Unual gepenigt tief aufzuseufzen — Thränen strömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schämt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reissen. — In tödtender Angst, ja in Verzweiflung verzichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sey. — Ich verlange zurück in die Gesellschaft.“

„Meine Augen suchen, finden ihn — ich sehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.“

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse zerstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft,

gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal, oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaus sehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt, und dann gerade zu loschreitet auf die Thür des Hauses. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! — Er kommt, er sucht Dich auf! — Dieser Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater stand bei mir, ein Naphtasläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet. Er habe die Thür meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedanken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervensiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verhängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste.“

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erdohnten Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sey, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus zerstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät, und dann unwiderbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch überreite sie sich eben nicht mit der ihr selbst so notwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist,“ wird sie das Seltsame unerwartet thun,“ sprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn Niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardiere ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardiere war unter Franziska's Bewerberinnen derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehülflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beizendem Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden



Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dieß veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlaue genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das sorglichste Alles zu studiren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als seine eigne Ueberzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanken, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses Mißverhältniß sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebeshwürdigkeit seiner Gattin, schien ganz ein Anderer. Das Eis, das sein Inneres erstarrt, schien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardiere sey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich seyn könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung änderte sich auch nicht im mindesten, als die Marquise dem Gatten eine Tochter gebahr.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des sogenannten Arrierebans veranlaßte, so daß der Marquis im Dienste dieses Arrierebans von Zeit zu Zeit vom Schlosse Nerbonne sich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es seyn, daß dieser Dienst ihm zu lästig war, mag es seyn, daß er sich hinwegsehnte aus dem einsamen Leben, und daß selbst das Verhältniß mit der Marquise ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er suchte Dienste in der Armee, es gelang ihm eine Eskadron in dem Dragoner-Regiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten, und er blieb so vom Hause ganz entfernt.

Eine Viertelstunde von dem Schlosse Nerbonne war die Abtei von Miseray gelegen, welche regulirte Augustiner in Besiz hatten. Einer dieser Geistlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schlosse Nerbonne, welcher Dienst ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Messe zu lesen. Dieser Geistliche war denn auch altem Herkommen nach der Beichtvater der Herrschaft zu Nerbonne. So geschah es denn, daß die Marquise, statt in der Kirche zu Teu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Messe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt lag, so machte die Marquise den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquise sich gerade in dem Garten des Schlosses befand,

könten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquise fühlte sich von einer Lebemuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als stiege die Vergangenheit vor ihr auf wie ein Traumbild, und manche liebe Gestalt, mancher schnell entflohen Moment mahnte sie daran, daß sie das Leben nicht zu erfassen vermocht, als es noch grün und blühend sie umgab. Ein seltsamer Schmerz, den sie selbst nicht verstand, beengte ihre Brust, und unwillkürlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte sie Geleitigung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab sich nach der Abtei, und während des Hochamts, das so eben begann, näherte sie sich, von unbekannter, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtstuhl, den der Kapellan des Schlosses Nerbonne eingeweiht pflegte.

Als nun aber der Priester die Absolution sprach, bedröhte sie zusammen vor seiner Stimme, und der Dönnmache nahe, wankte sie fort, als sie durch das Gitter das totenbleiche Antlig des Geistlichen erblickte, aus dessen düsternen Augen ein Feuerstrahl sie durchsah.

„Mein, es war kein Mensch, es war ein Geist aus grauenvoller Tiefe heraufgehoben, mich, mein Leben zu zerstören!“ So sprach die Marquise, als sie ganz erschöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von diesem Entsetzen wurde sie erfasst, als sie sich deutlich erinnerte, dem gepentischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewohl schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Abnung in ihre Seele gekommen. Eben so erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen, herzzersehrenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen; sie schickte nach der Abtei, sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen so eben verschieden sey, daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schlosse Nerbonne verwaltete und den nächsten Sonnabend Messe lesen werde. „Ist es möglich,“ sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfs solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Ueberheit schämen.“ Als am Sonnabend in der Frühe der Geistliche, der den Dienst des Kapellans verwaltete, in das Zimmer der Marquise trat, als er sie, sich sanft neigend, mit einem „Gelobt Jesus Christus!“ begrüßte, da starrte sie ihn an, sank denn nieder zu seinen Füßen und schrie ganz außer sich: „Weh mir! — Ja Du bist es, Du bist der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet.“

„Hast Euch, Frau Marquise,“ sprach der Geistliche ruhig, indem er die Marquise aufhob und zum Lehnstuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach, vielleicht nur zu tödtend Euer Brust zerreißt, da keine Reue das erste, was unwiederbringlich verloren!“

„Haltet,“ begann die Marquise mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnsinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlig, Euer ergrautes Haar,



— und doch seyd Ihr es, ja Ihr seyd der Jüngling, den ich einst bei der Herzogin d'Aligouillon erblickte, der in meiner Brust alles tödtende Entzücken, alle brünstige Luual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben sollte! — Weh' mir! — Was ist es doch, das noch ist, da ich Euch wieder sehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — Alles ist Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jüngling seyn — es ist nicht möglich!"

„Weh!“ unterbrach der Geistliche die Marquise, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charost, den Ihr in Verzweiflung fürztet! — Ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtstuhl tratet; ich verstand das, wozu Ihr Euch in seltsamer Verstortheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkürlich meiner Brust entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entströmten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdisches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir schreibt, der mein Herz durchschneidet, mich in trostloses Elend fürztet; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder gesehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen, daß nun die letzte Prüfung vorüber sey.“

„Wie!“ begann die Marquise, „wie, Ihr sprecht von einem Briefe, den Ihr empfangt? — Nie habe ich Euch geschrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aligouillon gesehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimnisse!“

„Vielleicht!“ erwiderte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht verlor ich ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie sie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erst als ich das Fräulein von Chauvelin sah, erfaßte mich die Unruhe mit aller, das ganze Gemüth erschütternden Stärke, die es über einen verfahrenen Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Lust durchhebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, sah, wie ihre Blicke mich in scheinbarer Liebe suchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchste Glück meines Lebens! — Die Aereise meines Vaters, des Präsidenten Charost, nach seinem Wohnsitz Chatillon sur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erloscht; mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelssonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu seyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerstes durchfuhr: „Fort — fort — Unglückseliger!“ — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus! — Ich hörte Schritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters de Chauvelin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Gluth der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor

sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, irgend einen Haß oder Abscheu gegen mich, den zu kennen sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müsse ich nehmlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht sey es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. Jedes Wort des unseligen Briefs spaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid das ich trage!“

Die Marquise behauptete bei allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortete.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Seyn und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingefloßt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Prinzip gewesen sey, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstre, freudenlere Gruft, in die sie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar, und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Rathschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht ausersehen, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelweg zu leiten.

„Wie!“ unterbrach ihn die Marquise heftig, „wie, Ihr wolltet!“

„Euer!“ sprach Charost mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater seyn, und ich glaube, Frau Marquise — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Capellanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich des Sitouin Francois Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war.“

Charost hatte Recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüth der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Dester, als es gerade der Capellansdienst erforderte, kam Charost nach dem Schlosse Nerbonne, und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Frömmlichkeit überließ, die die engsten Schranken der Würde nicht überschreitet, die Seele des kleinen Birkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Birkel bildeten vorzüglich der Ritter Preostille mit seiner Gemahlin, ein Herr de Gange, die Dame Dunée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise.

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Capellan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie



er behauptete, sein Jugendfreund sey, den Dienst behalten sollte.

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe, wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entschlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kapellanstelle.

Anderer sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardiere, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand, so wie das gewisse Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach, und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardiere und die des *Huissier Bouchet*. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich eintrotzig in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der fränklichsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anlagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Glenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe weghannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer seyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältniß mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß

sie weit entfernt sey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns maßige.

Der Marquis de la Pivardiere hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieu, einen von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthose frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Teu, Namens Marsau, der den Marquis kannte, und sich wanderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeußerung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein häßlicher boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augustiner Franziskus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überfallen werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardiere, der ihm Freundschaft beuchelte, mit seinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufbringen wollen; daß de la Pivardiere, der schon damals im Sinn trug, solle es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verweigerung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grabe zu führen, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete.

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bändnis lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmuth rief er aus: „*Pe! — ich werde diesen keuchlerischen Pfaffen zu finstern wissen; und dann mein Leben gegen das seine!*“

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis diese Worte aussprach, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in die Wirthsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück seyn würde, erschradt bestarrte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, was sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Maria-Himmelfahrtstag, das Weibsel der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Birkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, hat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.



So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbeirufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Finte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinett gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgeessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrot in den Saal.

Alle standen auf und bezeugten ihre Freude über die unerhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergesenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Plage sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber,“ sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht mehr gesehen?“

„Ja,“ nahm der Marquis das Wort, indem er einen schmerzlichen Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das ist wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihre Freund!“

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher statt gefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville hat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte sie, indem er einen stolzen, gebietenden Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen vereint habe.

„Sch,“ erwiderte die Marquise, „geh nach Auzerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der Du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!“

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht gehaut, die Marquise von seinem verbotenen Verhältnis unterrichtet fand, da er bestrachten mußte, ließ die Marquise ihren Zorn nicht fahren, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfesquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzutun, daß er nie in Auzerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verläumdung sey; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Gieher Heuchler, bald wirst Du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!“

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, anerkennen, und legte sich ins Bett. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über die ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmern, auf welche Weise der Marquis sich entfernte, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lau schend, das letzte Gespräch des Marquis mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sey.

Indem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nehmlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältnis schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig seyn sollte, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardiere in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und dessen Gespielin war, um wo möglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschahen. In der Nacht sey sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — hab Mitleid — erbarmt Euch meiner!“ — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, in dessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sey alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt, und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unerbüchtigen Personen wiederholen, und beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon-sur-Indre, von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Sen.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Gattin, Margarethe Mercier, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Catherine Lemoine, sollte



geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margaretha Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlossen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgefinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Hockenschlag zwösf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit,“ rief die Marquise dem Charost entgegen, und alle bezogen sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblicke drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Wollendet!“ rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grausames Weib, kann Dich denn nichts rühren? Kann Deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst Du mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben!“ — „Wollendet!“ rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen bligte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer, über den Marquis her, und verletzten ihm mehrere Striche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiderten indessen, das sey gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asehe herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller trugen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte, ebenfalls in das Zimmer eingedrungen seyn. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden, und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sey. Deshalb sey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert

sollte verhaftet werden; er entfloß indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardiere angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardiere aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal behaupten zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sey es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder ungreiflicher Trugungen zerrissen werden, und sie frei da stehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihr Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders sehe nun aber die Sache, da ihr Weidwader, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit dem theilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldsichtigkeit werde sie erst die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mit lächelndem Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Behauptungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügegeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unachtet durch jene Aussagen der Mägdle, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhang standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unglücklichen Verhören, das sonst für die Schuldlosigkeit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Deuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich allen, die sonst die Marquise hochverehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsbienner sich im Schloß Merbois befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigeläufen, ein, zerbrachen Fenster, Thüren, Geräthschaften, verunstalteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardiere aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzutun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet, der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sey. Dieß gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt seyn könnte, die Erde durchzuwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nehmlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nehmlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachzusehen zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich



nicht unterfangen, den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann (so fügte man hinzu) habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sey Bonnet entflohen.

Möchte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandnis haben, welche es wollte, so viel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit versiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nöthig. Die Marquise erschien vor den Schranken, mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hineingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschneidet: „Mein Vater — mein Vater! — warum strast mich der Himmel so schrecklich? — Giebt es broden eine Seligkeit, die diese Quaal wegnimmt? — Ihr meinethalben des scheußlichsten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geschehen! — Auf der Richterbank öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels — verkündet siegt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder.“ — „Beruhigt Euch,“ sprach Charost, indem er sich bemühte die Marquise aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eureshalben sterbe, nein, nur ein gleiches Geschick bringt uns vielleicht beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben so frei von Schuld, als ich?“

„Nein, nein,“ rief die Marquise heftig, „nein, nein, ich sterbe schuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!“

Das Gericht glaubte in diesen Worten der Marquise ein Geständnis der That zu finden, und drang aufs Neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzubalten, die ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müßte.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sey, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost behauptete ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise eben so frei von Schuld sey, als er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise, im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gesehen sollte, er im voraus die Geständnis, welches ihm die Quaal entrisse, als falsch widerrufen müsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden; da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtssaals öffneten sich, und herein trat — der ermordete geglauete Marquis de la Pivardiere!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Komorantin aufgenommen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardiere anerkannt worden war. Am Fest

des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu Feu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten Blick den ermordeten geglaueten Marquis de la Pivardiere erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray, so wie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!“ Er stand auf und fand vor der Thüre den Francois Marsau aus Fen, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Finte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsbienen eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Ehediversions erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dieß konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprochen. Er kam glücklich durch Feu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Notwendigste einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu, und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Raslos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimath, und so, die eigene Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältniß mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte. Der Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Feu, besorgte zu Komorantin den Akt seines Auerkennnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Weichtaters hätte ein Ende machen müssen; dieß war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall seyn. Außer-



dem, daß die Aussagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar bestrebend. Ohne Ueberraschung oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardiere spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, so wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen, und beschloß durch die strengste, genaueste Untersuchung Rücksicht des angeblichen Marquis de la Pivardiere die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Akt des Richters zu Komorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch im frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Ähnlichkeit mit einem gewissen Martin Guere nutzend, sich für diesen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guere täuschte, bis dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mädchen, der Mercier und der Lemoine, vorzustellen, die beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardiere sey, wiewohl er große Ähnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost!

Es würde ermüdend seyn, alle die Maaßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, in wie fern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardiere aufgetreten, wirklich derselbe sey. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Äbtissin des Klosters hatte ihn von frühesten Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammen gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Auerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardiere auf das Vollständigste geführt sey.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardiere waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch seyn. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß abgelegt haben. Dieß gab Anlaß zum Verfah-

ren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und beide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Klinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dieß im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schien, und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sey es, daß der Marquis ermordet, und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sey. Nur eine Gistel davon zu sprechen, bringe sie aber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägen nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermordet und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschleiern; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, heißt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verächtlichen Äußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter seyn soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschloffen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müssen von allen Umständen unterrichtet seyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast Du,“ fragte z. B. Bonnet, „hast Du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?“  
— „Mein, mein Herr,“ antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen.“



„Gefahr!“ donnerte Bonnet heraus, „oder Du wirst augenblicklich gehängt!“ — „Ja, ja,“ spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichen Angst, „Charost fiel vor über den Marquis, etc.“

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier, im Gefängnisse gesprochen hatten, beklagten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermutet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zusehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmüthig die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopie ausgebrütet, nicht gesehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Fingerringe abzuschneiden, wenn sie nicht gesehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknehmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie sey so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, triebpösten sich jetzt in dem übertriebenen Lob. Der

Graf von Saint-Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Laugenchichts sey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Angoulême übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der Pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geblüht.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entsetzt, und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsetzung zeugt. „Was sprecht ihr!“ rief die Herzogin ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es,“ erwiderte die Marquise, indem ein düstres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündig gegen irdisches Gesetz — Ach ich liebe ihn, — ich liebe ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels mich zu veröhnen mit der ewigen Nacht; und diese Liebe, nur diese Liebe war mein Verbrechen!“

Viele, sehr viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Herzogin verstand sie nicht, und war nicht wenig betreten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Misyroy.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

## Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden.

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Dekan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verhängend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählig verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein bligte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — langezüge leuchtender Serippe heran, in den knö-

chernen Häuten Schwerter tragend, und sie erhebend gegen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue bligte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Serippe heran mit glühenden Schwertern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Quaal über Dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Serippe schossen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt Ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängniß, dem Ihr dienend gehorchen müßt?“



Da schrien die Stimmen von der Ebene herauf:  
„Verworfenener! höhne nicht die Macht, die hoch über  
Dir schwebt — schaue über Dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab  
und sprach:

„Erkennt Ihr mich? — Ich bin der Tod!“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfenener! höhne nicht der Macht, die den Tod  
sendet. Schaue über Dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick,  
sondern zur Erde starrend, sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht Ihr über meinem Haupt?  
— Ueber mir ist nichts! Dede ist der finstre Raum da  
droben, denn ich selbst bin die Macht der Rache und des  
Todes, und wenn ich meine Arme ausstrecke über Euch,  
verstummt Euer Jammer, und Ihr sinkt vernichtet in  
den Staub!“

Und als er dieß gesprochen, streckte er seine Arme, wie  
im rothen Feuer glühende Sichel, weit über die Ebene,  
und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodentosen  
Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken, und ihr  
Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tie-  
fe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine  
Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturm heulte  
und winselte die dumpfe Klage von tausend Menschen-  
stimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die  
das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden  
Bächen im schäumenden Strom zusammensprubelten,  
der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer hö-  
her stürzten seine Wellen, und aus dem zischenenden gäh-  
renden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache  
sein entsehlisches Haupt empor. Bald tauchte der glü-  
hende schuppige Schlangensleib aus den Blutwellen, und  
mit den schwarzen Fittigen gewaltig rauschend, daß, wie  
vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog  
der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen  
mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust ein-  
grub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen  
Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß  
seine Stimme im heulenden Misten durch des Sturmes  
Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben  
herab:

„Erdenwurm, der Du Dich erhoben aus dem Stau-  
te — wahnstest Du nicht vermessen, die Macht zu seyn,  
die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm,  
die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung ist da! —  
Aus denen, die Du opferdest im frevelnden Hohn, wurde  
die Daaal geboren, die Dich zerfleischt im ewigen Jam-  
mer!“

Nun umschlang, fester und fester sein Gewinde schnü-  
rend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus  
seinem Leibe spige glühende Krallen hervor, die er  
wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da  
wand der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt,  
das Haupt empor, und sah über sich die in blendendem  
Funkeln strahlende Sonne, den Fokus des ewigen Ver-  
hängnisses, und entsehlischer, schneidender wurde der heu-  
lende Jammer:

„Erlösung — Erlösung von dieser Daaal — Tod —  
Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!“

Da erscholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme  
im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfenener! — Die Erde ist nicht  
Deine Heimath, die Dir Ruhe gibt, denn nur dem Men-  
schen, den Du frech verhöhnstest, ist es vergönnt, in ihrem  
Schooße zu ruhen, bis er durchstrahlt vom ewigen Lichte  
emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum ist  
Dein Seyn ewige Daaal.“

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jam-  
mer,“ heulte der Tyrann.

„Schau herab,“ sprach die Stimme: „ob Du in ei-  
nes Menschen Brust Trost für Dich finden magst, und  
Deine Daaal soll gelindert seyn!“

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur  
Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere  
gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly  
— Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Ent-  
setzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten  
ihre Stimmen: „Was ist unsere Daaal gegen seine Mar-  
ter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir  
angehörten.“

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Ver-  
langen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine  
Daaal!“ schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber  
seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und  
kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen wei-  
ten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furcht-  
baren Dede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer  
die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher  
das Geheul seines namenlosen Jammers der wüthendsten  
Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus  
strahlte die Posaunenstimme:

„Für Dich kein Trost auf der Erde, der Du im fre-  
velnden Hohn entagtest. Ewig ist die Vergeltung und  
Deine Daaal.“

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Au-  
gen vertiefte, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die  
Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde  
nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es  
hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Zer-  
malt herein- und herausziehender Soldaten drückte die  
Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der  
ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten  
gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher  
Wohnung von den Schrecknissen des Tages austratete.

— Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele und bald  
war es mir, als sey das glänzende Sternbild der Dios-  
kuren segensreich über der Erde aufgegangen, die es  
quickt den mütterlichen Schooß öffnete, um die Früchte  
des Friedens in nie versiegendem Reichthum zu spenden.  
Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der  
Götter: — Alexander und Friedrich Wil-  
helm!



## Der Feind.

## Eine Erzählung.

## Erstes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen wohlgefüllten Römer, Herr Wirth; zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Pfleischlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irt Euch in der Sorte!“

So rief der ehrfame Bürger und Drechslermeister Franz Wepperling, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirthshauses zum weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„Ho!“ erwiderte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsamtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „o he! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetlichkeiten, Wäite und Verordnungen, wie Sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrfame Thomas, weltberühmter Gastwirth in der weltberühmten Reichshadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntniß eines gleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerdem Schick, wenn ich Eurenthalber, Meister Franz, das rechte Käppchen vorübergehen und Euch besseren Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt.“

„Ihr haltet den Wein,“ nahm Meister Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu teuer, und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maas anrechnen.“

„Ich weiß nicht,“ rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was Ihr wollt, Ihr Herren, Ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlgeschmecktesten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich Euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die Ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, Ihr Herren denkt immer, uns Wirthen kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verpfachten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingeeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandniß. Ich weiß nicht, Ihr Herren, ob Ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich Sie Euch erzählen?“

„Und,“ rief Wepperling, „und uns während der Zeit durchlassen; nein, nein, behaltet Euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihr verantworten könnt.“

„Ich wollte,“ sprach ein sehr alter Mann, der ent-

fernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, Ihr lieben Gäste, Ihr liebet unsern Herrn Wirth die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn Sie ist gar hübsch und anmuthig.“

„Wenn,“ rief Wepperling, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange nehen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung.“

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Pafßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hinein glücken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle Euch also, Ihr höchstschätzbaren Gäste und würdigen Freunde, die wunderfame Geschichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich, mit denselben zierlichen Phrasen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte, und seine Rede wohl zu setzen wußte.“

„Früh Morgens, am Tage Martii des Evangelisten, im Jahr des Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was Sie nun eben an schönen Produkten des Landes, zu Ihrer Lebensnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauernweib in Sonntagsgleibern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt sey Jesus Christus!“ demüthiglich das Haupt verneigend: „In Ewigkeit!“ antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was ausländisches an Ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrtliches Ding schien.“

„Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „Ei Nachbarin, was sind das für schöne glänzende Eier,“ erwiderte sie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Keugelein bligten: „Ei meine Denne darf keine schlechteren legen für die ehrfame Frau Bürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage!“ Das Weib ging auch wirklich mit Ihrer Waare geradeweges in das Haus des Bürgermeisters.“

„So wie sie eingetreten, that sie gehorsam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

„Wer treten will die Steigen herein,  
Dem sollen die Schuhe sein sauber seyn.“

Dann wurde sie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrfamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer Prangkuchen befand.

„Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, das es eine wahre Augenverblendniß war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Fischer selbst gearbeitet hätte, standen umher.“



Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unstre edle Tischler- und Drechslerkunst wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkissen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber seyn, weil das Maas nach dem Gefäß der Frau Bürgermeisterin genommen.

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeisterin demuthsvoll hin, indem sie hoch theuerte, daß Sprut, Ihre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen.“

„Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta.“

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, geriethen die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für Ihre Waare zu erhalten.“

„Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe geholt und für die zerbrechliche Waare keinen schicklicheren Platz gefunden, als das grünsamtmene Kissen im Lehnstuhl der Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen.“

„Nach Paracelsi Rath hatte die Frau Bürgermeisterin so eben, um die heftige Gemüthsbezeugung ein wenig zu befänstigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun aufs neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in den Lehnstuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Polster lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück vor Stück und kein einziges blieb ganz.“

„Die Frau Bürgermeisterin sprach unmuttig: „Warum habe ich diese schönen Eier zerbrochen?“ da meinte aber die schelmische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern unversehrt hätten liegen können, bis zu unserer fröhlichen Ueßwand. Aber die Bauersfrau aus Fürth sey eine böse Hure, die den Leuten Eier von schönem Ansehen verkaufe, welche nachher zerbrochen wären.“

„Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall ihrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister, anzuzeigen. Der hochweise Rath, bestürzt in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hure zu wissen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie alles von der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Gränze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde sie verhöhnt und man rief ihr nach:

„Seht, das ist die Hure aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die sich nachher der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem höllischen!“

„Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlassen, auf einer Anhöhe stille stehen, und es war gräulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschob, bald einer Poppenstange gleichend und mit den dürrn Armen herum focht, die sie endlich über Nürnberg fest austreckte, und mit einer Stimme, die so kreischend und mißköndend war, daß man wohl den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

„Pfiu, arg dieß Weib  
Pfiu du Balg schalks Magd  
habt mich verjagt“

Eider Euch in den Leib  
Pfiu nürnbergisch iung Wof  
Traun Trat  
Mennchin Krat  
Heisa Mutter Jeder vollendet hat  
Pafst nur auf  
jezt werden die Eier  
in dem lieben Nürnberg  
erst recht theuer.

„Der Satan unterließ nicht seiner Dienerin kräftig beizustehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwiderstehliche Gelüste, sich in Eierkörbe zu legen, und die darin befindliche Waare zu zerbrechen, so daß einer, dem es nach einem guten Eierschmalz gelüßete, dieß wohl mit Golde hätte aufzuwägen mögen.“

„Doch aber,“ sagt der weise Chroniker, „man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können,“ ist nur wie ein Sprüchwort anzusehen, das auf wunder-same Weise entstanden.“

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter lustigem Trompetenschall und Trommelschlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unversehrt in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten solle.“

„Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gelüste zu widerstehen, noch zulezt schmähtlich mißglückt war, meldete sich endlich die Frau seines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hure sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlverhaltensten Eier.“

„Mich wundert,“ sprach der edle Herr sehr freundlich, „daß Ihr nicht längst gekommen seyd, liebe Frau, denn Ihr seyd so fromm und gut, daß Ihr von Verberungen und bösen Lüsten nichts wißt. Der Wein ist so gut als Eier.“

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb fassen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der Hand und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so daß alle Eier zerquetscht wurden.“

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich und weinte sehr.“

„Ei,“ sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufriden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht Ihr dem Bösen.“

„Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schuß Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefast; doch so wie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lusterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr trotz der Versuch noch viel weniger gelingen würde, als das erstemal.“

„Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Markbats Weib, die mit der Frau Margaretha in behändigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Geranken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohne Flamme. Der andern Antlig glied auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die gepreigten Hände gegen einander ausstreckten;



waren sie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die sich anfallen wollen.

Der edle Herr trat hinein.

„Weibe stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch so wie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ibrigen ihm schnell aus der Hand und duckte wieder. Mit gar heftigem wilden Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, schallte der leidige Gott sey bei uns seine obligate Stimme darein, und jubilierte über seine höllischen Eierfischen.

Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechzig Stück wohl erhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelübt überwunden und die Nachbarin getauscht, und so mag es wohl seyn, daß Weibergroll stärker ist als alle Herenkunft.

Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechzig Eier einen Eimer Wein und so kam es, daß es hieß: „zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben.“

So wie der Wirth aufsprang, das Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglaße griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus, nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm das Wort:

„Hatte ich nicht recht, Ihr lieben Gäste, Euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugesucht, zu erzählen, zu zeigen.“

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gegollt hatte, und der Wirth zum weißen Kamm wußte recht gut, sich die Hände reizend, zu verbeugen, die Augen niederzuschlagen und jense ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „nicht wahr, daß ich solch ein Raug sey, das hättet Ihr nicht geglaubt, Ihr Leute.“

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schmecken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Lopp! Herr Wirth!“ rief er, „Ihr seyd der beste Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt, dadurch, daß Ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirth.“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Wirth, „was Ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bekünken, Ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäschen schiene.“

„So ist es!“ schrie Weppering, „und ich dünkte Meister, wir ließen eins springen.“

„Ihr seyd,“ nahm Meister Erner das Wort, „Ihr seyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird.“

„Ganz gewiß,“ fiel Meister Bergkainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dünkte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe.“

„H,“ sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein

Gesicht auf gar anmuthige Weise belebte, „ist hier der jüngste, wie es scheint, der mäßigste und nüchternste, so ist dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen, daß ich, als der älteste von Euch allen, mich zur Gegenpartei schlage.“

„Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirth ein paar Fäschen sehr guten würzburger Wein stehen; ich bitte Euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen.“

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergkainer sprach aber sehr bescheiden: „Es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, gibt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen.“

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt aufzubrechen.

„Wo wollt Ihr hin,“ rief der Alte, „wollt Ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?“

„Herr,“ erwiderte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirthet haben.“

„So dürft,“ fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürft Ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht versagen.“

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf, und rief mit starker Stimme: „Nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Dierneys durchbringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu sehen, will sich Luft machen.“

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wisse, wer der Alte sey, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß war sein Körper, im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Ueber sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermuth beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich lese,“ sprach er mit sanfter Stimme, „in Euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die mit einander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, Ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelehrter Würden, so wie der besondern Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühren konnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich Euch bringen, wenn ich Euch sage, daß ich in Ansehung meiner Aukunft und meiner Neigung Eurem großen Abrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied, so wie der seinige, und so wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer seyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die Wissenschaften un-



widerstehlich hingen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Bergeht," setzte Mathias lachend hinzu, „veracht nur gleich, Ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen gutmüthigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem weissen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt, und dabei eine vollständige anmuthige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Samtkläppchen voran über fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten und vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!" begrüßten."

„Wer," erwiderte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmuthigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen? Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima" —

„Nun," unterbrach Meister Wepperling den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sey der Dezember im Anzuge."

„Schämt Euch," nahm Doktor Mathias das Wort, „schämt Euch, Meister Wepperling, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die tyroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben? Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf — deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fischer, an Adam Kraft, aber vor allen Dingen an Euern großen mächtigen Albrecht Dürer."

So wie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind," fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schönste Grenzlinie, welche bezug auf Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet, und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Eisenarbeiten bewundert, Meister Wepperling, und daß die Frauen des Sultans in Konstantinopel ihre Gemächer mit Euern Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihres Gleichen suchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fischer!" rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; fast Muth, Bergstainer, Ihr werdet noch zu großen bringen! Und was soll ich zu Euch sagen, Ihr, mein guter lieber Meister Erner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit!" —

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames, wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirthshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollirte unbehülflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißthönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarnten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpie der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespotzten Stiefels alles kirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hineingeführt und rief lachend: „Ei, ei, meine werthen Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von Georg Hallers, oder Fritz von Steinbergs Gefellen, der auf neue unnützen Kirm verführen will, wie seine Kumpans im Jahr 1388. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre — er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie Ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unaußbleiblich naß wird."

Die Thüre ging auf und hinein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, beinahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr breiter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinab hingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einem gelben Reitermantel fest eingewickelt war, so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unerkennlichen Mummie näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaldeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit schneift einen das Himmel-Dagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tisch flogen, wo die Gäste saßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hager Gestalt des Menschen, der ein Reiterwamms von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlig, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen sollen, der Fremde trüge eine Mücke; doch konnte es auch seyn, daß die scharfen Schlagflammen in der sparsam beleuchteten Gaststube, so wie die ausgestandene Witterung, das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines Anzuges, d. h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolandsporen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfalliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlig deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das,



was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein ziemlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Zudem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, rief er es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beifpringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist,“ sprach Herr Mathias, „das ist ja ein großer ungeschlichter Geselle, der uns hier unsere ruhige Herde verdirbt;“ „den ich,“ nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde.“ — „Das wird,“ erwiderte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutale Kenommissen tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich.“

Unterdessen hatte der Wirth das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich gebehrdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des wildesten Borns schleuberte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücke zerbrach, indem er dabei schrie: „Was, Du hallunkenlicher Wirth, Du willst mich vergiften, ehe mich andere als Du und Deine Kumpane hier erblickt haben, damit Du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit Deinem Höllengesse!“

Herr Thomas fühlte sich an dem eiglichsten Punkte angegriffen. Der Born übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und schrie mit einer Stimme, die die des Fremden beinahe noch überdönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr großer Geselle; wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr hinein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel, und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sey es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaiser Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten, und vorzüglich den Kirne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat.“

„Was, Ihr großer Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt, und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legenden wohl sonst gethan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Pappgläser zerschmeißt. Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung, und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herrn Kaiser Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächstlicher Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seyd?“

„Gesindel,“ brüllte der Fremde, und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor, und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin, und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fährlein entlaufen, seyd Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig seyn wollt, oder nicht. Hört Ihr

nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich Euch, trotz Eures Rolandschwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmessers, mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen durchwalzen, daß Ihr viele Zeit hindurch, seht es Euch an Geld, Euch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nöthig haben sollt zum Reiterwamm.“

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken, und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen, etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden, und auf den Fremden zugegriffen. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seyd, ehe Ihr Euch vermesst, von Lug und Trug zu sprechen.“

Fallt Ihr alle über mich her,“ sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basilliskenaugen anlockte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien, und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eißstrom durchfuhr.“

„Ich merke,“ sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverständniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Kirnewein, ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangt aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochten Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohl gethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnüher Weise den großen Tumult anzufangen.“

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirth ein solch fremdartiges Getränk, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kraschelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gaststube unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrenen Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der nürnbergers Gutmütigkeit gemäß, sehr gern verstatet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein dießmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?“

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen, und sprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Sinde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? seyd Ihr indessen blind, taub, lahme, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage thun könnt? Ihr müßt sammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen seyn, denn sonst hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem



Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf eine Pilgersfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern?" — „Abrecht Dürer!"

„Er hat sein größtes, sublimstes, tiefinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaiserfaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Lieblings noch mit ganz besondern Gunstbezeugungen beehren wird."

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dieß wie ganz erklarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine geklebte Lache auf, und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirth kloßte ihm Glühwein ein, und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier," sprachen die Gäste, und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achsel, und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seyd Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen."

### Zweites Kapitel.

Die Sonnengluth des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht, und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfassen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dieß kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmuthig daher plätschern dem Gewässer durchschnitten, Gebüsch bald leuchtend hervor schimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, links umher dazu das melodische Trillern der Sangvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath hören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Teppiche verglich, von dem die alten Fabeln so viel herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun Alt und Jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen, und boten das anmuthige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort jogen Säger, mit Bithern in den Händen, daher, und sangen lustig anzuhörende Mährlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinverirrt hat, und sein kläglich Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntschektiater Schalksnarr, und sang unter tollen Grimassen und Gebärden von dem Cardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: der Rosmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkensschmeck, der Rosenschmeck und tausend andere; und die Weibseute tragen ihn in den

Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei ja!

O Braut, die Lippen triefen Dir  
Von Honigseime für und für,  
Die Jung' ist Milch und Honigfüße:  
Die Kleider haben den Geschmeck,  
Den Libanus nicht geben mag,  
Auch wenn er alle Kraft anblies.

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mistöndenden Pfeife und halb zer Schlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas für's Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigten Rasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuzusehen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung; Rathsherren schritten bedächtlich durch die Gänge, freuten sich des Wohlseyns ihrer Bürger, und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern.

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geschwägigen Springbach hatte sich ein Trupp Jünglinge zusammen gefunden, die, von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergehen schienen. Dieser Trupp war in der That eine Auswahl der nürnbergischen Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italiischer Weise in kurzen Mänteln, Wamms mit weiten geschlitzten Ärmeln und größer als gewöhnlichen ausgeschlitzten Barrets, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn wogte, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wachstums ins Licht zu stellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hobeit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so hoch und kühn in die Welt hinausschaute, als ob alles sein, und er der Gebieter. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Möglich ganz entseht von Horn und wilder Wuth mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht außer Fassung gebracht, wußte die Kraft dieses jähen Angriffs geschickt zu brechen, und auch seinen Gegner mit Vortheil zu fassen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Theils konnte den Kampf entscheiden, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuschauer, aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italiisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gebangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehenden Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen, und den Ueberwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen, und der Sohn eines der ersten Patrizier. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender



Stellung, das Messer hoch empor gehoben, mit Zorn strahlenden Augen und krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings, so kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen, dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Lebenskriech zu versehen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. So wie er den schönen Jüngling mit dem Nordmesser in der Hand erblickte, erblaste er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seyd Ihr es, der Meuterei anfängt; schon wieder stört Ihr die Freuden Curer Mitbürger. Was soll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache.“

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu kommen. „O Gott!“ rief er, „O Gott! mein würdigster Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entsetzlich, hier auf dieser Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geschimpft; — ich kann nicht wiederholen das Wort — Basard.“ Der Jüngling stieß ein Schreul aus, indem er sich beide Hände vor's Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Rathsherrn zu, und versicherten, daß der übermüthige Patrikierssohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wuth geraten und ihm zu Leibe gehen können. Ein Thränenstrom stürzte aus Raphaels Augen — er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust, und fragte schluchzend: „Ob er denn solch ein Mordgeselle sey, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle Liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröblichkeit zur höchsten Wuth gereizt?“ — darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte seine Hand, und benegte sie mit Thränen, indem er sprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Curer Mutter, und sagt: was hätet Ihr gethan in meiner Stelle?“

„Weil,“ sprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinstimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seyd, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Curen Pflieger, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir euer Messer her.“ Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust, und sprach im Ton der innigsten Wehmuth: „O, mein würdigster Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst gethan, zwingt mich, dieses Messer nie von meiner Seite zu lassen. Seyd barmherzig, würdigster Herr, fragt mich nicht mehr.“

„Ihr seyd,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „Ihr seyd ein wunderlicher Mensch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so leicht etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, Ihr lieben Jünglinge, seyd Ihr der Leibesübungen satt, so mischt Euch dort in jene fröhliche Haufen, welche sich ergötzen durch Gesang und Tanz. Reizen Euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die dort reihenweise dabersiehen?“

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den Blick in die Höhe, und sang mit gar heller anmüthiger Stimme in der stumpfen Schloßweis Hans Müllers:

Es steht am Firmament  
nur eine Sonnen die brennt  
in's wunde Herz.

Ein Schmerz,  
Ein Lieben nur,  
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben.  
Ein Liebesfirmament  
Ein Liebesfeuer brennt.  
O, Königin!  
mein Sinn,  
in Dir nur lebt.  
Gibts noch ein anderes Leben?  
Die Sonn' am Firmament,  
die Liebesgluth, die brennt,  
sie gönnt  
mir tausend süße Schmerzen!  
O! selig Feu'r das brennt,  
Das Himmelsluft mir gönnt.  
Spring auf, o Brust,  
in Luft,  
Entströme Gluth dem Herzen.

„Er ist in Liebe,“ sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patrikiers Harsdorfer.“ — „Nun,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lieb war wenigstens eben so wild und toll, als die Liebe selbst.“

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrikier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmüthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knapps Gewand mit langen, weiten, haushüftigen, vielfach geknüpften Ärmeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens abhellen, und ein breites Barret, mit vielen Federnkränzen umher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher Scheu erröthend, den Vorhang der seidnen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnfinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

So kommst Du her,  
Schönst' der Jungfrauen?  
Darf ich Dich schauen?  
Wunderbares Bängen  
hät die Brust befangen.  
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,  
Wohl laut ist ihr Sang,  
ihr Athem süßer Gesang,  
alles huld'ge ihr,  
im Lustrevier.  
Will sie zu Euch sich neigen  
seht den Himmel niederkeigen.  
O Königin der Jungfrauen,  
soll'n sterben wir in Wonnen?  
In Wellen sprudelt Liebesbronnen!  
O Schmerzen. O Lust  
zerspaltet die Brust.  
Ach dem kein Stern mehr brennet,  
dem ist die Ruh gegönnet.

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängergeschenk nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, negte ihn mit Thränen, und vertheilte dann eis



nige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Barrets damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten, und sich an dem anmuthigen Schauspiel ergöhten.

Selbst die strengsten Meisterfänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hineineige, erkaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grünen Villenweis oder mehr an das Orpheu schnliche Klageweiser gehalten.

So lieblich, so hineinpaffend in die Bergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Erbarkeit beachtend, nur aber auch die der schönen Mäthilde dargebrachte Huldigung seyn mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil ein er seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Schaam, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizler, Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Muth schwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beschloffen unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abentheuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckigter Kleidung, auf dem Barret drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortzuschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Amann Kriegszug gesprungen zu seyn.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf mistönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarret empor hielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken verfolgen, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in der Gewalt der Jünglinge, und jemehr er sich toll gebehdete, zu desto abentheuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Athem zu erhalten, so daß ers war, dem der Unbekannte den größten Lort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand.

Es ist nöthig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein wenig ergeben wollte. Doch geschah es wie immer; es gefellten sich so viel edle

Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfals nicht verschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmuthigen Beredsamkeit, dem harmonischen Wohlklang seines ganzen Wesens.

Dürers Antlig war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markig aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlig schön wird. Den tiefstimmigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft unter den buschigten scharf zusammengesetzten Augenbraunen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen, ein unaussprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, so wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Anbeurteilung eines innern geheimen Uebels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eigenes Colorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden, und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzutun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gemöhnliches Ueberkleid von schwarzer lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit gerissenem Sammt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wamms war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschigte, vielfaltige Weinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu diesem Festzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Säulen, und ein Barret, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verhörung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael! welchen Unfug treibst Du; spiel nicht vor diesem edlen Fürsten und Herren den Schaßknecht!“

In dem Augenblick trafen Solfaterra und Dürers Blicke zusammen, wie funkelnde Schwerdter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „Der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt!“ und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „Laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!“

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patrizlers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothischen Erker geführt zu werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Weibe, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Blässe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich auf die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grün-



ner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und sah in tiefer Besinnlichkeit vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile geessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?“

„Ach,“ erwiderte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „Ach! Melchior, ich habe Dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört, und mit Dir gefeufzt und gebetet. Unsr arme Tochter Mathilde.“

„Sie ist,“ sprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verberstlichen Leidenschaft besungen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte.“

„Am Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, Du bist alles dessen nicht fähig; denke an Dürer denke an Mathilde, deren Herz Du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Betragen aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber hast Du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch Raphael ein guter Mensch.“

„In der That,“ nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der That, Du vertheidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen.“

„Mit nichten,“ erwiderte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich seyn sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmuthigen Wiesenflecken dahin plätschert und vorbeistießend jede Blume liebkostet. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht.“

„Ei,“ sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichniß, das jedem Meisterlanger Ehre machen würde, hast Du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salinasius zu verdanken.“

„D!“ sprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinauszuweichen und ein anderes Wesen werden kann. Laß es mich Dir mit einem andern Gleichniß sagen, daß Mathildens stille Sanftmuth nur wie eine dünne Gisede über einer stets zehrenden Feuerluthe liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose

Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum erstenmal mußte Mathilde Raphaels wildes bedrohliches Wesen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbefonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhellen Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet.“

„Doch sage, Vater, was thun, was beginnen?“  
„Erste väterliche Ermahnungen,“ sprach Herr Harsdorfer, „sind vor der Hand der einzige Damm, den ich diesem reißenden Strom entgegensetzen kann, und wie lange wir's dauern, bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindesten der Vernunft sich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unser liebes Kind mit unserm Morgenimbiß die Treppe hinaufschreiten. Sie wird auf unserm kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie uns verursacht.“

In der That öffnete sich die Thüre, und hinein trat das liebe Kind, mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläser standen. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das so frisch und appetitlich ausah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenblässe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bitteren Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Nührung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchsten jugendlichen Liebreiz vor ihm stehend, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Läublein die Arme hinunter hängen, mit beiden Händen ein Schnupfstuch zusammenbrücken sehend, schien in der That verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun,“ sprach er mit bitterem Ernst, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu seiner Liebsten ertoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?“ „Ach, Vater!“ erwiderte Mathilde, „verlegt nicht noch diese Wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der gestrige Auftritt hatt mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Schaam mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehen, als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnennden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?“

„Mathilde,“ sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe besangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entschuldigung fand. Mathilde, Du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirkst Du ihm schon längst die innere Stimmung verrathen haben.“

„O Gott!“ rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Thränen standen, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind,“ lächelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nur mit müdem Ernst und einem Ton, dessen halbunterdrückte Wehmuth die höchste Bärtlichkeit für das liebe Kind,



so wie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt.

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest Du irren, wenn Du glauben solltest, daß Deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn verlegt hat. Raphael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt sehen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dieß Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also Deiner Liebe niemals ein Hinderniß seyn. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigern.“

„Mathilde, Du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach Dir aus und sucht Dich zu verderben. Mathilde, sammle Deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die Dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich Dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher“ — Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerkrümelte.

„Also,“ fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte — konntest Du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergiebt und ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft, sein Zähzorn scheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geschah?“

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk.“ Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber,“ sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an Dir selbst hat nun kein bedrohliches Wesen sich offenbart. Du siehst die Gefahr ein, der Du leichtsinnig Dich hinopfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen so verlocken, daß er als ihr eigen an die Brust fällt, um ihn dann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen; so ist's mit Raphael.“

„Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist geschehen; unverzeihlich hat sich Raphael gegen Dich benommen, und hierin findest Du den ersten und stärksten Grund, Deine Leidenschaft zu bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes frommzüchtiges Kind, und so wird Dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes theures Kind, Du hast recht, nicht verzeihen magst, kannst Du dem wilden Jüngling was er that.“

„O Gott!“ rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst verziehen.“

Herr Harsdorfer erschrock über diesen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches schon seine Lippen berührten, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich sprach: hättest Du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit steigender Leidenschaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Him-

mel werden ihn rein erscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern sein edles herrliches Gemüth.“

„Als der übermüthige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte — Ihr müßt wissen, meine theuren Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um alles benedict, ihm den Vorwurf macht, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu seyn, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog — o! das böse, böse Messer — wie oft habe ich!“ — Mathilde stakete, und drückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Thränen erstickten zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknirschung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Am,“ sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese, wird er, indem Du ihn nicht wieder siehst, Dir immer gleichgültiger werden und zuletzt Deine Liebe zu ihm auflösen.“

„O Gott!“ schrie Mathilde, mehr als sie sprach, „was sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daseyn ist. Jeder Tropfen meines Herzbhutes quillt in seiner Brust — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens — ohne ihn alles todt und leer — mit ihm alle Himmelseligkeit und Bönne. Und so lebe ich auch in meines Raphaels Brust. Ha! so geliebt zu seyn!“

„Als er mich auf der Hallerwiese erblickte — da leberten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. — Er, welch ein Lied! die ältesten Meister nickten ihm Beifall zu — allen schwoll die Brust beim Gesänge meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neibeten — während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen — während sie den Jüngling verdamnten, sählte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch ist er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!“

„So gewahre ich denn,“ sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „so gewahre ich denn, daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über Dich. Da, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegährt in den Adern Deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchsten wallt, die Zudt und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals die Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den Deinigen strömen? Doch gehe hin, Verwerfene, Du hast keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon längst in dem Gehirn des Bösewichts, der Dir nachstellt, end im Glend und tiefer Schmach.“

„Nein,“ rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „mein Vater, das kann, das wird unser frommes Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch



nein, sie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann sie darum Vater und Mutter lassen?"

"Kümmere dich lieber sterben," schluchzte Mathilde. Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden ganz schmerz aufgelösten Weiber gab diesen Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergesunken war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Stirn und sprach sanft, beinahe wehmüthig: „Hörst Du, mein liebes Kind, vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der Dich Dich selbst verleugnen ließ.“

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trockenen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit stillsamem Blick und fragte mit dumpfen Ton: „Habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt, denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig.“ Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe Dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwischen Deinen Eltern.“

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, vor anmuthiges Kabinettstück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlankgewachsene Mathilde, in der zierlichsten Morgenkleidung, Platz genommen zwischen den beiden Eltern, auf ihre Rede hörend. Auch darf nicht die gute Ausstattung der Polsterstühle, des Tabourets und des Tisches mit dem appetitlichen Morgenimbiss vergessen werden.

„Um Dir," begann nun der alte Harsdorfer, „um Dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlussfolgerung begründet ist, deren Untrüglichkeit die Weiterführung längst bewährt hat, muß ich Dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Trümshöfer, mehr erzählen.“

So wie Dürers Vater, war Trümshöfers Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpans. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Trümshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug bei Seite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben sollten sich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlge-muth.

Hier war es nun, wo in beiden sich bald ein reicher Schatz der vorzüglichsten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlge-muth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt; Dietrich dagegen, von einem stillsamem Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchste treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung; so gaben doch insgesamt die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen, und den Makel weltlicher

Lust, die nichts höheres will, als die Lust, an sich tragen.

Zu dem schalten die Meister doch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, alles überwiegender Geist — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißend und seinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, die die allgemeine Bewunderung erregten.

Würde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging es dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirkliche Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit," verworfen wurde.

Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wüthendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen.

„Erlaß es mir, mein Kind, Dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde Dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf dessen nicht.“

Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe, und schien wirklich wieder etwas über das starke Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, Namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam.

Von diesem Augenblick war Dietrich wie von Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts, als italische Kunst; und lippige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch schlimmeres, als dies.

Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wuth, die in dem gährenden Blute kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüth Vergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.

Doch nun, Mathilde, meine herzliche Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu Deinen Eltern, zu Dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten.

Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Eben so wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Eben so wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen — eben so wie Du, unglückliche Mathilde, kam die schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Imhof einzige Tochter, in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie, und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn sammt dem faubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.

Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen



der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem hübschen, fünf- bis sechsjährigen Knaben, Klostertsuppe eingelöst wurde."

"Das Bettelweib war ein Bild des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren."

"Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hilflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hülfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Armsbößer — das Bettelweib, Mosa."

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indessen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat hinein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

### Drittes Kapitel.

In dem Gasthose zum weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahresmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammen getrieben, so hatte dagegen das lang erwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenbelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keinesweges ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerthen Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei larmten und jubelten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „D! Du allmächtiger Albrecht Dürer, Dir habe ich das zu verdanken; Du bist besser, als der heilige Sebalbus, der bloß zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geschehen — etwas auf einem Beine und krächte: „D Nürnberg, Du edler Fleck!“ prügelte auch eckelichter als sonst mit der Kagenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Porreeschritt gerieth, und dabei kläglich stürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!“ rief in der Stube ein wohlgenährter Kärner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche kurze Baaren feil zu halten), „nein, mit Freunden verlier ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich dahin komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und

da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude.“

„Ei,“ begann ein schwarzgebrannter Geselle den Kärner, „ei nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Beuten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgegen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich, ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebalb mir gesegnet möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet seyn wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der bloß für die hohen Fürsten und Potentaten malt, und unser eine nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen.“

„Ei,“ sprach ein nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget Ihr doch so sprechen, Ihr lieben Leute, wie möget Ihr von uns nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkessitte treu bleiben sollen. So wie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüre und Thore für jedermann geöffnet, und der geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben.“

„Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volke, aus dem er geboren, dort und Heli der edlen Stadt Nürnberg, Stütze der Armen, Zuflucht der Bedrängten, Trost und thätige Hülfe jedem, der ihn bedarf, und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier unbefangener Sinn, statt falscher Saalbauerei und Knechtereie ohne Ende, wie wohl solches Gift oftmals bei den Bornahmen herumtschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will.“

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder, und lächelte: „O Gott! sollte etwas darin stecken.“

„Silentium!“ schrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollern, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über dem Tisch herüber: „Silentium! und sollte ich ganz allein gegen Euch Meisters meinen herrlichen Tungen, mein Herzblatt, meinen herzlichen Zuckermann, verteidigen, so thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Augen auf, der das Herz am rechten Fleck sitzt, zu entscheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bestard schimpfte.“

„Wer mir,“ sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben.“

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht,“ so stürzten die Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrien, indem sie die Gläser klängen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegeohn Raphael, denn sein ist er ganz und gar.“

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht,“ so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entscheidet.“

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn



Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durchschlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, sei den Beinen, und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Aufstehen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterpruch zu thun. Herr Thomas gab der strengen Nothwendigkeit nach, und bemühte sich, wenigstens mit Bierlichkeit und Anstand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblicke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, fragte nach allen Seiten aus, verzessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne und begann feierlich:

„Meine theuren Gäste! es ist hier von einem Todeschlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht ist, jemand todt zu schlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldbäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Egyptier, Perser!“

„Halt, halt,“ schrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gypszieber oder wie das Volk alles heißen mag, was ihr da herausgewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben.“

„So laßt,“ sprach der Wirth, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unfrem Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt, „betreffend Meuterei und Todesschlag,“ ausdrücklich: so jemand!“ — In diesem Augenblicke schaute der Wirth um sich, und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachtheiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „In der That, sehr werthe Meister, herrliche Gäste, wätere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor gleiches gethan.“

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujuchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murmelnden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Mord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „Und sollte auch ein hitziger Streich geschehen seyn, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nehmlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents Euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung seines Gemüths, die Ihr in dieser Stunde genossen habt.“ Dem Wirth wurde aufs neue stürmischer Beifall zugejuchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Ragenprunge auf den breiten Rücken seines Oberkellners zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Thüre sprang nehmlich auf, und hinein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Gemick zurückgebogen, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gän-

serich, der in den Bliz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohl bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauses stark besetzt wurden, und auch auf der Straße starke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Besorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Rathschreiber Elias Werkelmas, dieß war der kleine Mann, der die Wache führte, mit Fragen. Werkelmas schritt aber, ohne jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Thüre heraus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses, so wie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menschen verjaat, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich — mit Ausnahme des Doktor Salmastius — diejenigen Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt,“ sprach Erner, „ein hochweiser Rath denn gerade in dem Augenblicke verdächtigen Personen nach, als Dürers Fest beginnen soll?“

„Ist von Nöthen, ist von Nöthen,“ sprang der Wirth geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her, und that überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha,“ lachte Wepperling, „seht wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert.“

„Vermaledeiter Sau'aus,“ murmelte Herr Thomas zwischen den Zähnen; dann aber lauter und gemüthlicher, „soll geschehen, edler Drechäler, soll geschehen.“ Bald stand der Wein auf dem Tische. Nun wischte sich Herr Thomas mit der Kellerschürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den andern zuwinkte, ein gleiches zu thun, und soviel möglich die Köpfe zusammen zu stecken.

„Der kleine stumme Rathschreiber,“ begann der Wirth, „ist ein närrischer Kumpen; warum sagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmschöfer, ein paar Tage verkappt, am Orte sich aufgehalten und daß der hochweise Rath ihn zu verhaften strebt, ohne ihn jedoch finden zu können.“

„Wie, der abscheuliche Bösewicht wieder hier? Sollte,“ fuhr Erner fort, „der Bösewicht die Freiheit haben, gerade am Fest unseres großen Dürer, dem Galgen entgegen zu treten? Ich glaube es kaum.“

„Ich weiß,“ nahm Bergkainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Keil, dem Irmschöfer, so viel Federlesens macht. Warum schmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schitterfamen geschah, der die Nürnberger durch seine arglistigen Streiche auf abscheuliche Art molestirte. Nun, jetzt wird er dem Galgen nicht länger entgehen, sie hängen ihn gewiß.“

„So bald sie ihn haben,“ fiel der Wirth ihm ins Wort, indem seine Miene einen solchen hohen Grad von Schlaugigkeit erreichte, daß des erfahrensten Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen seyn würde. „Freunde,“ fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmschöfer ist eine Art von Saton. Wißt Ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? Wißt Ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte, seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind, fünf und ein halb Wochen, alles Christenthums baar, brach gelassen, unter einem güldenem Thronhimmel taufen ließ? Daß!“



In dem Augenblicke ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaiserfaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas, ganz erboßt, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen: „da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß der kleine kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfnis anzuwenden, als wozu es bestimmt; und daß es darauf anging und verbrannte, wie ein schlechter Habertump. Daß aber der Sakristan Solfaterra ein rothes Pulver!“ — Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demselben Augenblicke lag der, dessen Lob, dessen Ruhm von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauses, wo er verschiedene kleinere Kabinettstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen, und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Abrecht! es ist, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühet.“

Abrecht richtete sich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewährte Mathias zuerst die Leichenblässe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hypokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien seinen Ursprung findet, angibt. „Um Gott!“ rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammenschlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist Dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß Du hierher gegangen, und krank geworden wärest. Ich eilte hierher.“

„Ach!“ unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die Dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in Deine treue Seele mein ganzes Ich ausschütten, das schon das Deinige ist.“ Abrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit schwacher, krankhafter Stimme: „Ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur Quaal ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht von staten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister, in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels ansehe, mich zu befreien von dieser Aergerniß des Bösen.“

„Er ist hier,“ sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es,“ erwiderte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts,“ fuhr Herr Mathias fort, „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht.“

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann

Abrecht: „Als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster, und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifrig und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wundte Gemüth, und es war als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich anleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. Mathias! als der Rathsbienner die großen Pforten des Kaiserfaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Theil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nehmlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias erschreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblicke das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht befestigen können. Mit geschlossenen Augen schwanke ich durch die langen Gänge in dieß Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eingenen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber so viel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich Ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders in's feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte.“

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst.“

Dieses herrliche Fragment ist der letzte Auffsatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder sagte. Wenige Stunden vor seinem Scheiden von dieser Erde wollte er noch, sich wohl fühlend, diese Erzählung fortsetzen, seine Frau suchte es ihm aber auszuweiden; er wurde im Bette mit dem Gesichte nach der Wand hin gelegt, versiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die Biographie.)



## Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes.

Mitgetheilt von C. T. A. Hoffmann.

## Vorwort.

Nicht gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthose, das Hôtel de Brandebourg geheissen, ein Fremder eingekehrt war, der, Rücksichts seines Aeußern, seines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig seltsam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr, mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen Geschwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie keiner; z. B. Lilas, Beisgrün zc., die aber, seiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten waren, und dazu sah ihm ein kleines rundes Hütchen, mit einer blinkenden Stahlschnalle, ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Krone. Frisiren und pudern ließ sich der Kleine nehmlich jeden Tag auf das schönste, und einen amönen Studentenzopf aus den neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Eichenberg über Studentenzöpfe und zc.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten, und aß und trank mit dem ungemessenen Appetit. Hatte er sich dann satt gegessen und getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle oder wie ein Feuer-rad. In einem Athem schwagte er von Naturphilosophie, seltenen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundenen Haubenstöcken, Poesie, Compressionsmaschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wohl bald merkte, wie er ein factsam seltsam gebildeter Mann seyn, und in literarisch-ästhetischen Thees hinlänglich gegläntzt haben müsse. — Ueberhaupt verstand sich der Fremde ganz ungemein auf das, was man seine Conversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat sein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes herrliches Gemüth verspüren, und auch erstaunlich viel deutschen Sinn, wiewohl er versicherte, sich deswegen etwas rachiren zu müssen wegen China, wo er voriges Jahr ein paar Stiefeln stehen lassen, das er mit Artigkeit wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, wes Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sey, so entschloßte ihm doch in solch' gemüthlicher Laune manch bedeutungsvolles Wort, das freilich nun wieder unauslöschlichen Räthseln anzugehören schien. Er gab nehmlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnißvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre als das liebe tägliche Brod. — Dabei fuhr er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als wolle er Jemanden das Maas nehmen, er überhaupt sehr liebt und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinent, wenn man da so hinabginge, und so immer fort und fort, so würde man doch wohl endlich in den Kleinen, von beiden Seiten mit

Brombeerstrauch eingefasteten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab, weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange. Und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche, und sah so ganz besonders pfliffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sey am Ende niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft, wie ein naß gewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute satt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigene Bewandniß. Das Gepräge war nehmlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite stand eine Inschrift die beinahe chinesisch schien. Auf der Rehrseite befand sich aber in dem, mit einer Turban ähnlichen Krone bedeckten Wappenschilde, ein kleiner, niedlicher geflügelter Esel. — Der Wirth des Hauses wollte daher auch diese gänzlich unbekante Münze nicht eher in Zahlung nehmen, bis auf Befragen der Generalmünzwardein Loos ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sey, daß es ordentlich Uebermuth gewesen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein inkognito reisender asiatischer Potentat, so stand damit wieder manches in seinem Betragen in dem greßten Widerspruch. Mit hoher freischender Stimme pflegte er nehmlich öfters Lieber zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B.: Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woche zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blüh'n, oder: der Schneider muß nach Pankow schnell hinaus zc. zc.

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattfam gepuzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande herausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandtesten Köchin den eiergeben Schnürstiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armesmarkt, gerade an einem Marktorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff, und den ergriffenen Salzmann auf einem Beine tanzend verkehrte. Half es, daß er das Weib mit einem geflügelten Esel großartig belobnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott nicht vor Augen. Sin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel.



Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirthsleute und aller derer, die gerade aus den Fenstern guckten, war er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davon gefahren im brausenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandebourg die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause erwähnte, daß man auf dem Sekretair in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahrt. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich auf den ersten Blick ins Manuscript wahrnahm, daß der Fremde niemand anders gewesen, als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancirte Schneidbergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren in dem achten Bande der Straußfedern der Lesewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug scheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen, und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tietz) suchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonelli's ferneres Manuscript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaction desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tietz können dieß unglücklich aufnehmen.

1 Den geneigten Lesern, die etwa den achten Band der, zuerst von Wieland herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das sich sehr selten gemacht hat nicht gleich zur Hand haben sollten, dient folgendes zur tüchtlichen Nachricht. N. Tonelli, von armen Schneidern geboren, selbst zu dieser Profession erzogen, aber Hohlheit im Sinne tragend, begibt sich auf die Wanderschaft, verirrt sich, ertrinkt mit Mühe Häubern, die er aus dem Walde heraus vertritt, und kommt, nachdem er viel Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich mittelst einer Wurzel in alle nur mögliche Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elefant dorthin abgerügelt und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der vor Freude über den seltenen Künstler sich freuzigt und segnet, und ihn leben last in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Wanderswurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgeschickt. Er dettelt sich durch die wüste Sibirie, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirthshauses eine verdunkelte Kage besucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich nach langem Widerstand, gibt er den Bitten und Thränen der Kage nach, läßt sich von ihr die Hand reichen, und faßt vertrauensvoll, als sie ihn nicht fragt. Er erhält den Schatz und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Geld verschwunden, und er auf's neue in Noth und Elend gerathen ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm so viel Schätze zuzutragen, als er nur vermag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmaus, den er ihm in dem Gasthose gibt, kauft ein Schloß, Lunenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns; diese stirbt, das Schloß verbrant, der Stein ist verloren, und Tonelli wird als Herrmannsruher aus dem Lande gejagt. Er muß auf's neue sich durchsibieren, tritt auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von Poltergeistern heimgesucht werden soll. Als sie spielen und lachen, kommt aus den Wänden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das schlaueste schmauseln. Die beiden Leineweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: Prent dem Teufel, Bivat Gott dem Herrn! Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen großen Vogels, dem Tonelli sein Compliment macht, und ihn um Befreiung bittet wegen des unheilbaren Gebets, das ihm in der Nacht entfahren. Der Vogel erwidert, das habe nichts zu sagen, und rathet ihm, von den Kunstbarkeiten auf dem Tische einen Pfal und eine Perle zu nehmen, die alles in Geld zu verwandeln vermag. Tonelli that es, und darauf dringt ihn ein geselliger Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherie die Gunst des Kaisers, der ihn, nachdem er als tapferer Heldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Kostlieferung der Perle seine Tochter zur Gemahlin gibt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schluß heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertrieb, und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewis und wahrhaftig durchgeht,

Hier ist also die Fortsetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger

## Lebensgeschichte.

### Vierte Abtheilung.

1.

Lügen ist ein großes Vaster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Habe auch nimmer gelogen, als wenn es mein Vortheil. Possedir' überhaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb in den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, daß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau, und doch immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch ein junger hübscher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber stark puttern lassen. Ist gerade einen böhmischen Kasan mit Apfelmus und trank Muskatwein dazu. Giebt das für die idealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brüsten, daß alles durchgesetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes Bißchen alte Geschichte verschwiegt. Dachte nicht an Erösus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und wie gesagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verspüre. Erleidet auch bald nachher, als ich also gelogen, großes Unglück, Noth und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich lassen und vergeffen mußte. O wie muß sich doch der irdische Mensch hienieden beugen den vernichtenden Loosen eines stets wandelnden Schicksals! — O tausender Glanz des Glücks, wie verbleichst Du so schnell, so plötzlich vor dem Githauch des Mißgeschicks! — Ist einmal so und nicht anders in der Welt!

2.

Hatte, als Kaiser von Aromata, eine überaus schöne vortreffliche Kaiserin. War auch ein Engel dabei, und konnte singen und spielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübsch. Dachte, als die Fitterröthen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinem Part gehöre, die kostbare Perle aufzubewahren, bat mir sie daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber schnippisch ab. Thät' den Aergern verbeißen und meinte, die Gemahlin solle, aus großer Liebe zu mir, meinem Willen nicht entgegen seyn. Die Gemahlin schlug es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals solche Augen bei einer Weibsperson gesehen, und mußte an die schwarze Kage denken. Ließ drei Tage das Maul hängen, und vergoß eines Mittags, als die Kaiserin gerade ein gebratenes Spanferkel anschnitt, das zu sehr gepfeffert, bittere Thränen des Unmuths. Das rührte die Gemahlin, und sie sagte, ich solle mir den Verlust der Perle nicht so zu Herzen nehmen, hätte doch das unschätzbarste Kleinod auf Erden dafür eingetauscht und wolle sie manchmal die Perle mir zum Spielen geben. — War doch ein schönes erdliches Gemüth, die Kaiserin.

(Mehr ist nicht vorhanden.)

was man sich ernsthaft vorsetzt hat. Habe Gott! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kindheit sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen."



## Des Betters Eckfenster.

Meinen armen Better trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser hat mein Better durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut Noth, daß er sich, mit Hülfе standhafter Krücken und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Rißen bespacten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schreitet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Better mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Geleise des französischen Witzes ausweichende Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse in der französischen Literatur feststellte. So wie Scarron schriftstellert mein Better; so wie Scarron ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhm des deutschen Schriftstellers sey es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, seine kleinen pikanten Schüßlein mit *l'isa fötida* zu würzen, um die Saunen seiner deutschen Leser, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut seyn und ergötzlich: ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Betters Unterhaltung, und es schien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbefiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über meinen armen Better gebracht; die schwerste Krankheit vermochte nicht den raschen Rädergang der Fantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets neues und neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geschichten erzählte, die er, des mannigfachen Weh's, das er duldete, unerachtet erfunden. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papier gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. So wie mein Better etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verflohen und verfliegen. Darüber versiel mein Better in die schwärzeste Melancholie. „Better!“ sprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erschreckte, „Better, mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen gespannten grundirten Leinwand saß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er eben vollendet; — ich gebe es auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußeren Form gestaltet, aus mir selbst hinaus tritt, sich mit der Welt befreundet! — Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück!“

Seit der Zeit ließ sich mein Better weder vor mir noch vor irgend einem andern Menschen sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund.

Es ist nöthig zu sagen, daß mein Better ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichtersitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Fantasie fliegt empor, und baut sich

ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So ist des Dichters enges Gemach, wie jener zwischen vier Mauern eingeschlossene, zehn Fuß ins Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber stets eine schöne Höhe. Dabei liegt aber meines Betters Logis in dem schönsten Theile der Hauptstadt, nemlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Better bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Kabinetts überseht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Places.

Es war gerade Markttag, als ich mich durch das Volksgewühl durchdrängend die Straße hinab kam, wo man schon aus weiter Ferne meines Betters Eckfenster erblickt. Nicht wenig erstaunte ich, als mir aus diesem Fenster das wohlbekannte rothe Mäuschen entgegen leuchtete, welches mein Better in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Better seinen stattlichen Warschauer Schlosrock angelegt, und aus der türkischen Sonntagspeife Taback rauchte. — Ich winkte ihm zu und wehte mit dem Schnupstuch hinauf; es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blüheschnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; sein Gesicht, das, sonst runzlicht und färrig, einem nahe gewordenen Handschuh gleich, hatte wirklich glänzt. Er meinte, der Herr säße im Lehnstuhl, und sey zu sprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

*Et si male nunc, non olim sic erit.*

Alles deutete auf die wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Gi,“ rief mir der Better entgegen, als ich in das Kabinet trat, „ei, kommst Du endlich, Better; weißt Du wohl, daß ich rechte Sehnsucht nach Dir empfunden? Denn, unerachtet Du den Henker was nach meinen unselblichen Werken frägst, so habe ich Dich doch lieb, weil Du ein munterer Geist bist, und amüsable, wenn auch gerade nicht amüsant.“

Ich fühlte, daß mir bei dem Compliment meines ausrüchtigen Betters das Blut ins Gesicht stieg.

„Du glaubst,“ fuhr der Better fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „Du glaubst mich gewiß in voller Besserung, oder gar von meinem Uebel hergestellt. Dem ist bei Leibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen, die dem Haupt des Herrschers abtrünnig geworden, und mit meinem übrigen werthen Leichnam nichts mehr zu schaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und lare mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmuthige Weise, wozu mein alter Invalide die melodiosen Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dieß Ken-

1 Terat. Schilderung von Hoffmann's Wohnzimmere.



ster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben auf's neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm Better, schau hinaus!"

Ich setzte mich dem Better gegenüber auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fensterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengebrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dieß den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sey, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traums gleiche; darin suchte ich das Vergnügen, daß das Caffenier dem Better gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverholen.

Der Better schlug aber die Hände über dem Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Der Better. Better, Better! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftsteller-talent in Dir glüht. Das erste Erforderniß fehlt Dir dazu, um jemals in die Fußstapfen Deines würdigen lahmen Better's zu treten; nehmlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet Dir nichts dar, als den Anblick eines scheußlichen sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volks. Hoho, mein Freund, mir entwickelt sich daraus die mannigfaltigste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein mackerer Callot oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Better, ich will sehen, ob ich Dir nicht wenigstens die Primitiven der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor Dich herab in die Strafe; hier hast Du mein Glas, bemerkst Du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person, mit dem großen Marktkorb am Arm, die mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräche begriffen, ganz geschwinde andere Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefast. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch nach französischer Art turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, so wie ihr ganzes Wesen zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Resiantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockene gebracht.

Der Better. Nicht übel gerathen. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Better, ob Du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet Dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerrischen Fingern.

Der Better. Gut, Better, das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt Dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber Dich auf allerlei

Ergögliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut. Bemerkst Du wohl jenes Frauenzimmer, das sich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein seidner Hut, der in capriziöser Formlosigkeit stets jeder Mode Troß geboten, mit bunten in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidner Ueberwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich bonnetter Shawl, — der Florbesatz des gelb katunenen Kleids reicht bis an die Knöchel, — blaurothe Strümpfe, — Schnüfstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischwe, einem Mehlsack. — Gott sey bei uns! was die seidene Person für wüthende Blicke um sich wirft, mit welcher Wuth sie eindringt in die dicksten Haufen, — wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles fälscht und nichts erhandelt.

Der Better. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müße sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensiebers seyn, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheimsekretär nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet; dagegen golt sie bei allen Nachbarn für das häuslichste, wirtschaftlichste Mädchen, und in der That sie ist auch so wirtschaftlich, und wirtschaftet jeden Tag vom Morgen bis in den Abend auf solche entseßliche Weise, daß dem armen Geheimsekretär darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wüchset. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheimsekretärs Wirthschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel selbst komponirt hat, fortspielt, ungefähr jeden vierten Markttag wird sie von einer andern Magd begleitet.

Sapienti sat! — Bemerkst Du wohl — doch nein, diese Gruppe, die so sich eben bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth's verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Better, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Verirwaare, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zu einander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee, die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der That ein paar auffallende Physiognomien! welches dämonische Lächeln, — welche Gefikulation mit den dürrn Knochenarmen!

Der Better. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Collision, und also keinen eigentlichen Brodneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielet, und sich, darf ich mirner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O, sieh', sieh', Better, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens



schöner Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Verierwaare, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilscher Schlaueit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die zrellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Baarschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, hellen Thränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, schelmisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen, als eine skandalöse Chronik von Leichtsinne und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergötlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Kaffe Kasse wurde gewiß eine herbe faustdicke Verklumdung belohnt.

H. Von Allen, was Du da herauskombinirst, lieber Better, mag kein Wörtchen wahr seyn; aber indem ich die Weiber anschau, ist mir, Dank sey es Deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Better. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau, mit vor Gesundheit frohenden Wangen werfen, die in stoischer Ruhe und Gelassenheit die Hände unter die weiße Schürze gestekt, auf einem Rohrstuhl liegt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolirten Koffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verzährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfwaaere, und was weiß ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so, daß ihr Vortritt, wahrscheinlich aus kleinen Aucttionen zusammengeflümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot der Feilschenden, sorglos ob aus dem Handel was wird oder nicht, schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Waare selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Duzend feiner baumwollener Strümpfe und eben so vielen Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen besondern Schritt mitbringt, die Hände auch noch eben so unter die Schürze steckt wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmuth des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die skurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarth'schen Blatt unter dem Stuhl der Bettchwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist, und neidisch auf ihr Glück, heimtückischer Weise die Stuhlbeine wegsagt. Pömp! fällt sie in ihr Glas und Porzellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichen Sinne des Wortes.

Ich. Wahrhaftig, lieber Better, Du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mäd-

chen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

Der Better. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Theil der Hauswirthschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die, nächst dem praktischen Nutzen, zu häuslichen Gesinnungen führen muß.

Der Better. Meinst Du, Better? Ich für meinen Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbstverkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Waare und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehen, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w. lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparniß der sogenannten Schwanzelpennige, das nicht einmal statt findet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteht, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Besuch des Marktes sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich um den Preis von etlichen Pfennigen meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingebrängt in den Kreis des niedrigsten Volks eine Zote zu hören, oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Speculationen liebeuseufender Jünglinge in blauen Röcken, zu Pferde, oder in gelben Blauschen mit schwarzen Krügen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — Doch sieh', sieh', Better, wie gefällt Dir das Mädchen, das so eben dort an der Pumpe von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Better!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg ins Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sey es dem rothen Schawl, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich, dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit siffelt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korb heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen Kantenhauensgeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum erstenmale selbstständig seyn wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Better. Wie denkst Du Dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufbringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen-Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Zierelei entferntes Wesen, von ächtem weiblichem Sinn besetzt, und mit jenem, jedesmal richtig treffendem Verstande und seinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Better! das nenne ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt Dir das Mädchen, Better?



Ich. Ei, weich eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenen Blick in die Welt hinein schauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorb folgt, scheint eben nicht älter, als sie, und zwischen beiden eine gewisse Corbaltität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Shawl ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Austringirte Ballschaffüre auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht, so wie es scheint, mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wühlt und wühlt, feilscht und feilscht, spricht, gestikulirt alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfnisse, einkaufen.

Der Better. Bravo, bravo, Better! Dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten Dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet, — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballet, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha, getroffen! Schau doch, lieber Better, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen Du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

Ich. Ich erblicke einen großen, schlant gewachsenen Jüngling, im gelben kurzgeschnittenen Plausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines, rothes, silbergesticktes Mäuschen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquellen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stuhbürtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Collegium zu besuchen; — aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Collegium und alles um sich her zu vergessen.

Der Better. So ist es, lieber Better. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Comödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Waare appetitlich aufgethürmt ist, und schrint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Dessert von Obst bestehen kann; unsere kleine Comödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entschläpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Geiße bückt sich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee — Das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rath und Beistand bei einer satzsam schwierigen Apfelsinenwahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmuthige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variiert wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wähen, so viel er will, mich interessiert das nicht, und zwar um so weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelkind, die allerliebste Geheimrathstochter von neuem aufgeschossen ist.

Der Better. Nach den Blumen dort schau ich

nicht gerne hin, lieber Better; es hat damit eine eigene Verwandtniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenstörk ausgefuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn so wie sie der Handel nicht beschäftigt, liest sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowélschen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen literarischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen siehen die Blumen zum Verkauf, — ich das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Heiß mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten seyn; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Better, ich will Dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen? Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eine meiner eigenen Werke sey, was eben jetzt das Mädchen in die fantastische Welt meiner Träumereien versetzt. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preise eines Nelkenstöck, der in einer entfernten Reihe stand. Während das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „Was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?“ das aufgeschlagene Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Wertlein von mir, und zwar\*\*\*. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstöck; das Mädchen war mir in diesem Augenblicke ein viel schätzenswertheres Publikum, als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von süßesten Autorgeföhlen, fragte ich mit ansehender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „Ja, mein lieber Herr,“ erwiderte das Mädchen, „das ist ein gar schnackisches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe, aber dann ist es so, als wenn man mitten darin läse.“ Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte; sie wiederholte, es sey ein gar schnackisches Buch, sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sey ihr ganz weinerlich zu Muth geworden; sie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir Nachmittags von Herrn Kralowéll zu holen, denn sie wachse eben Nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem seltsamen Lächeln des wonnerfüllten Autors, lächelte ich: Hier, mein süßer Engel, hier steht der Autor des Buchs, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhafter Person.“ Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausbruch der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das süßblime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb,



vielleicht glaubt sie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des \*\*\* in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzutun, aber es war, als sey sie versteinert, und nichts entschläpft ihren Lippen, als: hm — so — I das wäre — wie — Doch was soll ich Dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitausläufig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters, war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube an's Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze.

Ganz leinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dankle Zee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufsteigen seyn; denn da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher beim Herrn Kratowski mache? — Pfeilschnell schob ich mit meinem Nelkenstock von dannen.

Ich, Better, Better, das nenne ich gestrafte Autorität; doch während Du mir Deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Liebblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchenmädchen ihre volle Freiheit. Die grämliche Küchenmädchen hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt, und überließ sich, indem sie die feilen Arme bald übereinanderschlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Colleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gesprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, wie ein herrlichen Blumenstiel sich der hohe Engel ausgewählt hat, und von einem rüthigen Burschen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschchen aus dem kleinen Körbchen nascht; wie wird das seine Watzstuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreundet?

Der Better. Der jugendliche Appetit des Augenblicks fragt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesatz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Markts sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt.

Der Better (das Gespräch fortsetzend). Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Räthsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen sieht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Korb, um ein Billiges, Pflaumenmusz verspendet. Fürs erste, lieber Better, bewundere die Agilität des Weibes, das mit einem langen hölzernen Eßel bewaffnet, erst die großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beseitigt, und dann den gierigen Märschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmüge hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierkleckchen zuwirft, welches sie sogleich als stättlichen Morgenimbis wohlgefällig verzehren. — Caviar des Volks! Bei dem geschickten Vertheilen des Pflaumenmuses, mittelst des geschwungenen Eßfels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es sey auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruste von Zimmt, Zucker und Nelken überhäufte Reisbrei, mittelst eines Dreschlegels, vertheilt worden. Jeder der werthen Gäste durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufsperrn, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu, wie im

Schlaraffenland. Doch, Better, hast Du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Was Geisteskind ist die tolle abenteuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürter Mann, der noch dazu kerkengerade mit eingebogenem Rücken da steht! Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen sparrt hinten die Kokarde eines Haarbeutelers hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe und mächtige zimmerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem vierseitigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arm trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht?

Der Better. Das wirst Du gleich erfahren, schau nur aufmerksam hin.

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück — die Sonne schrint hinein — strahlende Reflexe — der Kasten ist mit Bloch gefüllt — er macht der Pflaumenmuffrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht — feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbraunen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupe en coeur freist, mit kleinen feinen Lötkchen über den Ohren. — Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmuff füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann — er windet sich hinan an die Haringstonne — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmannen hinein, und schiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete Vorrath von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört — er legt den Kasten behutsam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter schaut er bloß an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlassen, ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebevollend zu berühren; — schnell hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich, und schreiet, sich mit Gewalt losreisend von dem verführerischen Gegenstand seiner Begierde, von dannen — er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden — ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf; er geht die Charlottenstraße herauf, mit solchem ganz festem Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande hinabgefahren zu seyn scheint.

Der Better. Genug habe ich mich schon über diese erotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst Du, Better, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Gp-



niker bis zum Ekelhaften, Hagestolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich, allein auf seinem Zimmer; — er ist durchaus ohne alle Bedienung, er besorgt alles selbst — an Markttagen holt er, wie Du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei seinem armseligen Stübchen liegt, selbst seine Speisen, die er dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thierischem Appetit verzehrt. Wie geschickt und zweckmäßig er einen alten Wahlkasten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das hast Du bemerkt, lieber Better.

Ih. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Better. Warum widrig? Es muß auch solche Käuze geben, sagt ein wetterfabrenner Mann, und er hat Recht, denn die Varietät kann nie bunt genug seyn. Doch mißfällt Dir der Mann so sehr, lieber Better, so kann ich Dir darüber, was er ist, thut und treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, und zwar sämtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fectmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brod. Seit dem Augenblicke, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie den englischen Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen, als echte alte Franzosen in lebhafter Conversation, bei fragalem Abendessen.

Des Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fectmeisters Arme durch das Alter entnerot, dem Sprachmeister Rivalen, die sich der neuesten Pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und die schlaun Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumenkügler, von den eigensinnigsten Gastrosomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte in dessen sein Schäfchen ins Trockne gebracht. Sie zogen zusammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene Wohnung, gaben ihre Geschäfte auf, und lebten zusammen, alt französischer Sitte getreu, ganz lustig und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten der unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein besonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Societät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fectmeister besuchen ihre alten Scholaren, ausgeübte Offiziers von höherem Range, Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmste Praxis, und sammeln die Neuigkeiten des Tags zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pastetenbäcker sorgt für die Küche; er kauft eben so gut selbst ein, als er die Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt für jetzt, da eine alte zahnlose Französin, die sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwasmagd heruntergebiedt hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die vier von den Orphelins français zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblau, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen Korb, in dem der Salat hoch aufgethürmt ist. — So habe ich den widrigen cy-nischen deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemüthlichen französischen Pastetenbäcker umgeschaffen,

und ich glaube, daß sein Aeußeres, sein ganzes Wesen, recht gut dazu paßt.

Ih. Diese Erfindung macht Deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Better. Doch mir leuchten schon seit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwünge fern in die Augen, die sich aus dem dicksten Gedränge des Volks empor heben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Ansehen — der Ueberroth von rothrothem schwerem Seidenzeuge ist funkelagelnet — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen — weiße Glacé-Handschuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene Dame, sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? — Doch wie? auch Sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still, und winkt einem alten, schmutzigen, zertumpleten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misere im Hesen des Volks, mit einem halberbrochenen Marktkorbe am Arm, mühsam nachhinkt. Die gepugte Dame bleibt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft schnell bis in die Mitte der Charlottenstraße, und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zertumplete Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Better. Das Weib hat, um sich auszurufen, den Korb an die Erde gesetzt, und Du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

Ih. Der ist in der That wunderbarlich genug. Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Äpfel — ein kleines Brod — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schaffkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht — Was in aller Welt!

Der Better. Still, still, Better, genug von der Rosenrothen! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderblich Almosen spendete. Gibt es ein rührenderes Bild unverdorbenen menschlichen Glends, und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürzte Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorgeschoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmüßchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Marktes an derselben Stelle.

Ih. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Better. Du bist in gar großem Irrthum, lieber Better. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feil hält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in auf Wagen gepackten Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nehmlich jeden Morgen mit vollen Gemüsekörben bespackt, wie ein Lastthier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er sich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelst des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Diensten er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, gibt sich, wenn nun seine Kräfte



beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nehmlich oben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hin zu helfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im mindesten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet ist, und sie ihm die ganz, oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen seyn, oder sollte auch kein anderer sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichtes verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblinneten eigenthümlich, sogleich erkennt; es scheint darin fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der B e t t e r. Es gibt für mich keinen rührenderen Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröthe des Lebens, aber sein inneres Auge strebt schon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landweyermann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Bette, wie sich bei diesem armen Menschen die Mithätigkeit der Berliner recht lebhaft ausdrückt. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und Keiner daraus verfehlt ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hiezu liegt alles. Schau einmal, lieber Bette, eine zeitlang hin, und sag mir, was Du gewahrst.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche derbe Hausmägde, mit zum Theil schwer ins Gewicht fallenden Waaren; übermäßig vollgepackte Körbe, schneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache zu eilen, um ihre Last los zu werben, und doch weißt jede einen Augenschein, greift schnell in den Marktforb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als nothwendig und unerläßlich auf dem Stat des Markttag. Das ist recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor, und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein genug zum Akt der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt, — sie ruft ihrer Köchin zu, — es findet sich, daß auch dieser die kleine Münze ausgegangen, — sie muß erst bei den Gemüßweibern wechseln, — endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft, — nun klopfte sie dem Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein, und schließt ihm die Faust, damit die spendende Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trümpelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her, und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeisicheln hat sie schnell, daß es gewiß niemand als ich, der ich sie auf dem Kern meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glaube, wohlgenährte Mann im braunen Rocke, der dort so gemüthlich daher geschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden stehen, und läßt sich in ein lauges Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe, und wühlt so entsetzlich

im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiant montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verflieg. — Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wohl Dank seyn mag, — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der B e t t e r. Da hast Du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation: was ist ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Werth, — ich kann mich sehr irren; aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüßkörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sey, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, reißt sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gemacht hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden läßt vermuthen, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältnis näher nachzuforschen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschauete, bemerkte ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgespannt sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der B e t t e r. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestäubten Mühlknappen und Müllemädchen mit rosenrothen Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nehmlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Waare gerade über meinem Fenster am Theater feil bot, und jetzt hinübergewiesen seyn soll auf die andere Seite. Diese Familie besteht aus einem großen robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Waide, es würde mich ein wenig fröheln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblicke die liebste auf Erden seyn. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie im schneidendsten Contrast ein kaum vier Fuß hoher, fetsam verwachsender Kerl entgegen, der die Posirlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Bette, daß es Leute giebt von gar fetsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man bei näherer Betrachtung durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militärs, der mit einem solchen Naturpiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Ein Buckel,“ sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!“

Der B e t t e r. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden, denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze



auf dem Haupte, ist in steter rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpfet und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort, und müht sich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoro des Marktes zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört es nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehen, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Gebekren und Grimassen, Süßigkeiten auszustosen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner seyn mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm faßt um die Hüften des Mädchens schlingt, und, die Mähe in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdem dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken, und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichen Mutterwitz, dem entschiedenen Talent für's Possirliche und der Kraft, es darzustellen, begabt. Er ist der Pagliasso, der Taufensassa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset; ohne ihn kann keine Rindtaufe, kein Hochzeitschmaus, kein Tanz im Krüge, kein Gelag bestehen; man freut sich auf seine Späße, und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwaigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finstern, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenhaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spießes, mit dem die Familie jeden Bissen theilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigte mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Miesekräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlenfäcke den Käufern ins Haus zu schaffen. Ich sah oft, ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Körben bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und abentheuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das allermindeste, sondern bloß einen ungeheuren Kohlenfack, dem unten ein paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Thier, eine Art mährchenhaftes Kanguru über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh', sieh' Wetter, dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüßweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum und Tuum in heftigen Streit gerathen, und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen — immer heftiger sechten sie mit den Händen durch die Lüste — immer näher rücken sie sich auf den Leib — gleich wird es zum Faustkampf kommen — die Polizei macht sich Plag — wie? Möglich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Bornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen — aus ist der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüßkörben zurück — das Volk, welches nur einigemal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander.

Der Wetter. Du bemerkst, lieber Wetter, daß dieses während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf

dem Markt entspann, und der lediglich durch das Volk selbst geschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gebämpft, daß sich alles zwischen die Streitenden drängt, und sie auseinander bringt. Am vorigen Markttag stand zwischen den Fleisch- und Dösbuden ein großer abgelumpfter Kerl, von frechem, wildem Ansehen, der mit dem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit gerieth; er säkrte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unsehrbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen, und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischerart, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspekten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Totschlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit gesetzt worden würde. Die Döbfräuen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verspflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch emporgeschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

„wie ein gemalter Wüthrich, und wie partheilos zwischen Kraft und Willen, that er nichts.“

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei gedönn, heran zu kommen, und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders als für alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Wetter. Ueberhaupt, mein lieber Wetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bekräftigt, daß mit dem Berliner Volk seit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermüthiger Feind das Land überschwemmte, und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn Du Dich einmal an einem schönen Sommertage gleich Nachmittags nach den Zelten bemüßt, und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst Du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ungewöhnlich ist. Es ist der Masse so gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geschmeidigkeit der äußeren Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Strafe oder nach einem Hause, oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falschen Bescheid gesoppt zu werden. Der Berliner Straßensjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der jemanden geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, erstickt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Theatern, die „den fideles Hamburger avec du feu“ ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Race, auf dem Schaffot endigen, sind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßensjunge war, der nicht Bagabund, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbniß doch ein gewisses Point



Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O lieber Vetter, laß mich Dir in aller Geschwindeheit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswidrig tief beschämt hat. Ich gehe vor's Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen; einer von ihnen, ein höchstens sechs- bis siebenjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust beim Arm packte. „Will Er wohl nicht mich anfassen!“ fahre ich ihn zornig an. „Nun, Herr,“ erwiderte der Junge ganz gelassen, „indem er mich mit seinen stieren Augen angloste, „nun, Herr, warum soll ich Ihnen denn nicht anfassen; sind Sie vielleicht nicht ehlich?“

Der Vetter. Haha! dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Ostweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man that ihnen sogar die Ehre an, sie Shakspearisch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als pikante Schüssel aufstischten. — Sonst war der Markt der Tummelplatz des Sanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honeste Frau durste es wagen, ihren Einkauf selbst besorgen zu wollen, ohne sich der größten Unbill auszuweisen. Denn nicht allein, daß das Höckervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpartiotische Asketiker eifern grimmig gegen diesen vermehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volkstümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meines Theils bin der festen innersten Ueberzeugung, daß ein Volk, das sowohl den Einheimischen als den Fremden nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Charakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert,

immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, zum Theil schleppten sie sie selbst fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf große Schiebkarren — geschäftiger zeigte sich die Polizei, alles, und vorzüglich die Wagenreihe in gehöriger Ordnung zu erhalten; diese Ordnung wäre auch nicht gestört, wenn es nicht hin und wieder einem schlematischen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz seine eigene neue Behringstraße zu entdecken, zu verfolgen, und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Unge- mach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieser Markt,“ sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks, trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassen Stelle spricht das schauerliche: „Es war!“ nur zu lebhaft aus. — Es schlug ein Uhr, der grämliche Invalide trat ins Kabinet, und meinte mit verzogenem Gesicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die aufgetragenen Speisen wieder kalt würden. „Also hast Du doch Appetit, lieber Vetter?“ fragte ich. „D ja,“ erwiderte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln, „Du wirst es gleich sehen.“

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten, weichgezottenen Ei, und einer halben Mandsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr,“ sprach der Vetter leise und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufzublicken will.“

Ich wies nach dem am Bettfahrm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!“ rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang, und es mit herzzersehrender Wehmuth erfüllte, „Ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!“

Armer Vetter!

1. Hofmann's damaliger Zustand sehr aufgeleitet.

## Die Genesung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Ich begab mich in den entlegenen, waldverwachsenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit seinen halbverdorren, halb grünen Aesten, und seinen malerischen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn so,

wie er lebt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon gespitzt, und mich in die gehörige Positur gesetzt, als durch das dicke Gebüsch ein herrschaftlicher Wagen ras-



setzte. Mit Mühe bahnten sich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und es schien in der That ein seltsamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchschnittenen Wald aufs Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können schienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete sich, und hinaus stieg ein junger, sauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Gestrüpp heraus trat, für den jungen Doktor D... erkannte.

Er sah aufmerksam umher, und schien offenbar sich überzeugen zu wollen, daß niemand in der Nähe sey. Es wollte mich bedünken, als habe sein Wesen etwas besonders Aengstliches, als sey sein Blick seltsam, wirr und unsäth. Ich schämte mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten, harmlosen Doktor D... für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir stolzer Weise mit sammt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemesis, die im Finstern schleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor D... ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde aufs Neue geöffnet, und hinaus schlüpfte eine junge Dame, so schön, so schlank, so anmuthig, so malerisch in einem Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichsten, rührendsten Roman in der Einsamkeit aus dem Wagen geschlüpft, und die Lunte eines rasselnden, zischenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abentheuern entzündet hat. Du kannst denken, wie ich in der höchsten Spannung durch das dicke Gebüsch schlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeste entgehen zu lassen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövriert, und hörte jetzt den Doktor sagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unsern Zwecken nicht günstiger seyn kann. Es steht hier ein wunderbarer Baum, dessen Fuß Rasen umgeben; ich selbst habe schon gestern einige Rasenstücke ausgehoben, und eine ganz stattliche Rasenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle ist einem Grabe gleich, und so ist schon symbolisch angedeutet, was wir hier bezimmen wollen; Tod und Auferstehung.“

„Ja,“ wiederholte die Dame mit hehrzersehender Wehmuth, indem sie des Doktors Hand ergriff, der sie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferstehung!“

Mir starrte das Blut in den Adern — unwillkürlich entfloß mir ein leises Ach! Der Satan hatte sein Spiel — die Dame drehte sich um — meine werthe Figur stand dicht vor ihr! Vor Erstaunen hätte ich in die Erde sinken mögen. — Niemand anders war die Dame, als das lebenswürdigste Mädchen in B..., das Fräulein Wilhelmine von S... Auch sie schien vor Schreck und Staunen sich kaum aufrecht halten zu können — sie schlug die Hände zusammen, und rief ganz zerknirscht: „Um Gott, o mein Leben! wie kommen Sie hierher, Theodor, an diesen ungelegenen Ort, zu dieser ungelegenen Stunde!“

Die rächende Nemesis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich sprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Minos oder Rhadamantus ihre Sprüche verkündigen mögen: „Es kann seyn, mein sehr werthes, und bis zu dieser Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen sehr ungelegen komme; doch vielleicht sind es die Schicksalsmächte selbst, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchlos!“

Der Doctor ließ mich nicht vollenden, sondern fiel

mir zürnend in die Rede, indem seine Wangen sich entflammeten: „Du bewährst Dich wieder heute in Deiner alten Rolle, nehmlich als Eulenspiegel.“

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte sie zu dem Wagen zurück, an dessen geöffnetem Schlosse sie stehen blieb.

Der Doctor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft da stand, und nicht wußte, was ich sagen, was ich denken sollte, wieder zurück, indem er sprach: „Daß uns dort auf jenem abgehauenen Baumstamm Platz nehmen, denn es sind mehr als zwei Worte, die ich Dir zu sagen habe.“

„Du bist ja in dem Hause des Geheimraths von S... bekannt. Du besuchst seine großen Thees, wo sich hundert Personen die Köpfe zerstoßen, hin und her rennend, ohne daß ein einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, insipides Gespräch, kaum genährt von den kärglichsten Mitteln, durchhüßt, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Personen mit Wein begossen, und diverse Sorten dagegen unversehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines schmachlichen Todes stirbt.“

„Wart,“ unterbrach ich den Doctor, „wart, daß Dich Kästlerzunge, die Frau von H... nicht hört, und Dich aus Rache, weil sie selbst an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S... verläßt, die sofort den Bann über Dich ausprechen, und Dich von ihren Thees gänzlich erkludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieser inspiden Thees? Wer benutzet sorglich jede Gelegenheit, das S...sche Haus zu besuchen? — Ei, ei, mein Freund, ich merke was, die schöne Wilhelmine!“

„Lassen wir das,“ sprach der Doctor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen sich Personen befinden, die auf das Ende unsers Gesprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimraths von S... ist seit unendlicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicher Seite, war aus der Art geschlagen. Um so entschlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimraths von S... seyn, als sein jüngster Sohn, Siegfried geheiß, wirklich der erste war, der aus der Art schlug. Alles künstliche Ueberebau half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte sich Platz, selbst unter den hochadeligen Gemüthern. Man spricht allerlei. Viele sagen, Siegfried habe wirklich an einer Geisteskrankheit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt ihn eingesperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.“

„Dies ist nun der Onkel Siegfried, den Du in der Gesellschaft bemerkt haben mußt, wie er mit diesem oder jenem Gelehrten, den er aufgesucht und gefunden, geistreiche Worte wechselt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen sichtlich als bloß tolerirt, welches er ihnen in solch reichlichem Maaße erwidert, daß sie besser thäten, davon abzustehen. Wahr ist es, daß er sich zuweilen, vorzüglich wenn sein Geist auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchphilosophie zu befolgen, nach welcher es rathsam, die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden als Gutes, viel zu sehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberszeugung hinreißen läßt, so daß die diplomatischen Herren nicht selten mit angekniffenen Ohren und zugerückten Augen erschrocken in die entferntesten Winkel des Saals fliehen. Niemand als Fräulein Wilhelmine wußte ihm dann so geschickt zu umkreisen, daß er sich stets nur bei den vertrautesten Freunden befand, und sehr bald den Saal verließ.“

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer schweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da sie fest-



steht, nachdem der Körper gesund ist, in wirklichen Wahnsinn ausgeartet. Er bildete sich nehmlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtsin der Menschen, die ihre tiefere Erkenntniß verschmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges Spiel zu kindischer Lust auf dem armfeligem Tummelplatz ihrer Lüste hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen. In ewige schwarze Nacht sey nun der sanfte Schmuck des Frühlings, die sehnüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Brust, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß sie als fröhliche Kinder emporspriessen und grünen — grüne Büsche und Bäume werden, im Flüßern und Wuscheln die Liebe der Mutter, die sie selbst an ihrer Brust nährt und pflegt, mit süßer Stimme preisend.

Dahin ist das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verflüchtend, weinend verflüchtend das Blau, das alles mit liebenden Armen umschloß. Alle Mittel, dieser Idee zu widerstehen, blieben vergebens, und Du kannst denken, daß der Alte der trostlosen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlich Weise diese Idee mit sich bringt, zu erliegen drohte. Ich geriet auf den Gedanken, auf ganz eigene Weise, zur Heilung des Wahnsinnigen, den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine ist des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in schlaflosen Nächten dadurch einigen Trost in seine Seele zu bringen, daß sie, wenn er im halben Schlummer lag, leise — leise, von grünen Bäumen und Büschen sprach, und auch wohl sang. Es waren vorzüglich jene schönen Worte Calderon's, womit, in der Blume und Schärpe, Lijda das Grün preist, und welche ein kunstfertiger, fein empfindender Freund in Musik gesetzt hat. Du kennst das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,  
Ist die schönste Wahl der Welt,  
Und was lieblich dar sich stellt! —  
Grün ist ja die Tracht des Lenzen,  
Und man sieht, um ihn zu kränzen,  
Keimend aus der Erde Grünsen,  
Ohne Stimmen, doch in Düssen  
Athmend, in den grünen Wiegen  
Buntgefärbte Blumen liegen,  
Weiße Sterne sind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorübergehende Delirium, das schon an und für sich selbst dem magnetischen Halbschlaf sehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beschwichtigende Ideen zu bringen, ist nicht neu. Ir' ich nicht, so bediente sich schon Puysegur ihrer. Du wirst aber nun gleich sehen, von welchem Hauptschlag meiner Kunst ich die völlige Genesung des Alten zu erlangen hoffe.“

Der Doktor stand auf, schritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und sprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und schwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der seltsamen Ungewöhnlichkeit des Auftritts darüber zu entschuldigen, daß ich geliebt, und in gewisser Art den Kaufher gemacht.

Wir gingen nun an den Rutschenschlag — ein junger Mann stieg aus, und bald trug dieser, mit Hilfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den schlummernden Alten zu dem seltsamen Baume in der Mitte des Platzes, und legten ihn sanft in bequemer Stellung auf die Rasenbank, die, wie der geneigte Leser es weiß, der Doktor mit eigener kunstgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen ruhenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, schöne Gestalt war

in einen langen Ueberrock von silbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demselben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur sparsam ein paar weiße Locken hervorblickten. Sein Gesicht, unerachtet die Augen geschlossen, hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck der tiefsten Behmuth, und doch war es, als sey er in seligen Hoffnungsträumen entschlummert.

Fräulein Wilhelmine setzte sich an das Hauptende der Rasenbank, so daß, wenn sie sich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem seine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Felsstuhl vor dem Alten, so wie es die magnetische Operation zu erfordern schien. Während nun der Doktor sich mühte, den Alten auf die sanfteste Weise aus dem Schlafe zu bringen, sang das Fräulein Wilhelmine leise:

In der grünen Farbe glänzen,  
Ist die schönste Wahl der Welt &c.

Der Alte schien den Duft des Gesirachs, der Bäume, der vorzüglich stark war, da die Linden in voller Blüthe standen, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich schlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und starrte um sich, doch, wie es schien, ohne einen Gegenstand deutlich in's Auge fassen zu können. Der Doktor zog sich leise zur Seite. Das Fräulein schwieg. Der Alte lachte kaum verständlich: „Grün!“

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen, daß eine besondere ammuthige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterstützte. In dem Augenblicke, als der Dunkel das Wort „Grün“ lachte, fuhr nehmlich ein Bozel tirilirend durch die Leste des Baums, und von dem Platzen seines Gefiebers brach ein blühender Zweig, und fiel dem Alten auf die Brust.

Da erwachte die Mäthe des Lebens auf dem Antlitz des Alten. Er erhob sich, und rief begeistert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, seliger Himmelsbote, bringst Du mir den Dolzweig des Friedens, bringst Du mir das Grün, bringst Du mir die Hoffnung selbst! Sey gegrüßt, Du Hoffnung; ströme über in sehnüchtiger Lust, blutendes Herz!“

Plötzlich schwächer werdend, liepelte er kaum hörbar: „Das ist der Tod,“ und sank auf die Rasenbank, von der er sich zur sitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehilfe des Doktors flöste ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine auf's Neue sang:

In der grünen Farbe glänzen &c.

schlug der Alte die Augen auf, und schaute nun mit bestimmtem Blick in der Gegend umher. „Da,“ sprach er dann mit ungewisser Stimme, „in der That, dieser Traum neckt mich auf besondere Weise.“

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, der, nach dem, was vorausgegangen, um so entsetzlicher erschien. Tief ergriffen stürzte Fräulein Wilhelmine bei der Rasenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte sie mit Thränen, und rief mit der schmerzlichsten Behmuth: „O! mein theuerster, bester Vater, nicht jetzt neckt Sie ein Traum, nein, ein böses — böses Gespenst, hielt Sie in entsetzlichen Träumen, wie in schweren Ketten gefangen. O! Himmelsfreude, die Ketten sind gesprengt — Sie haben, bester, theuerster Vater, Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heitere, rege Leben lacht Sie an, mit aller süßen Hoffnung, im schönsten Schmelz des Grüns!“

„Grün!“ rief der Alte mit dröhnender Stimme,



indem er starrer um sich schaute. Nach und nach schien er die Gegenstände bestimmter zu unterscheiden, und seinen Blick besonders auf gewisse Bäume und Büsche zu heften.

„Onkel Siegfried hat,“ liepelte mir der Doktor ins Ohr, „Onkel Siegfried hat diesen Ort schon seit vielen Jahren besonders geliebt, und in tiefer Einsamkeit besucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch seinem Gang zu wunderlichen Combinationen naturhistorischer Erscheinungen gewekt, und ihn dieser romantische Platz auch von der Seite besonders interessiert haben.“

Noch immer saß der Alte, um sich schauend; doch immer weicher und weicher und wehmüthiger wurde sein Blick, bis ein Thränenstrom ihm aus den Augen stürzte. Er faßte mit der Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doktors Hand, und zog sie heftig neben sich auf die Rasenbank nieder.

„Seyd Ihr es, Kinder!“ rief er dann mit einer Stimme, deren Seltzaamkeit beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verkörtes Gemüth zu verkünden schien, welches sich selbst bekämpft und zu sammeln versucht: „Seyd Ihr es wirklich, meine Kinder?“

„O! mein bester, gütigster Onkel,“ sprach Wilhelmine beschwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie sind ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie stets so liebten — Sie sitzen ja unter dem“

Auf einen Wink des Doktors flockte Wilhelmine, und fuhr dann nach beinahe unmerklicher Pause fort, den Lindenweig erhebend: „und dieses Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerster Onkel?“

Der Alte drückte den Zweig an seine Brust, und schaute mit Blicken umher, die jetzt erst Lebenskraft, und eine gewisse unnennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er sprach viele leise Worte, die jedem der Umstehenden unverständlich blieben. Dann aber sprang er mit wilder Behemung von der Rasenbank auf, breitete beide Arme aus, und rief, daß der Wald von dem Tone seiner Stimme wiederhallte:

„Gerechte ewige Macht des Himmels, bist Du es selbst, die mich an ihre Brust ruft? Ja, es ist das herrliche, rege Leben, das mich umgibt, das meiner Brust zufließt, so daß alle Poren sich öffnen und Raum geben dem seligsten Entzücken!“

„O! Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug. O! Grün, Grün! mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des Höchsten lag — nie hast Du der Menschheit gezürnt! Nimm mich in Deine Arme!“

Es war, als wollte der Alte rasch vorwärts schreiten, doch knickte er im jähen Krampf zusammen, und sank leblos nieder. Alle erschrocken heftig; keiner aber wohl mehr, als der Doktor, der befürchten mußte, daß eine gewagte Kur auf entsetzliche Weise mißlingen könne. Doch nur wenige Secunden war der Alte mit Naphta und Aether bedient worden, als er die Augen wieder aufschlug. Und nun begab sich das Merkwürdigste, was Niemand, und am allerwenigsten der Doktor, hatte vermuthen können.

Von Wilhelminen und dem Doktor umfaßt, ließ der Alte sich auf dem schönen Plage herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer wurde sein Antlitz, sein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Fantasie, ein heller Verstand, immer mehr siegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron, und zog mich ins Gespräch. Endlich fand der Baron, daß für die erste Ausfahrt nach so langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab sich auf den Rückweg.

„Es wird schwer halten,“ sprach der Doktor leise zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde Alles anwenden, zu verhindern, daß er um des Himmels Willen nicht schlafe. Wie leicht könnte dieser Schlaf einen feindseligen Charakter annehmen, und dem Alten alles, was er sah und empfand, wiederum als Traum verschwimmen lassen.“

Einige Zeit nachher hatte sich im Hause des Geheimraths von S... eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von seiner Krankheit genesen, und selbstsam genug schien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Residenz, zur Freude des liebenden Bruders, und bezog seine schönen Güter, deren Verwaltung der Doktor D... seinen Doktorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürsprache einer edeln Prinzessin bewirkte es, daß der stolze Geheimrath von S... die Hand seiner Tochter Wilhelmine dem Doktor D... nicht länger verweigerte.

### Ueber die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg.

Als die Schauspiele des Calderon de la Barca durch die meisterhafte Schlegelsche Uebersetzung in Deutschland bekannter wurden, erregten sie eine nicht geringe Sensation, wiewohl in ihre tiefe Romantik nur die wenigen eingehen konnten, welche mit wahrhaft poetischem Gemüth sich zu der unsichtbaren Kirche bekennen, die mit göttlicher Gewalt gegen das Gemeine, wie gegen den Erbfeind kämpft, und die triumphirende seyn und bleiben wird. Die meisten und vorzüglich die

Anhänger des jetzt herrschenden Bühnengeschmacks, konnten zwar den gewaltigen Geist, der in den Calderonschen Schauspielen mit grauenerregendem Contrast sich ihrer Kleinlichkeit entgegenstellte, nicht wegdemonstriren, betrachteten sie aber als eine Kuriosität aus der Zeit, wo, nach ihren Begriffen, die Schauspielkunst noch in der Wiege lag, und, um so weniger ist es zu bewundern, daß kein Bühnendirektor die Bereicherung des Repertoirs durch Schlegels Meisterwerk auch nur



ahnete. — Die Weimarer Bühne, die schon seit geraumer Zeit es sich recht ernstlich angelegen seyn läßt, unser Theater aus der tiefen Erniedrigung, in die es versunken, zu erheben, und schon oft die Möglichkeit und Wirkung irgend einer scheinbar ganz außer der Sphäre unseres Theaters liegenden Production, den in Sinn und Geist beengten Directoren größerer Bühnen practisch bewiesen hat, gab bekanntlich zuerst den standhaftesten Prinzen mit Beifall, und, nicht lange darauf wagte es die noch kleinere Bühne in Bamberg mit der Andacht zum Kreuz, und der Brücke von Mantabile hervorzutreten. Unter kenntnißreichen gemüthvollen Freunden des Theaters in Bamberg wurde, als die Aufführung der Galberonschen Schauspieler, im Werke war, lange die Frage debattirt: ob man wohl auf ihre Einwirkung auf das Publikum rechnen könne, und welches von jenen Schauspielen am meisten dazu geeignet sey. Gerade die Andacht zum Kreuz, welche bestimmt war, zuerst auf die Bühne gebracht zu werden, erregte den größten Zweifel, und gerade dieses sprach in der Folge das große Publikum, von dem doch bei dem Urtheil über Theatereffect nur die Rede ist, am meisten an. — Ein Publikum, das Schauspieler, wie die des Galberon in ihrer vollen Schönheit und Stärke auffaßt, das in das Ganze und Einzelne tief eingeht, dürfte wohl nicht so leicht gefunden werden, in dessen Mochte doch eins vor dem andern fähiger und williger seyn, die Idee, die Tendenz des Stücks zu begreifen, und sich von der Gewalt der Sprache, von dem Fluge der kühnen, fantastischen Bilder fortreißen zu lassen, und eben diese größere Fähigkeit, vorzüglich aber den besseren Willen, glaubte man bei dem Bamberger Publikum voraussetzen zu können, weil es nicht verbildet, von dem theatralischen Genuß noch nicht übersättigt, und — katholisch fromm ist. Eben dieses letztere, der in Bamberg herrschende Katholizismus, war die Ursache, daß die Gallerie, eben so gut wie Logen und Parterre, gleich bei der Exposition vorzüglich nach der Herz und Gemüth gewaltfam ergreifenden Erzählung des Eusebio von den Wundern des Kreuzes, die der Andacht zum Kreuz zum Grunde liegende achtkatholische Idee verstand, und mit steigendem Interesse den Faden des Stücks sich entwickeln sah. Unter dem Kreuze wurden Eusebio und Julia geboren, das Kreuz flehte die Mutter in der angstvollen Stunde der Geburt um Hüfe an, und sichtbar empfingen sie das Zeichen der Gnade in der Gestalt des blutrothen Kreuzes auf der Brust. Nun war das Leben mit seinen feindseligen Verwicklungen nur der finstere Weg zu der Sonnenhelle, die ihnen entgegen leuchtete. Vergebens kämpfte der Feind, und stürzte sie überall in Noth und Gefahr; dem Kreuze blieben sie treu, und ihre Verklärung aus allem Tod und Leiden war der Sieg, der Triumph des Kreuzes. Ist diese Idee des Stücks verstanden, so tritt auch dem großen Publikum seine Einheit, sein innerer Zusammenhang und sein hohes historisches Interesse lebhaft hervor, und es behauptet auch in dieser Hinsicht seinen, über so manches moderne Machwerk, das vor lauter Effect effectlos wird, so hoch erhabenen Rang. Um dem Schauspiel einen desto gewisseren Eingang zu verschaffen, mußte für äußeren Schmuck gesorgt werden, der jener Idee, in der sich das ganze Stück concentriert, nicht allein angemessen seyn, sondern dieselbe auch noch mehr herausheben sollte. Wie beschränkt kleine Theater sind, wo der Platz und das Geld so zu Mathe gehalten werden muß, weiß wohl jeder Kenner der Bühne, in dessen erreicht das Anständige, wodurch jede Störung der Illusion vermieden wird, und manche sinnige Einrichtung, oft mehr den Zweck der theatralischen Erhe-

bung und Täuschung bei dem Zuschauer, als prächtige Decorationen und Maschinen, die nicht am Orte stehen, oder der Tendenz des Stücks nicht entsprechen. — Auf jene Weise wurde der Tod des Eusebio, seine Beichte und Absolution, so wie seine und Julias Verklärung, dem Zuschauer durch folgende Einrichtung verfinlicht. Eusebio erscheint in der rauhen, felsigen Gegend, zu deren Muster dem Decorateur eine Partie aus der Sierra Morena gebietet hatte, von den Landleuten verfolgt, auf der Spitze eines Felsen, der im Mittellgrunde des Theaters angebracht, beinahe dessen Höhe erreichte, und stürzt hinab. Die Landleute finden den zerschmetterten Leichnam, und begraben ihn unter dichten Zweigen, aus denen das dumpfe angstvolle: „Alberto!“ hervortönt. — Als Alberto die Zweige weggenommen, richtete sich mittelst einer durchaus nicht bemerkbaren Maschinerie Eusebio langsam in die Höhe, und sank eben so, nachdem er die Absolution erhalten, in sein Grab zurück. Die Wirkung dieser einfachen Idee war, nach der tiefen Todtenstille, die jedesmal im Theater bei dieser übrigens stummen Scene herrschte, zu berechnen. — Als Julia zuletzt das Kreuz, welches in dem Hintergrunde des Theaters angebracht war, umfaßte, verschwand ihr männlicher Anzug, und man sah sie in Nonnentracht an dem Kreuze knien, das sich mit ihr in die Lüfte erhob. Die Wolken theilten sich, und wie in einer Strahlenglorie erschien Eusebio mit sehnuchsvoll nach Julia ausgestreckten Armen. Um so zweckmäßiger und so wirkungsvoller war diese im Schauspiel nicht ange deutete Einrichtung, als der eigentliche Schluß desselben, nemlich Eusebio's und Julia's Verklärung, als ein Mirakel sinnlich dargestellt wurde, und es ganz in dem Geiste des Katholizismus liegt, die Sinne bei der symbolischen Darstellung des Uebernatürlichen in Anspruch zu nehmen. — Merkwürdig war es gewiß, wie der Ruf von dem heiligen Schauspiel sich nach jeder Aufführung mehr verbreitete, und ein Publikum in das Theater zog, das man sonst nie darin gesehen hatte. Alte Bürger mit ihren Frauen, die es sonst für sündlich gehalten hätten, das Theater zu besuchen, entschlossen sich, hineinzugehen, wobei sie nicht vergaßen, den Rosenkranz mitzunehmen, und mehrere Bänke des Parterre's waren oft mit Christlichen besetzt. Ueberhaupt fand bei jeder Aufführung eine sichtbare Rührung und Erhebung statt, und um so mehr ist dies nur dem Schauspiel, und nicht vielleicht der glanzvollen Darstellung der Schauspieler zuschreiben, als, außer dem Eusebio, der trefflich ausgeführt wurde, die übrigen Partbeien, vorzüglich der Gil, gar viel zu wünschen übrig ließen. Kurz, die Andacht zum Kreuz erregte eine wahre Andacht, und dieß möchte zur Zeit wohl eine seltene Erscheinung im Theater seyn. Unter den neuen sogenannten gangbaren Stücken findet dieses Schauspiel gar keinen Maasstab, nach dem es gemessen werden könnte; die Personen sind nicht mit Stand und Charakter individualisirt, und erhalten dadurch eine gewisse Allgemeinheit; um so weniger wird aber der Zuschauer zerstreut, und von der Haupttendenz zur Betrachtung des Einzelnen hingezogen. Darin mag es eben liegen, daß die Tendenz des standhaftesten Prinzen nicht so allgemein, nicht so klar von dem großen Publikum aufgefaßt wurde. Hier erscheinen Fürsten, Adelige etc.; — der Zuschauer (es ist immer von der Masse des Publikums die Rede) denkt an ein Ritterstück, und sein Urtheil ist befangen. Manche fanden es für einen Prinzen und Helben, wie Don Fernando, nicht anständig, sich so tief vor dem König zu erniedrigen, und bewiesen dadurch, daß sie die Idee des Stücks, das Märtyrertum Don Fernando's, der standhaft im Glauben jede Schmach erduldet, nicht aufgefaßt hatten.



Uebrigens fand indessen auch dieses Schauspiel bei dem Publikum den besten Eingang, und wurde mehrmals bei festem Hause wiederholt. Decorationen und Maschinerien, die im Stücke nicht vorgeschrieben, aber im Geist des Ganzen angeordnet waren, dienten den Zuschauern zum besseren Verständniß, denn auch hier wurde Don Fernando's Verklärung sinnlich dargestellt. Dem Sarg entschwebte, so bald er von den Mauern von Tanager herabgelassen, sich in den Händen der Christen befindet, Fernando's Lustgestalt: gleich darauf röthet sich der Himmel, und man sieht die Gestalt des auf Wolken thronenden Christus, vor dem Fernando kniet. Diese Erscheinung war ganz lustig und durchsichtig, so daß man die Gegenstände hinter ihr (Mauern, Thürme zc. von Tanager) wie im Nebel gewahrt wurde, und so schien das Ganze nur der Reflex eines himmlischen Schauspiels, das die Mohren zu Boden schlug, von den Christen aber in knieender Anbetung betrachtet wurde. So wie bei Julia's Emporstiegen mit dem Kreuze, ertönten auch hier feierliche Accorde aus weiter Ferne. Weniger interessirte die Brücke von Mantabile, und das wohl aus dem Grunde, weil der Geist der Chevalerie, den dieses Schauspiel athmet, dem großen Publikum ganz entfremdet ist. Unsere Bühnenritter, die sich gar unziemlich gebehden, sind wohl nichts weniger als jene romantische Chevaliers, die sich so keck und muthig in Liebe und Krieg bewegen, und der Mitterzug Kaiser Karls gegen den prahlenden Mohren Fierabras, der grüne Fluß, die magische Brücke, alles kommt dem Zuschauer vor, wie es wirklich ist, nehmlich — spanisch. Dieses herrliche, romantische Schauspiel mit seinen Maschinen und Decorationen erfordert ein großes Theater, aber hier dürfte es seinen Effect nicht verfehlen. Selbst auf der kleineren Bühne in Bamberg wirkte unerachtet des beschränkten Raumes die entsehbende und verschwindende Brücke, die Erscheinung des riesenhaften Fierabras in dem Castell, das auf dem ungeheuern Kopf eines bronzenen

Zwerges aus dem Wasser hervorragt, und den Schluß der Brücke macht, imponant, und dürfte im Großen nachgeahmt zu werden verdienen.

Die Bahn ist nun einmal gebrochen, und es wäre ein verstocktes Beharren bei dem gewöhnlichen Theaterschlenbrian, wenn mehrere Bühnen sich nicht entschließen sollten, den in Bamberg mit glücklichem Erfolg gemachten Versuch zu wiederholen. Jedes kleinere Theater, dem auch nicht außerordentliche Kräfte zu Gebote stehen, wird die Andacht zum Kreuz mit Glück ausführen können, so bald es nur dahin gebracht wird, daß die Schauspieler ihre Rollen nicht conversationsmäßig, sondern mit Verstand, Gemüth und Beachtung des rhythmischen Verhalts sprechen; daß die ganze Darstellung ineinander greift, und daß der äußere Schmuck des Stückes anständig und sinnig angeordnet ist. Der standhafte Prinz ist für das Personal offenbar eine schwerere Aufgabe, und die Brücke von Mantabile erfordert ein Publikum, dem die höhere Ausbildung, die Aneignung des romantischen Geschmacks, ein Auffassen des Geistes der Chevalerie das ersetzt, was bei den früher genannten Schauspielen in einem katholischen Publikum schon die Erziehung und der Glaube von selbst hervorbringt. Eben deshalb dürfte sich die Brücke von Mantabile für das Theater einer großen Stadt eignen, welches, statt mancher sinnlosen Mißgeburt, für die Neugierde des Volks erfunden, dieses geniale Meisterwerk als Spektakelstück geben, und so den Kenner und das Volk befriedigen, und sich um die Verbesserung des Bühnengeschmacks verdient machen könnte. In Bamberg wurde bei dem Schluß des Schauspiels nach der Bestiegung des Fierabras die durch höllische Künste gebaute Brücke gesprengt, und dieß ist nachzuahmen, denn mancher geht vielleicht bloß dieser Explosion zu Ehren in das Theater, und bekommt nebenher Dinge zu hören und zu sehen, die ihm am Ende ansprechen und erfreuen, so wie manche geistig Erstarrte bei fortwauernder schöner Musik aus ihrer Erstarrung erwachen.

### Ein, im Namen des Kammergerichts zu Berlin von Hoffmann entworfenes Gutachten in der Untersuchungssache wider den Kaufmann S. wegen versuchter Vergiftung seiner Ehegattin.

Wilhelm S., Sohn des in B. verstorbenen Justiz- und Polizeibürgermeisters S., 37 Jahr alt, katholischer Religion, erlernte die Handlung, heirathete vor elf Jahren in D. die Agathe H., welche jetzt 39 Jahre alt ist, und etablirte dort einen Kramladen. Er wurde indessen in der Folge genöthigt, sich mit seinen Gläubigern außergerichtlich zu setzen, und die mit einem Billard verbundene Handlung dem Kaufmann P. zu überlassen, dessen Gehülfe er wurde. So geschah es, daß P. mit den S.'schen Eheleuten in einem Hause zusammen lebte, und gewöhnlich Nachmittags mit ihnen Kaffee trank, zu welchem Zweck er denn auch am 12. December v. J. Nachmittags halb vier Uhr in ihre Wohnstube kam. Er fand den Kaffeetisch bereitet, die S. schenkte ein, und der S. sah, den Kopf in die Hand gestützt, in nachdenkender Stellung am Fenster. P.,

nachdem er zwei Tassen Kaffee getrunken, ging in die Billardstube, um seine Tabackspfeife zu holen, und die S. begab sich nach der Küche, um Wasser zum Aufgießen zu besorgen. Als P. zurückkam, war die S. auch wieder da und trank eben aus der Untertasse Kaffee. Bei dem zweiten Schluck, den sie nehmen wollte, klagte sie aber, daß der Kaffee ihr den Mund zusammenziehe, und spuckte ihn mit ängstlichen Gebehden wieder aus. Sie empfand Uebelkeiten, so wie Schmerzen in der Brust, und trank, Verdacht schöpfend, daß sie etwas Schädliches genossen, Milch, um die Wirkung zu mindern. Brustschmerzen und Krämpfe fanden sich noch den folgenden Tag ein, ließen aber bald nach, so daß sie sich den vierten Tag ohne weitere ärztliche Hülfe völlig wohl befand. — In dem Augenblicke, als die S. den genossenen Kaffee wegsprang, sprang der S. auf, nahm ihr mit



den Worten: „Liebes Kind, was hast Du vor, in dem Kaffee ist nichts,“ die Untertasse aus der Hand, rührte den Kaffee um, und goß ihn in den Spucknapf aus. Er versicherte, daß er aus Versehen Tabacksasche in die Tasse geschüttet habe, P... und S... bemerkten indessen etwas Schwärzliches auf dem Boden der Untertasse; P... nahm sie daher fort und verschloß sie in seinen Kull. Später, und zwar am dritten Tage, fand es sich unter Umständen, die weiter unten näher erörtert werden sollen, daß der S. Grünspan besessen und fortzubringen gesucht hatte; eben auch für Grünspan erkannte der Apotheker H... die Materie, womit die Untertasse beschmiert war, und dieß veranlaßte den P..., jenen Vorgang dem Polizeimagistrate anzuzeigen, zugleich auch die aufbewahrte Tasse so wie den aufgefundenen Grünspan einzureichen. Das Stadtgericht in D... leitete dann die förmliche Untersuchung ein, welche von dem Criminalgerichte in M... fortgeführt und beendigt wurde.

Gegen die Form der Untersuchung läßt sich manches erinnern. Das dem Angeeschuldigten zur Last gelegte Vergehen und seine Strafbarkeit mußte nach dem § 885, Theil II, Titel 20, des allgemeinen Landrechts beurtheilt werden, es war daher von zehnjähriger bis lebenswärtiger Festungs- oder Zuchthausstrafe die Rede; demunerachtet ist kein artikulirtes Verhör abgehalten, das hier, wie es sich zeigen wird, bei den vagen Ausflüchten des Angeeschuldigten besonders nöthig gewesen wäre; — Criminalordnung §§ 423, 427, — und eben so wenig ist die Vergleichleistung auf die Zuordnung eines Verteidigers in der Form, wie sie der § 438 der Criminalordnung vorschreibt, geschehen.

Der Criminalsenat des Oberlandesgerichts von M... hat wider den Angeeschuldigten auf sechsjährigen Festungsarrest erkannt, nach unserer später zu entwickelnden Ansicht der Sache würde wider den Angeeschuldigten auf die ordentliche Strafe des Verbrechens zu erkennen, mithin jene Entsagung der Verteidigung gar nicht zulässig gewesen seyn; wir würden indessen, da übrigens der Angeeschuldigte auf alle Momente, die zur Sprache kamen, gehörig aufmerksam gemacht worden ist, doch die Sache durch Nachholung des zu berücksichtigenden Defensionspunktes nicht länger aufhalten.

Es kommt zuvörderst darauf an, in wie fern in dem Kaffee, den die S... am 12. December vorigen Jahres in Gegenwart des Angeeschuldigten und des P... trank, wirklich eine der Gesundheit und dem Leben schädliche Substanz enthalten war.

Beide, der Kaufmann P..., unerachtet er Angeber, die S... unerachtet sie die Gattin des Angeeschuldigten ist, sind nach dem Verhältnis, worin sie sich mit dem Angeeschuldigten, Rücksichts der ihm angeschuldigten That befinden, als völlig glaubwürdig zu betrachten, welches bei der schwer beleidigten Ehefrau um so weniger Zweifel leidet, da die Akten deutliche Spuren enthalten, daß es dem Manne nach seiner Verhaftung gelungen ist, ihr Mitleid reze zu machen. Auf ihrer Aussage beruht der oben erzählte Hergang der Sache, P... überlieferte die Tasse, woraus die S... getrunken hatte, dem Magistrat, der Magistrat dem Stadtgerichte, dieses dem Criminalgerichte zu M...; jedesmal geschah die Ueberlieferung wohl versiegelt, der Angeeschuldigte hat selbst die Tasse vor dem Criminalgericht für dieselbe erkannt, die ihm in D... vorgezeigt worden, und hiernach ist es nicht zu bezweifeln, daß die Tasse, woraus die S... den Kaffee genossen, dieselbe ist, welche von dem Inquirenten wohlversiegelt dem Doctor R... und dem Apotheker S... zur chemischen Prüfung überliefert wurde. Der Grünspan ist als gewöhnliche Malerfarbe schon nach dem äußeren Ansehen auch vielen in der Chemie ganz Unerfahrenen bekannt; um so weniger

konnte daher der Apotheker H... in D... sich täuschen, der nach der Anzeige des P... das, womit die Tasse beschmiert war, sogleich für Grünspan erkannte. Bei der sorgfältigen chemischen Untersuchung ergab sich denn auch mit entscheidender Gewißheit der Kupfergehalt der grünlichen, noch an der Untertasse liegenden Materie, welche nach der Versicherung der oben genannten Sachverständigen, Grünspan, mithin ein ägendes mineralisches Gift war, auf dessen Genuss — auch nur in geringer Quantität — häufiges Erbrechen, heftiger Leibschmerz, Entzündung des Magens und des Darmkanals, und endlich der Brand und der Tod erfolgt. Mit diesem Urtheil über den Charakter und die Wirkung des Grünspans stimmt auch Meßger überein, der die Kupferkälche, wozu der Grünspan gehört, zur ersten Klasse der ägenden oder fressenden Gifte (venena acria, inflammatoria, corrosiva) zählt, die im ersten Grade genossen, den Vergifteten in 6 bis 24 Stunden, unter den heftigsten Symptomen, im zweiten Grade unter minder heftigen Symptomen in 5 bis 9 Tagen tödten; aber im dritten Grade auch schon Kolik und Nervenzufälle verursachen, deren Heilung jedoch möglich, wiewohl meistens vergeblich ist, indem wenigstens außer der Schwäche leicht Hautausschläge und andere Hautübel zurückbleiben. (Meßger, System der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, Abschnitt II, Cap. VII, S. 215 u. f.)

Die S... hat nach dem eben erzählten Verlauf der Sache nur äußerst wenig von dem Gift genossen, da sie nur einen Schluck Kaffee nahm, den zweiten wegspie und noch Kaffee in der Tasse blieb, welchen Angeeschuldigte umrührte, und in ten Spucknapf ausgoß. Nur der geringen Masse des Giftes, die die S... verschluckte, so wie auch wohl dem schnellen Genusse der Milch ist es zuzuschreiben, daß die S... nur an vorübergehenden Leibschmerzen, Uebelkeiten und Krämpfen, eben den Folgen, wie die Sachverständigen und mit ihnen Meßger sie feststellen, litt, und nach vier Tagen vollkommen genesen war. Als völlig festgestellt ist daher anzunehmen:

„Daß in der mit Kaffee angefüllten Untertasse, aus der am 12. December v. J. die S... trank, sich Grünspan, mithin ein ägendes Gift erster Klasse befand, welches der S... aber nur eine vorübergehende Krankheit verursachte.“

In dem Gefäß, woraus der Kaffee in die Tassen gegossen wurde, konnte nichts Schädliches enthalten seyn, denn P... hatte schon Kaffee getrunken, ohne üble Folgen zu spüren; eben so wenig war in dem Gefäß, worin das Wasser zum Aufbrühen des Kaffees gekocht wurde, etwas Schädliches; denn ehe die S... hinausging, hatte sie sich schon die Tasse eingeschenkt, und zwar so, daß sie sich in der Unter- und Obertasse Kaffee befand. Die Obertasse trank sie nachher aus, ohne etwas widriges zu spüren, nur der Kaffee in der Untertasse, den sie für sich eingeschenkt hatte, zog ihr den Mund zusammen und erregte ihr Leibschmerzen und Uebelkeiten; in der Untertasse war also allein das Gift befindlich.

Daß schon vorher, ehe sie sich den Kaffee einschenkte, in dieser Untertasse Grünspan befindlich gewesen seyn sollte, ist unmöglich, da die S... bei der auffallenden Farbe des Grünspans, es bemerkt haben müßte, und Grünspan mit andern unschädlichen Dingen, die man wohl in den Kaffee thut (wie z. B. weißer Arsenik mit gekochtem Zucker), nicht verwechselt werden kann. Hieraus folgt:

„Daß in der Zwischenzeit, als P... und die S... das Zimmer verlassen hatten, der Angeeschuldigte aber allein zurückblieb, der Grünspan in die Tasse der S... gekommen seyn muß.“

Es ist nicht zu leugnen, daß schon nach dem, was über die That und die Zeit, in der sie verübt worden,



feststeht, der Angeeschuldigte verdächtig wird. Er hat sich so schwankend ausgelassen, daß es jetzt, wo es darauf ankommt, die Beziehung des Thäters zur feststehenden That zu bestimmen, zweckmäßig ist, den Inhalt seiner Vernehmungen wörtlich einzurücken.

Als er zuerst durch den Stadtrichter P. . . , mit Beziehung zweier vereideter Schöppen vernommen werden sollte, fing er heftig zu weinen an, und äußerte eine insinuirliche Rede über seine That, und die Beleidigung gegen seine Frau. Nachdem er über sein eheliches Verhältniß überhaupt gesprochen, sagte er:

„Was nun die letzte, von mir gegen meine Frau verübte Handlung anbetrifft, so muß ich bei aller sorgfältigen Prüfung, die ich deshalb ange stellt, gewissenhaft versichern, daß ich nicht zu erklären weiß, wie ich dazu gekommen, warum ich es that, und wie ich gerade das Mittel wählte. Ich war eben auf dem Billard gewesen, und hatte ein Glas Rum getrunken, welches mir nicht diente. Ich ging daher herunter in mein Vorstübchen, und wollte etwas schlafen, ich konnte es aber nicht, und weiß meinen Zustand nicht anders, als den eines Berauschten zu erklären. Erst den andern Tag erinnerte ich mich lebhaft dessen, was ich gethan, doch wußte ich nicht, daß P. . . die Tasse verwahrt, und was ich eigentlich gemacht hatte. An dem Tage, wo die Vermischung des Grünspans mit dem Kaffee geschah, hatte ich 3 oder 4 Gläser Rum getrunken, und da ich nicht viel vertragen kann, so hatten mich diese bezaubert, so daß ich, wie schon gesagt, nicht im Stande bin, über die Umstände, die vor, bei und nach der Vermischung des Grünspans mit dem Kaffee geschehen, eine zusammenhängende Erzählung zu machen; ich weiß nicht, wie ich den Grünspan vermischte, ob gestochen oder ganz; kurz, ich weiß gar nicht, wie ich dazu gekommen. — Ich kann mich, wie ich bereits gesagt, nicht auf die Art und Weise erinnern, wie ich die Vermischung des Grünspans mit dem Kaffee gemacht; daß es geschehen ist, ist wohl klar, aber sonst weiß ich auch darüber gar nichts zu sagen. — Ob meine Frau mit Vorwürfe gemacht, daß ich sie habe vergiften wollen, erinnere ich mich nicht; nur so viel stand mir den Tag darauf lebendig vor Augen, daß ich die That begangen hatte. Nie ist mir gegen sie ein böser Gedanke in den Sinn gekommen, und ich kann es nicht begreifen, und es bloß dem trunkenen Zustande, in dem ich an dem Tage war, beimessen, mich einer Handlung schuldig gemacht zu haben, die ich bei vollem Bewußtseyn auch nicht zu denken gewagt habe. Diesem Zustande muß ich, einzig und allein, den ganzen Vorgang beimessen, und einzig ist dieß meine Entschuldigung.“ — Bei seiner Vernehmung in M. . . sagte der Angeeschuldigte, nachdem er anfangs versichert hatte, seiner früheren Auslassung nichts hinzufügen zu können noch besonders:

„Ich beehre, daß ich noch niemals vorher daran gedacht hatte, daß ich meiner Ehefrau Grünspan oder sonst was Schädliches beibringen wollte. Am 12. d. M., wo dieses geschehen ist, bin ich im berauschten, meiner Sinne gar nicht mächtigen Zustande gewesen. Ich hatte vier Gläser Rum kurz hintereinander getrunken, der Marqueur wird dieß bezeugen, ich bin aber nur schwächlich, kann nicht viel vertragen, und erlitt einen Rausch. Kurz ich war in einem Zustande, von welchem ich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Ich weiß mich nur durch nachheriges anhaltendes Nachdenken zu entsinnen, daß ich in jenem Zustande mit meiner Frau und dem P. . . Nachmittag in der Stube saß und Kaffee trank. Alles übrige, was dort vorgegangen ist (der Angeeschuldigte wiederholt den erzählten Hergang der Sache), weiß ich durchaus nicht aus eigener Kenntniß, nicht aus eigener Erinnerung, sondern nur

lediglich daher, daß meine Ehefrau und der P. . . alles dieses, als geschehen, mir am folgenden Tage vorhielten.“ Nachdem Angeeschuldigte die Umstände, Rücksichts des noch im Kramladen aufbewahrten Grünspans, deren weiter unten noch gedacht werden soll, erwähnt hat, sagt er: „Ich hatte den Grünspan aber manchmal, wenn ich etwas suchte, wieder zu Gesicht bekommen. In jener unglücklichen Griftesabwesenheit muß mir dieß in die Gedanken gekommen seyn, und ich ihn aus dem Kram geholt haben.“ — Auch in der folgenden und in der letzten Vernehmung blieb der Angeeschuldigte bei diesen Angaben, ungeachtet aller Vorhaltungen des Richters über ihre Unwahrscheinlichkeit, stehen; sie konzentriren sich in der Behauptung:

„Ich kann weder zugefesseln, noch abläugnen, daß ich, in böser Absicht, Grünspan in den Kaffee meiner Frau geschüttet habe, weil ich mich zu der Zeit, als meine Frau und der P. . . Kaffee tranken, in einer durch Trunk veranlaßten Bewußtlosigkeit befand, und keiner Wahrnehmung eigener oder fremder Handlungen fähig war. Den ganzen Vorgang habe ich erst nachher, durch meine Frau und den P. . . erfahren.“

Liegt daher auch in den Worten des Angeeschuldigten, vorzüglich bei seiner ersten Vernehmung, allerdings ein Geständniß der That, so fügt er doch diesem Geständniß eine Bestimmung hinzu, die die Eigenschaft des Verbrechen ganz aufhebt, indem er während der Zeit, als es geschah, sich in völlig bewußtlosem Zustande, der jede Zurechnung irgend einer That ausschließt, befunden haben will. Es kommt darauf an, was über jenen vorgeschügten Zustand ausgemittelt worden ist. — Criminalordnung § 373.

Daß der Angeeschuldigte wider seine Gewohnheit mehrere Gläser Rum getrunken hat, ist möglich, daß er aber davon bis zur Bewußtlosigkeit trunken geworden seyn sollte, ganz unbedingt gelogen.

Der Friedrich S. . . , als Marqueur bei dem P. . . in Diensten, so wie die G. . . , ebenfalls bei dem P. . . in Diensten, befanden sich an dem Tage der That theilweis im Billardzimmer, wo die spirituososen Getränke aufbewahrt wurden, und beide haben, nach ihrer eidlischen Aussage, nicht bemerkt, daß der Angeeschuldigte mehrere Gläser Rum trank. Der Angeeschuldigte suchte dem zu begegnen, indem er anführt, daß es ihm erlaubt gewesen sey, sich selbst Rum einzuschänken, und, wie schon gesagt, wäre es allerdings möglich, daß er unbemerkt doch mehrere Gläser schnell hinuntergestürzt haben könnte; aller physischen und psychischen Erfahrung zuwider ist es aber, daß eine, bis zur gänzlichen Bewußtlosigkeit gesteigerte Trunkenheit unbemerkt bleiben sollte. Sämmtliche Personen, die sich an gedachtem Tage in seiner Nähe befanden, der S. . . , die G. . . , die W. . . , der P. . . , die S. . . , bezeugen indessen einstimmig, daß sie auch nicht im mindesten an dem Angeeschuldigten irgend einen exaltirten Zustand wahrnahmen. Sein Betragen bei, vor und nach der That, als er seiner Frau die Tasse aus der Hand nahm, den Kaffee weggoß, als er den Grünspan aus dem Kram fortzuschaffen suchte, wie es weiter unten näher erörtert werden soll, zeugt von vollkommener Besonnenheit. Eine Viertelstunde nach dem Vorfall spielte der Angeeschuldigte auch, wie der P. . . und die G. . . bezeugen, eine Partie Billard mit aller ihm eigenen Beurtheilungskraft, und war ganz ruhig und vergnügt.

Alles dieß widerlegt das Vorgeben des Angeeschuldigten, Rücksichts der Trunkenheit, hinlänglich. Der Zustand, in dem sich der Angeeschuldigte zur Zeit des Kaffeetrinkens befunden haben will, würde, wie er ihn beschreibt, auch mehr dem eines somnambulen Nachtwandlers gleich



den, der Dinge unternimmt, die Ueberlegung und Geschicklichkeit im Handgriff erfordern, und von denen er bei dem Erwachen doch nichts weiß, so daß selbst Verbrechen, die er in jenem Zustande beging, ihm nicht zugerechnet werden können (Klein's Gr. d. p. N. S. 133). Aber auch dieser Zustand hat solche auffallende äußere Kennzeichen, indem er Blick, Gang, Stellung und Sprache gänzlich ändert, daß er jedem, auch nicht sachverständigen Beobachter nicht entgehen kann, und so würden P... und die S... ihn unbedenklich wahrgenommen haben. Behauptet der Angeeschuldigte, unzerachtet es ihm nachgewiesen ist, daß er vor und gleich nach der That völlig besonnen war, dennoch, daß er von dem, was in dem Augenblicke der Vermischung des Grünspans mit dem Kaffee geschah, nichts weiß, so stellt er dadurch die Thatfache auf:

„Daß er in dem Augenblicke, als ihn der P... und die S... verlassen hatten, in einen Zustand versiel, der die Wahrnehmung eigener Handlungen aufhob, und daraus, als die genannten Personen wiederkehrten, sofort wieder erwachte.“

Das völlig Unglaubliche und Abgeschmackte dieser Behauptung fällt in die Augen und bedarf keiner Widerlegung. Ist hiernach der von dem Inculpanten behauptete Zustand als ein falsches Vorgeben dargethan, so gibt es keinen Grund, warum der Angeeschuldigte das, was während des Kaffeetrinkens, und vorzüglich in dem Augenblicke, als er sich allein im Zimmer befand, geschah (und sogar eigene Handlungen), wahrzunehmen, nicht im Stande gewesen seyn sollte, und warum er die ihm angeeschuldigte That, nemlich daß er es war, der den Grünspan in die Untertasse, die seine Frau für sich eingeschenkt hatte, schütete, falls er sich unschuldig, oder vielmehr frei von jedem bösen Vorsatz wider seine Frau fühlt, nicht geradezu abzulugnen vermag. Schon deshalb würde der Angeeschuldigte beinahe für überführt zu achten seyn; es sind aber noch durch die Untersuchung Umstände ausgemittelt, die in ihrem Zusammenhange mit der dem Angeeschuldigten zur Last gelegten That auf das überzeugendste wider ihn sprechen.

1) Bis zur völligen Gewisheit ist dargethan, daß der Angeeschuldigte wirklich Grünspan besaß. Den andern Tag nach dem Vorfall sah die W..., als sie den Deckel der im Hofe eingegrabenen Tonne abhob, um das Wasser auszuschöpfen, ein Tüchlein oben aufschwimmen, welches sie mit dem eisernen Haken der Wede herauslangte, und dessen Inhalt sie für Krafmehl hielt. Der Angeeschuldigte, dem sie es zeigte, nahm es ihr weg, und ging damit in den Stall. Auf Veranlassung des P... suchte die W... im Stalle nach, fand zuerst ein kleines Tüchlein, dann das Papier, welches sie aus dem Wasser gelangt hatte, und brachte beides dem P..., der es dem Magistrat übergab, von dem es, gleich der Tasse, dem Stadtgericht, von diesem dem Criminalgericht in M..., und dann den Sachverständigen, zur chemischen Prüfung des Inhaltes, zugesendet wurde, der sich ganz unbezweifelnd als Grünspan darthat. Der Angeeschuldigte gesteht ausdrücklich ein, daß in einem untern Schubladen im Kram, noch aus der Zeit, als er die Handlung besessen hatte, ungefähr zwei Loth Grünspan lagen, die er dem P... bei der Uebernahme der Handlung nicht mit übergab oder verkaufte, weil es, nach seinem Ausdruche, eine Kleinigkeit war. Rückwärts des von der W... aufgefundenen, in drei Päckchen befindlichen Grünspans, wovon eins, das augenscheinlich im Wasser gelegen hatte, mit der Handschrift des Angeeschuldigten beschrieben war, sagt der Angeeschuldigte:

„Dasjenige Papier mit meiner Handschrift, ist mit dem Grünspan gleich am 12. December, nemlich an demselben Tage des Vorfalls, beim Kaffeetrinken, und

gleich nach diesem, von mir in die Wassertonne auf dem Hofe geworfen worden. Ich weiß mich jedoch nicht mehr zu befinden, woselbst ich jenes oben erwähnte Papier mit Grünspan darthat, als ich es in die Tonne warf, gehabt, namentlich nicht, ob ich selbdes in meiner Tasche gehabt habe. Als nun aber am darauf folgenden Tage durch die Magd jenes Papier mit Grünspan in der Wassertonne gefunden wurde, und ich ihr selbden abgenommen hatte, da beschloß ich, auch den übrigen, noch im Kram befindlichen Grünspan, zugleich mit jenem aus der Tonne, fortzuschaffen. Ich holte ihn aus dem Kram, und warf ihn zusammen in den Blindbrunnen, daher denn zwei Papierchen mit Grünspan nicht im Wasser gelegen haben.“

Die Identität des aufgefundenen, chemisch geprüften Grünspans mit dem, den der Angeeschuldigte im Kram aufbewahrt hatte, ist daher keinem Zweifel unterworfen.

2) Ferner ist das Verhältniß des Angeeschuldigten mit seiner Frau in der Art ausgemittelt, daß sich daraus das Motiv zum Verbrechen mit hoher Wahrscheinlichkeit entnehmen läßt. Nach der Behauptung des Angeeschuldigten hat sich seine Frau durch ein Wochenbette einen unheilbaren Krebschaden zugezogen, der Warnung der Aerzte unerachtet, Befriedigung verlangt, und dadurch ist ein Widerwille gegen sie in dem Angeeschuldigten angeregt worden. Darin stimmen beide, der Angeeschuldigte und seine Frau, überein, daß oftmals Zänkereien unter ihnen vorfielen, die in Thätlichkeiten ausarteten, weshalb auch die Frau, wenige Wochen vor der That, bei dem Stadtgericht auf Scheidung klagte. Der Grund jener Zänkereien lag hauptsächlich in der gegründeten Eifersucht der Frau, die das vertrauliche Verhältniß ihres Mannes mit der N... nicht dulden wollte. Diese N... ist eine Frau von 34 Jahren, an den Bürger und Höker N... in D... verheirathet, und Mutter mehrerer Kinder. Nach ihrer Versicherung hat sie der S... mit Liebesanträgen verfolgt, die sie erst standhaft abwieß; zuletzt gereth sie aber doch mit ihm in ein Verhältniß, das, nach ihrem eigenen Ausdruck, vertrauter war, als es sich für eine verheirathete Frau paßt. Der Angeeschuldigte gesteht auch selbst ein, daß er mit der N... in einem Liebesverkehr gestanden hat, das bis zu einem gewissen Grade von Vertraulichkeit gediehen war; beide, der Angeeschuldigte und die N..., behaupten indessen, daß nie etwas, wirklich strafbares, unter ihnen vorgefallen sey. Nach der Schilderung der N... war die Neigung des Angeeschuldigten zu ihr bis zur höchsten Leidenschaft gediehen, und hierin stimmt ihr auch die verwitterte A... bei, in deren Hause die N...schen Eheleute wohnen, und in deren Zimmer die Frau mit dem Angeeschuldigten zuweilen zusammen kam. So wie sie — die N... — erzählt, hatte sich der S... um die N... zuweilen wie närrisch, die ihn dann ermahnte, sich vernünftig zu betragen, und ihren Umgang zu meiden. Zimmer wußte aber der S... das Verhältniß wieder anzuknüpfen, und stellte sich zuweilen, als wenn er abwesend im Geiste sey. Als die N... einft mit der N... an der Weichsel spazieren ging, sah S... auf dem steilen Ufer, mit den Füßen im Wasser hängend, und weinte. Er schien Lust zu haben, sich zu eräufeln. Es hat ferner die N... zwei Briefe überreicht, die der Angeeschuldigte geküßelt an sie für sie, und die seine überspannte Leidenschaft in hohem Grade darthun. Er erscheint darin, trotz seiner Jahre, wie ein unreifer, von romanhaften Ideen erhiteter Jüngling. Im ersten Briefe nennt sich der Angeeschuldigte „den von allem verlassenem, unglücklichsten Menschen, weil die N... ihn nicht gegrüßt habe, ihr Haß daher auf's neue ihn treffe.“ Er erklärt: „niemals von ihr lassen zu können, unerachtet er leider ein Weib habe, an die er, Umstände wegen, nicht halten



könne." Im zweiten Briefe wird die M... mit dem vertraulichen Du angeredet, und ihr versichert, „daß Wilhelm ihr ewig gut seyn, und an keine Trennung denken würde." Bei dieser Tendenz des Angeschuldigten, ja selbst bei der Wahrheit des Umstandes, — die R... unterstützt ihn, — daß der Angeschuldigte Rücksichts des letzten Genusses unbefriedigt blieb, und daß die M... ihn wiederholt, wegen seines Verhältnisses als Mann einer andern zurückwies, drängt sich der Gedanke von selbst auf, daß der Angeschuldigte, von toller Leidenschaft getrieben, wohl den Entschluß fassen konnte, auf verbrecherische Art sich von dem Bande loszumachen, das ihn von dem, bis zum Wahnsinn geliebten Gegenstande zurückzog. — Sehr eingreifend ist endlich

3) Das Benehmen des Angeschuldigten vorher und nachher, als seine Frau den vergifteten Kaffee genossen hatte, welches durch die eidliche Aussage der darüber vernommenen Zeugen ausgemittelt ist. Als P... hineintrat, saß der Angeschuldigte am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, in nachdenkender Stellung, mithin wie jemand, dessen Inneres irgend ein Gedanke von Wichtigkeit erfüllt. Als die Frau über den Geschmack des Kaffees und über Uebelkeiten klagte, sprang er schnell auf, nahm ihr die Tasse mit den Worten aus der Hand:

„Liebes Kind, was hast Du vor? im Kaffee ist nichts.“ Oder, wie der P... später sagt:

„Liebes Kind, wo wird Gift in dem Kaffee seyn! — es ist Tabakasche, die durch das Ausklopfen meiner Pfeife in die Tasse gefallen ist.“ rührte den, in der Untertasse noch befindlichen Kaffee um, und goß ihn in den Spudnapf aus. Ein Lütchen mit Grünspan wirft er gleich darauf in die Wassertonne. Dann ist er ganz heister, und spielt mit aller Beurteilungskraft und Besonnenheit eine Partie Billard. Den andern Tag findet die W... in der Wassertonne ein Lütchen mit Grünspan, und zeigt es dem Angeschuldigten, der nimmt es ihr aber weg, sprechend:

„was suchst Du hervor; Du weißt ja, die Frau ist so empfindlich.“

und befiehlt ihr, die Schürze, woran beim Abwischen der Hände etwas Grünes kleben geblieben, abzunehmen und auszuspülen. Als dies nicht gehen will, legt sie die Schürze in den Gang, und findet sie nicht wieder. Der Angeschuldigte verbirgt nun allen noch im Kram befindlichen Grünspan im Stalle. Als die W... den Grünspan im Stall aufgefunden und dem P... übergeben hat, droht ihr der Angeschuldigte:

„Du Schinderkröte, was hast Du geredet, wenn Du es noch einmal thust, so breche ich Dir die Knochen im Leibe morsch entzwei.“

Ueberhaupt ist er jetzt unruhig, auf alles aufmerksam; er will es nicht leiden, daß die Diensthoten unter einander sprechen; er geht im Zimmer umher, seufzt, stützt den Kopf in die Hand; er ergreift endlich Abends eine Flinte und geht damit fort, geständig um sich zu erschließen, kehrt aber wieder zurück. Als nach 10 Uhr der Stadtwachtmeister kommt, um ihn zu bewachen, ruft er: „Was habt Ihr mit mir vor, was will der Mann da? ich weiß ja von nichts!“ — Den Tag darauf läßt er den P... rufen; er gesteht sein Unrecht gegen seine Frau ein, er bittet, ihm Rettungsmittel an die Hand zu geben, er liebkost seine Frau, er versichert bitterlich weinend Treue und Aenderung seines Betragens. Insbesondere beschwört er den P..., ihm die Tasse zurückzugeben, damit er sie von dem darin befindlichen Gift säubern, und sie dem P... gereinigt wieder zustellen könne. Er sagte:

„Erbarmet Euch, und macht mich nicht unglücklich, ich kann nicht leugnen, es gethan zu haben, es ist nun ein-

mal nicht zu ändern. Gebt mir die Tasse heraus, daß ich sie reinigen kann, Ihr könnt ja hernach sagen, daß Ihr Euch geirrt habt.“

P..., an des Angeschuldigten Verhältniß mit der M... denkend, sagte:

„Seht da, wohin Euch der Umgang mit einem solchen Weibe, wie die M... ist, geführt hat,“ und er entgegnete darauf:

„Ja, jetzt sehe ich es ein! es ist aber nicht mehr Zeit, diese Sache zu redressiren. Ja, das Weib ist schuld an allem. Wenn ich nur diesmal gerettet werden könnte, würde ich gewiß nicht mehr mit ihr verkehren.“

Sowohl dem P... als seiner Frau gestand er die gegen diese wenigstens getäugelte That ein, als sie zur Kenntniß der Obrigkeit gekommen war.

Merkwürdig ist auch der Brief, den er am 17. December um 8 Uhr dem Stadtrichter P... zuschickte, und in welchem es heißt:

„Die Gefühle meines Herzens halten mir stets die Gräueltthat, zu der mich Abwesenheit meiner selbst, ich möchte beinahe sagen, Wahnsinn verleitete, vor Augen, und martern mich auf das schrecklichste zc. Den Vorfall zu dem Uebel, welches ich beging, gear eine totale Zerrüttung meines Gehirns zc.; ich war sehr weit davon entfernt, in meinen gesunden Tagen ihr, — der Frau — den Tod zu wünschen, noch weniger, ihr das Leben zu nehmen zc.; meine böse That ist vor den Augen der Richter und der Welt entdeckt zc.“

Bei den Vernehmungen vor Gericht sagt Inculpater ferner selbst:

„Alles, was bei dem Auffinden des Grünspans geschah, schwebt mir nicht ganz klar vor Augen, da ich immer wie berauscht und meiner nicht bewußt war. Ich schreibe diesen Zustand der Gewissensangst zu zc.; ich faste am folgenden Tage, nemlich am 13. December, den Entschluß, mich zu erschließen, weil ich über das, was ich nach der Erzählung meiner Frau und des P... gethan hatte, in großer Gewissensangst war.“

„Ich hatte aber kein Herz dazu, die That auszuführen zc.“

Aus allem diesem ergibt sich hinlänglich:

„Daß der Angeschuldigte mit Besonnenheit erst alles zu vertilgen suchte, was als Beweis des von ihm begangenen Verbrechens dienen konnte; daß er aber dann, als ihm dieß nicht gelungen war, von Angst und Furcht vor Strafe sichtlich gefoltert wurde.“

Um nun alles das, was wider den Angeschuldigten feststeht, zu einem Resultate zusammen zu fassen, ist es nöthig, alle durch die Untersuchung ausgemittelten Umstände, in so fern sie wieder eigene Resultate geben, zu wiederholen.

Es sieht demnach fest:

1) daß in dem Kaffee, den die S... am 12. December v. J. aus der Untertasse, die sie für sich eingeschenkt hatte, trank, Grünspan befindlich war;

2) die Vermischung des Grünspans mit dem Kaffee geschah in der Zeit, als der Angeschuldigte sich allein im Zimmer befand;

3) in den verschiedenen Anstellungen des Angeschuldigten liegt das Geständniß der That; der Umstand, welcher die Kraft dieses Geständnisses aufheben soll, nemlich der bewußtlose Zustand des Angeschuldigten, der ihn verhindert, von eigenen Handlungen aus eigener Wahrnehmung zu sprechen, ist als falsch widerlegt (Criminalordnung S. 373);

4) alle übrigen Umstände stehen in genauer Verbindung mit der dem Angeschuldigten angeschuldigten That, und zwar:

a) besaß der Angeschuldigte eben solches Gift, wie es in der Untertasse befindlich war;



h) ist das Motiv zur That bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit ausgemittelt;

c) charakterisirt das Benehmen des Angeschuldigten nach der That ihn als den von Gewissensbissen und Furcht vor Strafe geängsteten Verbrecher.

Hat der Angeschuldigte wirklich Grünspan in den Kaffee, von dem er voraussetzen konnte, daß ihn seine Frau trinken würde, geschüttet, so ist seine böse Absicht um so mehr klar, als man den Sachverständigen Recht geben muß, die noch die Entwicklung des Kupferkalkes in der Untertasse wahrnehmen, und daraus schließen, daß die S... einen Schluck genommen, und der Angeschuldigte das Uebrige weggegossen hatte, überhaupt so viel Grünspan in der Tasse gewesen seyn muß, daß die S..., hätte sie allen Kaffee genossen, gestorben, oder wenigstens in eine gefährliche Krankheit gefallen wäre.

Nach allem diesem ist uners Ermessens:

Der Angeschuldigte der ihm angeschuldigten That für überführt zu achten, und der Thatbestand des Verbrechens dahin als feststehend wider ihn anzunehmen, daß

er in böser Absicht seiner Ehegattin Gift beigebracht, dieses Gift aber nur eine vorübergehende heilbare Krankheit verursacht hat;

wodurch die Anwendung des §. 865, Theil II. Titel 20, des allgemeinen Rechts unbedenklich wird, der das vom Angeschuldigten begangene Verbrechen mit zehnjähriger bis lebenswärtiger Zuchthaus- oder Festungsstrafe ahndet. Die Krankheit der S... war unbedeutend, sie wurde in kurzer Zeit ganz hergestellt, und dieß würde den niedrigsten Grad der in der angeführten Gesetzstelle bestimmten Strafe motiviren, wenn es nicht die Ehegattin des Angeschuldigten wäre, die er zu vergiften versuchte, weshalb ihm eine härtere Strafe treffen muß.

Wir sind daher der rechtlichen Meinung:

Daß der Angeschuldigte wegen versuchter Vergiftung seiner Ehegattin mit zwoßährigem Festungsarrest zu belegen, auch sämtliche Kosten der Untersuchung zu tragen schuldig.

### Fragmente

## aus dem Tagebuche in Plozk.

Den 2. October 1805.

Den ganzen Abend läppischer Weise in Wiegels's Magie gelesen, und mir vorgenommen, einmal, wenn die gute Zeit da seyn wird, zum Nutzen und Frommen aller Verständigen, die ich bei mir sehe, ein Automat anzufertigen! — Quod Deus bene vertat! — Was nehme ich mir alles vor? — Noch ein guter Gedanke! Mit meinen musikalischen Ideen geht es mir so, wie mit Savonarola's, des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich dieser Tage las, Eingebungen. Erst schwirrt's mir wild im Kopfe herum; dann fange ich an, zu fasten und zu beten, d. h. ich setze mich an's Clavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen, und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns. Bald steht die Idee klar da; ich fasse und schreibe sie auf, wie Savonarola seine Prophezeiungen. Ob es nur andere Componisten auch so machen mögen? Aber das erfährt ein königlich preussischer Regierungsrath in Plozk nicht.

Den 6. October.

(In einem musikalischen Birkel gewesen). Es wurden auch einige Quadro's von Haydn gemacht. Erbärmlich, wie gewöhnlich alle Musik hier; aber der himmlische, originelle Gang der Harmonie entzückte mich doch. Haydn würde unendlich groß seyn in der Instrumentalmusik, wenn er das Tändeln ließe. Alle diese Tändeleien in seinen Quartetten verunzieren das Ganze. Die kleinen Menchetti, welche er gewöhnlich Scherzo allegro überschreibt, sind sehr pitant durch originelle Ausweichungen; oft sind sie auch nichts weniger als Scherzo's.

Den 8. October.

Ich quäle mich mit einer Idee zum Trio für Fortepiano, Violino und Cello. Meinem Bedünken nach werde

ich in diesem Genre etwas leisten. Haydn soll mein Meister seyn, so wie in der Vokalmusik Händel und Mozart. Ich schließe mit dem Stoßseufzer, der meine tägliche Litanei ist:

wann werde ich meine Freiheit erhalten?

Als ich noch in Glogau war, hörte ich einst einen russischen Major, — Poie von Geburt, — der eines Duells wegen auf der Festung saß, am Tage, als sein Arrest abgelaufen war, und ihm der Commandant die Freiheit angekündigt hatte, ausrufen:

Ah, je suis libre!

Der Ausdruck, die Stimme, gingen mir durch die Seele; ich theilte sein Entzücken. Ich dachte an Yorik und den gefangenen Staar. O ich bin gefangen, ich bin in Banden, wann schlägt der Erlösung Stunde!

Den 16. October.

Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde? Ich muß die Frage dem Präsidenten\*\* oder dem Großkanzler vorlegen, die werden es wissen.

Den 17. October.

Gearbeitet den ganzen Tag. O weh! — ich werde immer mehr zum Regierungsrath. Wer hätte das gedacht vor drei Jahren? Die Muse entflieht, der Altensraub macht die Aussicht finster und trübe! Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es den Beweis der ungeheuern Erbärmlichkeit gibt, in die ich hier versinke. Wo sind meine Vorsätze hin, wo meine schönen Pläne für die Zukunft? Allmächtiger W. bitte für mich, hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe, oder laß mich den Rhein, wie Moses das gelobte Land aus der Ferne sehen!

\* Baumgarten, der schon oben erwähnte Rath, welcher dem Großkanzler in Bedienung angelegenheiten vortrug.



Den 20. October.

Mich zum erstenmal gedruckt gesehen im Freimuthigen. Habe das Blatt zwanzigmal mit süßen, liebevollen Blicken der Vaterfreude angeguckt; frohe Aspekte zur literarischen Laufbahn! Jetzt muß was sehr wichtiges gemacht werden.

Den 17. November.

Herr Nägeli — (dem Hoffmann für sein Répertoire du Clavecinste Compositionen übersandt, und der sie zurückgewiesen hatte) — hat mir gesagt, woran ich bin. Sonderbar genug, daß ich, an demselben Tage, an welchem ich von der Miserabilität meiner Compositionen überzeugt wurde, den Muth hatte, eine Andante zu setzen; jetzt will ich ein Buch machen!

Den ersten Januar 1804.

Die October- und Novemberstücke des nun seit dem 17. November recht sanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien. Von heute an wird regulär Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens, die bunte Welt innerhalb der vier Wände der Gehirnkassens mit eingerechnet. Zwei für mich wichtige Dinge geben jetzt bald meinem zu einfachen Leben einen neuen Schwung; die mir angebotene Befreiung nach Warschau, welche ich angenommen habe, und der Tod der alten Tante in Königsberg, der mich vielleicht zum vermögenden Mann gemacht hat<sup>1</sup>. Wie wird nun alles werden! Wie weit werde ich mit meinen weitgeschichtigen Plänen für das Künstlerleben in diesem Jahre kommen?

\*, \*\*, \*\*\*, waren hier, drei Männer, bereit, in den feurigen Ofen des Trinkgelags auf der Redoute geschoben zu werden. Ich sollte mit Gott behüte und bewahre! Meine Salamandernatur hat ein Ende.<sup>2</sup>

Den 4. Januar.

Der Sierakowski'sche Concurs ist durchgesehen, das Gerüst zum Feuerwerk, welches ich künftigen Freitag abbrennen will, ist fertig. Wahrhaftig, habe ich erst dieß Leben hinter mir, soll die wahre Thätigkeit losgehen! Arm an Ereignissen, arm an Ideen. Mein Tagebuch ist dürr und ode, wie der Weg von Posen nach Berlin, aber, hat man erst die Genad'armesthürme im Auge, so windet man sich leicht durch die Dornen, die noch hin und her aufhalten. Hängen will ich nichts lassen. Jetzt habe ich nichts angelegentlicheres zu thun, als den Besuch der Entbinderin der Feenwelt abzuwarten.

Den 6. Januar.

Morgens Session. Sierakowski vorgetragen. Von 4 bis 10 in der neuen Ressource; mit \* und \*\* gebischöft. Ungehore Spannung des Abends. Alle Nerven excitirt von dem gewürzten Wein. Anwandlungen von Todesgedanken. Doppeltgänger.

Den 7. Januar.

Mit unbehaglichem Gefühl stand ich heute auf, Folgen des gestrigen Rausches, ich muß noch einmal strenge Diät halten. Nachmittag Sandbide gelesen. Die Norm eines guten Romans. Der philosophisch ausgeführte Satz versteckt sich hinter den Vorhang voll Karikaturen. Die Würze ist, der Menschen Ueberheit, mit lebhaftem Colorit dargestellt. Abends an der Messe geschwieben, ich bin aufgelegt zum Componiren.

Den 15. Januar.

Mittags bei \* geessen, mit \*\* und einem rothen wohlgenährten Pfaffen, Feldprediger \*\*\*, schwedische Nationalphysiognomie.

<sup>1</sup> In dieser Hoffnung fand er sich später getäuscht. Der Nachlaß war nur unbedeutend.

<sup>2</sup> Die Kraft, der Verlockung einer solchen Aufforderung zu widerstehen war gewiß eine der oben erwähnten wohlthätigen Folgen seines mehr auf die Entwicklung des Innern gerichteten Lebens in Pöst.

Das Ideal der Glaubenheit. Viel gefalbadert über Kunst und Kunstian. Gott, was für Dugendmenschen! Können sie zur Noth Pissellgemäde von Delfstücken unterscheiden, so sind sie Kenner.

Den 16. Januar.

Gearbeitet. Abends die kühne Idee gefaßt, eine Kreuzerleuchtung und die Schlacht bei Abukir, in Hackerschem Styl, transparent auszuführen; — erst muß ich Relationen schmieden.

In Königsberg geschrieben den 7. Februar.

\* und \*\* gaben ein Concert; ich bin da gewesen. — \* hatte sich vergriffen, er blies statt des Fagotts den Kamm. \*\* sang die Arie des Arbace aus Idomeneo.

Die Arie ist wohl eigentlich ein satyrischer Hieb Mozarts auf die Castraten und ihre Singmanier. Er hat's nur ironisch gemeint, das merken aber manche Herren nicht! Abends ging ich mit Weiß und Schwarz zu Hause. Man könnte dieß für ein Bonmot halten, die Leute hießen aber wirklich so.

Den 9. Februar.

Abends den Grafen Benjowsky gesehen. Es war die Parodie von Schlegel, wenigstens machten's die Schauspieler dazu. Meine Galle über das geist- und herzlose, oder vielmehr kopflose Spiel habe ich ausgelassen in der Caricatur: le coeur palpite! Will ein Collectorenbuch zu Zeichnungen anlegen.

Den 13. Februar.

Ein kleiner Vorfall! nein, kein kleiner Vorfall, ein Ereigniß, wichtig für Kopf und Herz, hebt den heutigen Tag über seine meisten älteren Brüder hinaus. Ein junges blühendes Mädchen, schön wie Correggio's Magdalena, gewachsen wie die Grazie der Angelica Kaufmann, stand Nachmittags vor mir; es war Matthea N. Sie hatte der Mutter Grazie. Das Ideal meiner kindischen Fantasia von dem Vormals meiner Inamorata stand vor mir, eine süße, unbekante Weiblichkeit ergriff mich; sie blickte mich mehrmals bedeutend an. Gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig, als sie mir. Die Mansell \*\*, die jüngere, introducierte sie. Der Dösel sprach unendlich lange von einem Begräbniß; vergebens rang ich darnach, dem Gespräch eine interessante Wendung zu geben. Das aufgeblähte Mädchen wollte ich mit meinen Geistesarmen umranken, sie unmerklich in die magischen Kreise meiner Imagination zu ziehen. Einige emphatische Augenblicke hätten mich schablos gehalten für das geisttödtende Einerlei der vorigen Woche, aber es ging nicht. Die \*\* verdarb alles mit ihrem bleiernen Wesen, mit ihrer Langweiligkeit. Ich lese Rousseau's Bekenntnisse vielleicht zum dreißigsten male; ich finde mich in manchem ähnlich; auch mir verwirren sich die Gedanken, wenn es darauf ankommt, Gefühle in Worte zu fassen. Ich bin sonderbar bewegt. Der Todten sey hier ein Monument gesetzt! Es ist lebendiger, als sonst die castra doloris zu seyn pflegen, da, statt des marmornen Todesengels auf jenen, hier eine lebendige Grazie die Hauptrolle spielt. Das Compliment zum Abschiede war höchst abgeschmackt. Ich wollte zu viel sagen. — Bei gehöriger Mühe rede ich, wie oft auch im Traume, am schönsten; ich mache auch wohl Impromptu's; aber, wie gesagt, alles mit Mühe.

Den 10. März.

Das Verfertigungsrescript erhalten. Große Genetale pause geschlossen bis zur Ankunft in Warschau<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Randbemerkung Hoffmann's im Tagebuch: „Sie ist gestorben.“

<sup>2</sup> Dort ist das Tagebuch nicht mehr fortgesetzt worden.



## Schreiben eines Klostergeistlichen

an seinen Freund in der Hauptstadt.

Ich danke Dir von Herzen, mein lieber Freund Theodor, daß Du mir die bestellten Bücher so bald überfendet hast. Der Pater Prior hatte die Gnade, mir die Kiste, ohne sie zu öffnen, auf die Belle zu schicken, und es war mir lieb, daß Bruder Vincentius, der mich besucht hatte, eben fortging, als ich sie erhielt und begierig auspackte; er würde an den vielen bunten Heften, die Du mir ohne weitere Bestellung mitgeschickt hast, ein Vergerniß genommen haben. Du irrst Dich nicht, mein lieber Freund Theodor; auch in meinen Mauern erfahre ich gern, wie es in der Welt, die ich für immer verließ, zugehet, und deshalb habe ich die Zeitung für die elegante Welt und den Freimüthigen mit vielem Vergnügen gelesen, unerachtet mir manches ganz besonders und ungereimt vorkam, welches wohl daher rühren mag, daß mir in meiner Zelle die Beziehungen fremd sind. So viel habe ich wohl gesehen, daß die Schriftsteller in den beiden Zeitungen sehr böse auf einander und immer ganz verschiedener Meinung sind. Sie lassen sich manchmal recht groß an, und wollen ihre Sache mit häßlichen Ausfällen und anzüglichen Schimpfreden vertheidigen. Das gefällt mir nicht, und ich habe an Sr. Hochwürden den Herrn Prälaten gedacht, der einmal den Pater Adalbertus tüchtig ausschalt, weil er in der Predigt am Tage St. Antonii de Padua auf den Doktor Luther ungemein geschimpft hatte. Der Herr Prälat meinte: das hiesse der guten Sache mehr schaden als nützen, und sey das Zeichen eines rohen schlechten Gemüths! — Ganz von Freude ergriffen bin ich aber worden, als ich las, daß der berühmte Herr Schiller, der, wenn ich nicht irre, der Verfasser des schönen Gedichts ist, welches Don Carlos heißt, und welches ich, als ich noch in der Welt war, gelesen habe, ein neues Trauerspiel verfertigt und darin den Chor nach Art der alten griechischen Tragödien angebracht hat. — Es heißt ja die Braut von Messina. — Du weißt, mein lieber Freund Theodor, daß ich von jeher die Musik eifrig studirt und mich nicht begnügt habe mit dem oberflächlichen theoretischen Wesen, welches hinreicht, etwa eine Motiva, eine Vesper, oder ein neues Offertorium für einen Heiligentag zu setzen. Auf die Musik der Alten war mein vorzüglichstes Augenmerk gerichtet, und es ergriff mich ein tiefer Schmerz, wenn ich in den alten Schriftstellern von den außerordentlichen Wirkungen las, die sie hervorgebracht haben soll, und daran dachte, daß die Art, wie sie ausgeübt wurde, so ganz verloren gegangen ist. Alles was ich in den alten Scribenten aufsuchen konnte über die Musik und die damit verbundenen theatralischen Vorstellungen der alten Griechen, habe ich verglichen; aber noch ist es mir ganz dunkel, was ich in Vergleichung mit demjenigen, was wir jetzt Deklamation und Gesang nennen, von der Deklamation der griechischen Tragödien, die mit Noten bezeichnet war, von Klanginstrumenten begleitet wurde, und Melopöia hieß, halten soll. Die Chöre der griechischen Tragödien haben sich gewiß noch mehr, als die Deklamationen der übrigen Verse, dem eigentlichen Gesange genähert; sie wurden von verschiedenen Stimmen im Einklange

vorgetragen und von Klanginstrumenten begleitet. Dies beweist unter andern die Stelle im Philosophen Seneca, wo es heißt:

„Non vides quam multorum vocibus chorus constet, unus tamen ex omnibus sonus redditur. Aliqua illic acuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae, interponuntur tibiae, singulorum illic voces latent, omnium apparent, etc.“

Wie das aber eigentlich ins Werk gerichtet wurde, in wie fern sich die Deklamation des Chors der wirklichen Melodie näherte oder nicht, davon habe ich keine deutliche Vorstellung, und, so viel ich weiß, ist es auch bis jetzt niemand gelungen, dem Dinge so auf die Spur zu kommen, daß man es hätte nachmachen können. — Den Herren Gelehrten in Weimar war die wichtige Entdeckung vorbehalten! — So wie ich lese, wird das erwähnte neue Trauerspiel des Herrn Schiller dort auf der Bühne aufgeführt, und unbezweifelt hat man daher die Deklamation notirt, und sie wird von Klanginstrumenten begleitet. Schreibe mir, mein Lieber, ob Herr Schiller selbst, oder ein anderer, den Alten so glücklich auf die Spur gekommen ist, und welche Mittel man angewendet hat, die Schauspieler und Konkünstler in das Geheimniß der uns ganz fremd gewordenen Melopöia einzuweißen. Jemand schreibt zwar in dem Freimüthigen, daß der Chor von sieben Männern gesprochen worden sey, und daß es gelungen habe, als sagten Schiller ihre Lektion auf, und ich kann mir auch in der That nichts läppischeres und ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem Theater Verse hersagen, ohne an jene notirte Deklamation, die sie zum Halten des Tons und des Rhythmus nöthigt, gebunden zu seyn; ich kann es mir aber gar nicht denken, daß die gelehrten Herren in Weimar jemals auf den Gedanken gerathen seyn sollten, den griechischen Chor wieder auf das Theater zu bringen, wenn sie nicht die Art seiner Darstellung bei den Alten im ganzen Umfange inne hätten; bei der Vorstellung, die jener tadelnsüchtige Mann sah, waren die Tibisten wahrscheinlich noch nicht eingespielt. Schreibe mir doch ferner, mein lieber Freund Theodor, ob die Flötenspieler die Deklamation durch das ganze Stück begleitet, oder nur den Chor unterstützt haben, so wie auch, ob man die Tragödie mit Masken und mit Kothurn gegeben hat. Auch bin ich begierig zu wissen, was für eine Wirkung der Chor auf die Zuhörer gemacht hat; ob sie erschüttert worden sind, oder ob es den Schauspielern so gegangen ist, wie dem seligen Herrn Professor Meibom, den der ganze Hof der Königin Christina auslachte, als er eine griechische *Tris* zu singen anfing. Das war unartig, denn der Mann war grundgelehrt, und meinte es gut, hatte aber manchmal sehr närrische Einfälle, wie man es in vielen Schriften lesen kann. Endlich wünsche ich von Dir über die Ursache belehrt zu werden, warum der Herr Schiller zu dem Trauerspiel nach griechischer Art nicht eine Heroengeschichte aus der alten, sondern eine Historie aus der neueren Zeit gewählt hat. Das kommt mir so vor,



als wenn die hiesigen Nonnen zu St. Ursula das Staatskleid, welches sonst die Gebendeiete trägt, zu Weihnachten dem heiligen Kinde anziehen, das ist immer zu lang und zu weit, will überall nicht passen, und sieht nicht gut aus.

Hat man nur erst die Melopöia wieder hergestellt, und sind die Leute über das ungewöhnliche des ersten Eindrucks weg, so wird sich das weitere wohl geben. Ohne Klanginstrumente, ohne notirte Deklamation, wird alles nur ein unnützes Geplapper seyn. Das Trauer-

spiel General Wallenstein, welches von Herrn Schüler in Versen geschrieben seyn soll, und die Hussiten vor Raumburg, welches ein schönes Stück seyn muß, da sie sich so darüber streiten, werden sie mit der tragischen Bassflöte (tibia dextra), und die neuen Lustspiele des Herrn von Kogebue in Versen, mit der komischen Diskantflöte (tibia sinistra) aufführen. Das möchte ich selbst gerne hören. — Lebe wohl, mein lieber Freund Theodor, ich bete für Dich zu den Heiligen und bin ze.

## Hoffmann's Testament.

Wir, nemlich ich, der Kammergerichtsrath Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, und ich, Maria Tekla Michaeline, geborne Rorer, haben nun bereits seit zwanzig Jahren in einer fortdauernd glücklichen, wahrhaft zufriedenen Ehe gelebt. Gott hat uns keine Kinder am Leben erhalten, aber sonst uns manche Freude geschenkt, doch uns auch mit sehr schweren harten Leiden geprüft, die wir mit standhaftem Muth ertragen haben. Einer ist immer des andern Stütze gewesen, wie das denn Eheleute sind, die sich, so wie wir, recht aus den treuesten Herzen lieben und ehren.

Sollte es nun Gott gefallen, unsern Bund zu trennen, und einen oder den andern aus dieser Zeitlichkeit abzurufen, so verordnen wir hiemit, segtwillig und wechselseitig, daß dem überlebenden Ehegatten der Nachlaß des Verstorbenen, nicht das mindeste davon ausgenommen, als vollkommen freies, uneingeschränktes Eigenthum, worüber er nach Willkühr verfügen kann, ohne jemandem darüber Rede und Antwort zu geben, erblich zufallen soll.

Ich, der Ehegatte, habe diese wechselseitige letzte Verfügung selbst geschrieben, ich, die Ehegattin, dieselbe mehrmals durchgesehen, beide bekräftigen und vollziehen wir aber diesen unsern ausgesprochenen letzten Willen, durch unsere eigenhändige Namens-Unterschrift und Beidrückung unseres gewöhnlichen Siegels.

Berlin den sechsundzwanzigsten März. Ein tausend achthundert und zweiundzwanzig.

Ernst Theod. Hoffmann,  
Königlicher Kammergerichtsrath.  
(L. S.)

Maria Tekla Michaelina Rorer,  
verehelichte Hoffmann.  
(L. S.)